Schwarz und Weiß

Bilder von einer Reise durch das Arbeitsgebiet der Berliner Mission

in

Südafrika

von

M. Wilde

LIBRARY OF PRINCETON
JAN 2001
THEOLOGICAL SEMINARY

BV3625 .W11 1913
Wilde, Martin.
Schwarz und Weiss, Bilder vom e.
Reise Durch das Arbeitsgebiet de
Mission in Deutsafrika.

w.a.V.

Aus einem erbaulichen
Missionsgottesdienste
seiner Trude mitgebracht.

Berlin-Tegel, den 3. VII. 20

Zerich

Digitized by the Internet Archive
in 2017 with funding from
Princeton Theological Seminary Library

https://archive.org/details/schwarzundweissb00wild

Schwarz und Weiß

Bilder von einer Reise durch das Arbeitsgebiet der Berliner Mission

in Südafrika

von

M. Wilde
Missionsinspektor

Mit 101 Abbildungen und 6 Karten

Buchhandlung der Berliner evangelischen Missionsgesellschaft in Berlin
1913

Druck von J. J. Auguſtin in Glückſtadt und Hamburg.

Vorwort

Vom Sommer des Jahres 1910 bis zum Sommer 1911 bin ich in dem Gebiet des jetzt vereinigten Südafrika gereist, um im Auftrage der Berliner Missionsgesellschaft deren südafrikanische Stationen zu visitieren. Die Beobachtungen, die ich auf diesen Reisen gemacht habe, habe ich in der nachfolgenden Schrift niedergelegt. Sie sind nicht stehen geblieben und konnten nicht stehen bleiben bei der reinen Missionsarbeit. Eine entwickelte Missionsarbeit in einer entwickelten Kolonie ist so stark mit deren Leben verbunden, daß der Blick immer wieder von der Mission zur Kolonisation und umgekehrt wandern muß. Unwillkürlich tritt die Mission unter den Gesichtspunkt der Kolonisation und die Kolonisation unter den großen welt- und reichsgottesgeschichtlichen Gesichtspunkt der Mission. Das kommt auch in den folgenden Blättern zum Ausdruck.

Es sind nicht erschöpfende Darlegungen, die ich biete. Erst recht erhebe ich für die Urteile, die ich mir gebildet habe, nicht den Anspruch der Unfehlbarkeit. Wenn mir etwas auf meiner Reise durch Südafrika zum Bewußtsein gekommen ist, so ist es das, daß man in zehneinhalb Monaten ein so großes Kolonialland und die verschiedenen Lebensäußerungen in ihm nur in sehr bescheidenem Umfange kennen und wirklich verstehen lernen kann. Einen Vorteil aber hat der Reisende. Er gewinnt lebendige Anschauungen, und er ist in der Lage, die vielen Urteile und Darstellungen der Verhältnisse,

die er hört und lieſt, mit der Wirklichkeit an einer Reihe von Punkten vergleichen zu können. Deshalb hoffe ich, daß ich den Leſer nicht langweilen werde und daß meine Überblicke ihm nicht wertlos ſein werden.

Für den Miſſionsfreund bedeutet das Buch einen Rechenſchaftsbericht über meine Reiſe. Ich hoffe, der Bericht wird ihn erfreuen, denn er läßt ihn erkennen, daß ſeine Arbeit nicht vergeblich geweſen iſt. Der Kolonialfreund wird manches aus ihm entnehmen können. Meine Reiſe durch Südafrika hat mir einen ſtarken Eindruck davon gegeben, daß das Studium der Geſchichte dieſer in der Neuzeit älteſten Koloniſation in Afrika von hoher Bedeutung für alle kolonialen Beſtrebungen im ſchwarzen Erdteil iſt. Auch was uns Südafrika lehrt über das Verhältnis von Koloniſation und Miſſion wird für den Kolonialfreund von Wert ſein.

Die Bilder, die ich dem Buch beigegeben habe, ſind faſt ausnahmslos Wiedergaben von Aufnahmen, die ich ſelbſt auf meiner Reiſe gemacht habe.

Die Karten verdanke ich Herrn Pfarrer Kittlaus-Buchholz.

Heute vor zwei Jahren nahm ich an der Weihnachtsfeier in Botſchabelo teil. Die Sonne eines heißen Tages war untergegangen, und ich ſaß in der großen Miſſionskirche. Im Altarraum ſtanden zwei Lichterbäume, die von fern unſeren Tannenbäumen täuſchend glichen und erſt dem Nähertretenden verrieten, daß ſie nur Holzgeſtelle waren, um deren künſtliche Äſte ſich wildes Spargelkraut wand. Der Hintergrund der Kirche war gefüllt von der Gemeinde. Vorn ſaßen Hunderte von

sauber gekleideten Kindern, deren große Augen das Licht der Kerzen vielfach widerstrahlten, und die dem Missionar, der vor dem Altar stand, fröhlich mit Bibelsprüchen und Weihnachtsliedern antworteten. Als die liturgische Feier zu Ende war, erhob sich Bank für Bank, um in den Altarraum zu gehen. Jedes Kind empfing ein großes Stück schwarzen Süßbrotes. Ihr Geschenk in beiden Händen haltend, kehrten sie auf der anderen Seite des Altarraumes in das Schiff der Kirche zurück. Die Angesichter reich beschenkter Kinder in der deutschen Heimat können nicht glücklicher strahlen, als die dieser schwarzen Kinder, die ihr Stück Brot empfangen hatten.

Das ist mir ein Bild gewesen von dem, was der weiße Mann in Südafrika soll, wenn er auf gleichem Grunde mit den Schwarzen zusammenlebt. Er soll sie hinführen in das Licht, das Gott ihm hat aufgehen lassen, und er soll ihnen austeilen das geistige und geistliche Brot, von dem er ißt, wenn er will, daß sie die Mühen und Lasten des Tages mit ihm und für ihn tragen sollen.

Berlin, den 24. Dezember 1912.

M. Wilde,
Missionsinspektor.

Inhalts-Verzeichnis.

Schwarz und Weiß unter dem Zeichen der Koloniſation.

Seite

Der weiße Mann in Südafrika 3
Der ſchwarze Mann in Südafrika 31
Auf Reiſen unter Schwarz und Weiß 53
Die Kultur der Eingeborenen 84
Die Religion der Eingeborenen 104
Die Geſtaltung des Lebens der Eingeborenen unter dem Einfluß der Koloniſation 121

Schwarz und Weiß unter dem Zeichen der Miſſion.

Die Miſſionen in Südafrika 143
Bilder aus der Arbeit der Berliner Miſſion 161
Arbeit an den Stämmen 167
Arbeit an Farbigen, die unter dem vorwiegenden Einfluß von Weißen leben 200
Beſondere Arbeitszweige 220
Auf dem Wege zur ſelbſtändigen Miſſionskirche 250

Südafrika an der Schwelle einer neuen Zeit.

Alte Fragen in neuem Gewande 265

Schwarz und Weiß unter dem Zeichen der Kolonisation.

Devilspeak bei Kapstadt.

Der weiße Mann in Südafrika.

Südafrika liegt fast zwischen gleichen Breitengraden, wie Nordafrika. Die südlichste Spitze des schwarzen Erdteiles ist dem Äquator noch um einen Grad näher, als Tanger. Trotzdem macht der Süden und Südwesten des Kaplandes landschaftlich und zum Teil auch klimatisch viel mehr den Eindruck eines europäischen als eines afrikanischen Landes. Die Linien der Gebirgszüge, vieles in der Vegetation des Landes erinnert an Europa; auch daß der Winter Regenzeit ist, mutet uns heimatlich an.

Hier setzte vor mehr als 250 Jahren die größte und folgenreichste Kolonisation der Neuzeit auf afrikanischem Boden ein, und hier trafen Weiß und Schwarz zu der Gemeinschaft des Lebens auf gleichem Boden zusammen, deren Fragen bis heute Südafrika bewegen, und die alle jüngeren afrikanischen Kolonien in Atem halten.

Es war eine Ackerbaukolonie, die die holländischen Einwanderer, später verstärkt durch Zuzug französischer Hugenotten und

Die treibende Kraft der kolonisatorischen Ausbreitung.

deutscher Emigranten, haben wollten, und Ackerbauer sind die Pioniere der südafrikanischen Kolonisation geblieben. Sie sind über die Langen- und die Schwarzen-Berge hinübergestiegen in die weiten, nur mit spärlichem Busch- und Graswuchs bedeckten Flächen der Karroo, über deren hier und da aus der Ebene hervorragenden Kopjes und Plattbergen schon ein echt afrikanischer Himmel leuchtet. Sie sind über die Nieuweveld-Berge gegangen und haben die Abdachung bis zum Oranjefluß besetzt. Sie haben den Oranje überschritten und haben das im Westen flache, im Osten gebirgige Gebiet zwischen Oranje und Vaalfluß eingenommen. Über die an ihrer höchsten Stelle bis zu 3300 Meter über den Meeresspiegel sich erhebenden Drakensberge, deren Kette vom Südosten der Kapkolonie nordwärts laufend sich bis in die subtropischen Teile Transvaals ausdehnt, sind sie hinabgestiegen in das hügelige Natal. Von dort sind sie nordwärts über den Vaal gegangen und haben sich auf dem fruchtbaren, aber kahlen, in langen, einförmigen Hügelwellen verlaufenden Hochfelde Südtransvaals und in dem Buschfelde Nordtransvaals bis in die bereits in den Tropen liegenden Zoutpansberge hinein angesiedelt.

Aber dies kolonisatorische Vorgehen entsprang nicht dem natürlichen Bedürfnis der Ausdehnung. Die Kapkolonie hätte für eine natürliche Ausdehnung noch lange Raum geboten. Riesige Gebiete fruchtbaren Bodens liegen heute noch in Südafrika, über die weder der Bur den Pflug gehen oder sein Vieh treiben läßt, noch der Schwarze mit der Hacke geht. Der treibende Stachel für die Vorwärtsbewegung der Ackerbaukolonisten war die britische Herrschaft.

Die Engländer waren die ersten im Lande gewesen. Schon 1620 war das Gebiet bei der Tafelbai zum Besitz der Krone Englands erklärt. Aber die Engländer erhoben keinen Widerspruch, als 32 Jahre später die Holländer an der Bai eine Festung anlegten und das umliegende Land zu besetzen anfingen. 1795 zum ersten Male, 1806 endgültig kam das Kapland nach dem Kriege Englands mit Frankreich, in den Holland verwickelt war, in den Besitz Großbritanniens. Damit wurde ein neues koloni-

Landschaft beim van Reenens-Paß.
Zwischen Oranje und Natal.

satorisches Prinzip in Südafrika wirksam, und seine Träger waren die Herren im Lande. Der Kampf der beiden Prinzipien, das eine von den Buren, das andere von den Engländern vertreten, hat die koloniale Entwicklung Südafrikas bestimmt und bestimmt sie heute noch. Der Bur will als Ackerbauer den Boden zu eigen haben und ihn mit möglichst geringer eigener Anstrengung von Farbigen bestellen lassen. Darum galt es, von dem Farbigen das Land zu bekommen und den Farbigen zum Arbeiter zu machen. Interessengemeinschaft verband zu gemeinsamem Vorgehen. Im übrigen hatte der Bur, der sich als souveräner Herr auf seiner, nicht zu klein bemessenen Scholle fühlte, wenig Interesse daran, sich von einer Regierung leiten zu lassen, es sei denn, daß es sich um die Führung in der Niederwerfung widerspenstiger Farbigenstämme handelte, und gar keines, das Land unter irgendwelcher positiver Berücksichtigung auch der Schwarzen regiert zu sehen. Er gab seinem schwarzen Dienstknecht oder Sklaven, was er zum Leben brauchte, und übte Aufsicht über ihn.

England will Handel treiben und regieren. Es muß regieren wollen, weil es Handel treibt, und Art und Umfang seiner Regierungstätigkeit wird von dem Handelsprinzip bestimmt. Der Handel braucht Produzenten und Konsumenten. Er hat gar kein Interesse daran, ein Land volkärmer und unselbständig zu machen oder seine Bewohner auch nur hart zu behandeln. Vielmehr ist es sein natürliches Interesse, volkreiche Länder und in unschädlicher Selbständigkeit nicht beunruhigte Völker zu haben und Bedürfnisse wie Produktionsfähigkeit dieser Völker gehoben zu sehen. Je volkreicher, je zufriedener, je gehobener Länder und Völker, desto mehr und desto bessere Abnehmer und Produzenten. Erst volle Konkurrenzfähigkeit anderer Völker ändert das Bild.

Dem englischen Empfinden den Eingeborenen gegenüber hat den edelsten Ausdruck vielleicht der große englische Afrikaner Livingstone gegeben. Er wies den Eingeborenen am Ngamisee den Weg nach S. Paolo de Loanda mit dem ausgesprochenen Zweck, sie zu legalem Handel in den Stand zu setzen, damit der Menschenhandel verschwände, und er sprach später das Wort aus: „In Afrika sind die Posten der Obrigkeit vakant, und jede

Kulturmacht tut ein Werk der Barmherzigkeit, die diese vakanten Posten besetzt." Die englische Kolonisation mag ihr Prinzip nicht so christlich auffassen, wie der Missionar Livingstone. Aber Livingstone fühlte und handelte nicht nur christlich, sondern auch englisch.

Handeltreiben und Regieren. Der Handel hat ein lebhaftes Interesse an Sicherheit und Ordnung, und darum ein Interesse am Regieren. Er wird unweigerlich zum Schwerte greifen, um sich Weg zu bahnen. Er wird zum Schwerte greifen, um Sicherheit und Ordnung herzustellen, gegebenenfalls um Konkurrenz zu brechen und Werte in die Hand zu bekommen. Aber sein Regieren wird über den Schutz des eigensten Interesses hinaus keiner Härte gebrauchen. Eine willige Anerkennung der Existenz der primitiven Völker und die Geneigtheit, ihre Hebung planmäßig zu betreiben, sind ihm angeboren. Damit aber sind zwei sehr wesentliche Faktoren einer wirklichen Regierung von Kolonialstaaten gegeben.

In der Geschichte der Kolonisation Südafrikas sind diese beiden Prinzipien, das burische und das englische, aufeinandergetroffen, und ihr Widerstreit ist die Feder in der Uhr der kolonialen Geschichte, die treibende Kraft zunächst der kolonisatorischen Ausbreitung gewesen.

Freilich trat diese Spannung nicht sogleich in Erscheinung. Die neue englische Kolonialregierung fand die Buren in Kämpfe mit den Kaffern im Osten der Kolonie verwickelt, und sie hat nicht gezögert, diesen Kampf im gemeinsamen Interesse der Herrschaft der Weißen zu Ende zu führen. Auch später hat sie noch wiederholt in neuen Kaffernkriegen das Schwert gezogen, um ihre Herrschaft zu sichern und auszudehnen. Aber inzwischen wurde auch fühlbar, daß sie den Eingeborenen gegenüber grundsätzlich eine andere Politik verfolgte, als sie der angesessenen Burenbevölkerung genehm war, und es wurde weiter offenbar, daß sie auch die Buren durchaus als ihre Untertanen ansah, die sie regieren wollte. Die Gewährung des Rechtes auf Grundbesitz an die Hottentotten im Jahre 1829, vollends die Aufhebung der Sklaverei im Jahre 1834 veranlaßten einen Teil der Buren zur Abwanderung nach Norden und zur Besetzung des Gebietes

jenseit des Oranje. Aber die englische Regierung beanspruchte nach wie vor Hoheitsrechte über sie und legte die Hand auch auf das neubesetzte Gebiet. Ende der dreißiger Jahre waren die Buren in Natal eingedrungen und hatten sich nach hartem Kampf mit den Sulu festgesetzt. Da wurde auch Natal zur englischen Kolonie gemacht, die Buren als Untertanen der britischen Regierung angesehen, und aus Natal und Oranje gleichzeitig zogen die entschlosseneren Elemente weiter nach Norden und begannen das heutige Transvaal zu besiedeln. So ist die Spannung zwischen burischer und englischer Politik die treibende Kraft für die Ausdehnung der Kolonisation Südafrikas gewesen.

Boden- und Wasserverhältnisse.

Um guten Ackerboden und um Weidefelder brauchte man sich nicht zu sorgen, als man das namentlich im Süden und Osten fruchtbare Kapland verließ. Auch jenseit des Oranje ließ sich Korn bauen, vor allem aber leicht Viehzucht treiben. Erst recht durfte man in Natal auf gute Erträge der Landwirtschaft hoffen. Und auch die, die aus Widerwillen gegen die englische Herrschaft ihre Zeltpflöcke im Gebiet des Oranje und in Natal wieder auszogen, um weiter nordwärts zu wandern, hatten wohl die Schwierigkeiten der Pionierarbeit, aber keinen Mangel zu befürchten. Das Hoogeveld nördlich des Vaalflusses, auf dessen mehr als 1800 Meter über den Meeresspiegel sich erhebenden Hügelwellen sich die Wässer scheiden, die südlich und westlich dem Vaalfluß zufließen und in ihrem weiteren Lauf dem Atlantischen Ozean zugeführt werden, und diejenigen, die in nördlicher Richtung den Limpopo und mit ihm den Indischen Ozean suchen, bot gesundes Klima, fruchtbaren Ackerboden und reiche Weidefelder. Und wer von den Vortrekkern noch weiter nördlich ins Buschfeld zog, kam wohl ins Fieberland, aber auf armem Boden brauchte er sich nicht anzusiedeln. Roter Lehm auf den meisten, große Flächen fetten, grau-schwarzen Schlickbodens (der Afrikaner nennt ihn „Torf") auf einigen Stellen waren vorhanden.

Not machten nur die Wasserverhältnisse. In regenreichen Jahren ließen sich ja auch auf „Trockenländereien" Ernten erzielen. Aber wie, wenn der Regen ausblieb? Wo in Gebirgsgegenden immer laufende Flüsse und Bäche vorhanden sind, wie in den Zoutpans-

bergen, den Blaubergen, der Holzbuschgegend, konnte man „ausleiten", d. h. durch lange Gräben anhöher gelegenen Stellen aus den Wasserläufen entnehmen, um die tiefer gelegenen Flächen zu bewässern. Aber an manchen Stellen ist das unmöglich, weil das Flußbett tief eingeschnitten ist und die Zuleitungen von unverhältnismäßiger Länge sein müßten. Vollends ist es ausgeschlossen, wo die Flüsse in der Trockenzeit versiegen[1]. So legte man an den Stellen, auf denen in der Regenzeit die Wasser zusammenströmen, Dämme an und stellte Sammelbecken her, aus denen man in der trockenen Zeit ausleiten konnte. Die Not scheint auch hier eine gute Lehrmeisterin gewesen zu sein. Da, wo man am wenigsten natürliche Hilfe hatte, sorgte man am eifrigsten für künstliche Bewässerung. Wenigstens habe ich den Eindruck gewonnen, daß die wasserarme Oranjekolonie am besten und reichlichsten mit großen Dämmen versehen ist. Neuerdings sind auch vielfach Windmotoren aufgestellt, die aus der Tiefe das Wasser herauspumpen. Aber man ist doch erstaunt, eine verhältnismäßig wie kleine Fläche der einzelne Motor nur bewässern kann. Auf dem Platz eines deutschen Kolonisten in Oranje sah ich an einer Stelle Windmotoren stehen wie eine Postenkette. Wirklich große Flächen sind auf diese Weise kaum unter Wasser zu halten.

Die alten Vortrekker besetzten Flächen von beliebiger Größe. In Transvaal hatten sie, als sich eine Regierung bildete, für diese „Eigendoms-Plaatsen" eine Jahresabgabe von 10 Mark zu leisten. Später wurde bestimmt, daß diese Abgabe nur für 3750 Kapsche Morgen, etwa 2812 Hektar gelten sollte. Für jede weiteren 75 Hektar sollte eine Abgabe von 1,50 Mark jährlich gezahlt werden. Im Jahre 1886 wurde das Okkupationsgesetz erlassen, nach dem jeder Weiße an beliebiger Stelle ein Stück Land besetzen konnte. Das Stück wurde dann später vermessen. Es sollte höchstens 1125 Hektar enthalten, doch wurde diese Grenze häufig überschritten. Der Eigentümer war zur Zahlung einer „Anerkennung" von jährlich 1,50 Mark für je 75 Hektar verpflichtet. Unterließ

Die Bildung der Burenrepubliken.

[1] Ich bin nicht nur durch verschiedene „Sandflüsse", sondern auch durch den großen Krokodilsfluß (Machalakwena), der in regenreicher Zeit Krokodile bis in seinen oberen Lauf beherbergt, trockenen Fußes hindurchgegangen.

er die Zahlung, so sollte nach Ablauf von höchstens 50 Jahren das Verfügungsrecht wieder an die Regierung fallen. Bebaute er den Platz und nahm ihn in wirtschaftliche Nutzung, so konnte dieser nach einem späteren Gesetz zum unbeschränkten Eigentum des Besitzers erklärt werden, auf dem jedoch die Jahresabgabe von 1,50 Mark für je 75 Hektar liegen blieb.

Unter drückenden Abgaben seufzte man somit nicht. Der Boden gab Nahrung, der ungeheure Wildreichtum gewährte der Jagdlust der Buren Befriedigung und verschaffte ein weiteres Einkommen, und die Engländer schienen sich zunächst um die Transvaaler nicht viel zu kümmern. Ja, 1852 wurde die „Südafrikanische Republik" jenseit des Vaal anerkannt, 1854 auch die Bewohner des Landes nördlich des Oranje aus dem Untertanenverbande entlassen, und der „Oranje-Freistaat" wurde errichtet. So schien die endgültige Trennung zwischen den englischen und den burischen, nach landwirtschaftlichen und nach handelspolitischen Gesichtspunkten regierten Teilen Südafrikas eingetreten. Aber es war keine Trennung.

Der englische Kolonialgedanke war auch nach Transvaal mitgewandert. In dem Vertrag, der die südafrikanische Republik anerkannte, war die Bestimmung enthalten, daß den Engländern freier Handel im Land und freier Durchzug gestattet sei, daß Verbrecher gegenseitig ausgeliefert würden, daß die Buren keine Sklaven halten dürften. Bewegungsfreiheit des Handels, Aufrechterhaltung von Sicherheit und Ordnung, die Sicherstellung der Eingeborenen gegen Sklaverei hatten die Engländer ausbedungen.

Politische Umwälzungen und wirtschaftliche Neugestaltung.

Ende der sechziger Jahre traten die Ereignisse ein, die die Entwicklung Südafrikas nach allen Richtungen umgestalten sollten. Am Vaalfluß unweit Kimberley wurden Diamanten, hier und auch in Transvaal die Spuren von Goldfeldern gefunden. In Fülle strömten die Diamanten- und Goldsucher in jene Gebiete. Beide Burenrepubliken waren verschuldet. Da annektierte England 1870 den westlichen Teil des Freistaates, in dem die Diamantenfelder lagen und zahlte dem Freistaat eine ansehnliche Summe Geldes, mit der er seine Finanzen in Ordnung bringen konnte. In Transvaal trat zu dem drohenden Staatsbankerott das Unvermögen der

Dämme bei Bethanien.
(Oranje).

Burenregierung, der Unruhen unter den Farbigen Herr zu werden, und 1876 annektierte England Transvaal. Der Freiheitskampf der Transvaalburen 1880/1, der mit der Erstürmung des von den Engländern besetzten Majubaberges[1] endigte, ließ zwar noch einmal die Republik für zwei Jahrzehnte wieder erstehen, aber die englische Suzeränität blieb zurück. Charakteristischerweise setzten die Engländer noch vor ihrem Abzug 1881 den Erlaß eines Lokationsgesetzes durch, durch welches den unter Häuptlingen lebenden Eingeborenenstämmen, sofern der Stamm mindestens 500 Männer zählte, eigener Grund und Boden gesichert wurde.

Wie das Bestreben Englands, die Goldfelder am Witwatersrand mit ihrem Handel und ihrer Industrie in seine Hand zu bekommen, zu dem letzten Kriege führte, der mit der Annexion der beiden Burenrepubliken endigte, ist in aller Erinnerung. Seitdem aber ist Südafrika neu geworden. Das heutige Südafrika hat innerlich und äußerlich, wirtschaftlich und politisch ein anderes Gesicht, als das Südafrika vor dem Kriege, vollends als das Südafrika vor der Entdeckung der Gold- und Diamantenfelder.

Früher lag das große Leben des Landes an der Küste. Hier und hier allein waren ansehnliche und bedeutende Städte vorhanden. Die kleinen Landstädte im Inneren waren saubere, behagliche Ansiedelungen, dörflich gebaut, und darum mit Recht nicht Städte, sondern „Dörfer" genannt[2]; jedes Haus mit einem großen Garten umgeben, die ungepflasterten Straßen mit Baumreihen bepflanzt. Hier kamen die Bauern des Umkreises zusammen zur Feier der kirchlichen Feste, zur Besprechung gemeinsamer Angelegenheiten, zum Güteraustausch in bescheidenem Umfange. Eine Bedeutung über den nächsten Umkreis hinaus gewannen nur wenige Dörfer, eine Bedeutung für das gesamte Leben Südafrikas keine. In den Küstenstädten: Kapstadt, Mosselbay, Port Elizabeth, East London, Durban lag der geistige und kommerzielle Schwerpunkt. Hier fand der große Umsatz der Waren statt. Sie waren die Tore, durch die die Güter der europäischen Heimat ins Land hineinströmten.

[1] In Natal, unweit der Transvaaler Grenze. [2] Der Bur nennt noch heute Johannesburg ein Dorf.

Mosselbay.

Hier berührte die alte Kulturwelt auch geistig die neue Kolonialwelt. Wer Kultur suchte, sah nach der Küste, wo sie importiert wurde und wo sie ihre erste Heimstätte auf dem fremden Boden fand. Heute ist das wirtschaftliche Herz Südafrikas Johannesburg, vor 25 Jahren ein Burendorf wie viele andere, heute eine große Stadt, die an Ausdehnung alle afrikanischen Städte weit hinter sich gelassen hat. Eine Bahnfahrt von drei Stunden führt durch die Städtereihe Randfontein, Krügersdorp, Johannesburg, Germiston, Boksburg, Springs und ihre Zwischenstationen, die eigentlich nur ein großes Johannesburg sind. Hier sind große Anlagen der Technik geschaffen. Hier strömen Kapitalien aus der ganzen Welt zusammen. Hier wird Arbeit getan, die das ganze Land befruchtet. „Werde groß und sieh Johannesburg" sagen die Batonga[1] zu einem neugeborenen Knäblein. Die Augen der Weißen im ganzen Lande sind nicht weniger auf diese Stadt gerichtet. Neben Johannesburg ist Kimberley-Beaconsfield groß und bedeutend geworden. Aber auch die Landstädte sind mit gewachsen. Bloemfontein ist eine große Stadt geworden, Pretoria eine vornehme, schöne Großstadt. Die Hafenstädte können ihre Bedeutung nicht verlieren, aber sie sind Hafenstädte geworden und sind nicht mehr die Städte. Noch heute fahren die Züge „hinauf" nach Kapstadt, obwohl sie im Gelände bergab fahren, und „herab" von Kapstadt. Aber der Ausdruck trifft nicht mehr in dem Sinne, wie früher. Zwar ist Kapstadt die Stadt, in der das Parlament des vereinigten Südafrika tagt. Vielleicht wird Kapstadt die erste wirkliche Universität Südafrikas in seinen Mauern beherbergen. Aber auch Kimberley, Bloemfontein, Johannesburg, Pretoria haben höhere Bildungsanstalten, und von dem schönen Hügel im Osten, auf den sich die neueren Teile Pretorias hinaufziehen, schauen die mächtigen Regierungsgebäude ins Land. Pretoria ist Sitz der Regierung des vereinigten Südafrika geworden.

Handel und Landwirtschaft nach dem Burenkriege.

Es ist müßig, darüber zu spekulieren, ob nach Ausbeutung der Goldfelder Johannesburg wieder an Bedeutung verlieren wird. Einstweilen sind die Goldfelder noch lange nicht erschöpft. Und

[1] Ein im portugiesischen Ostafrika und zum Teil auch in Transvaal lebender Bantustamm.

wenn sie erschöpft wären, die wirtschaftliche Bewegung, die mit der Johannesburger Arbeit ins Land gekommen ist, hört nicht auf mit Johannesburg. — Das Eisenbahnnetz wächst im ganzen Lande schnell an Ausdehnung und Dichtigkeit. Der Handel dringt bis in die entlegensten Gegenden. Überall auf dem Lande bis in diejenigen Gebiete der Farbigen hinein, in denen außer dem Missionar kaum noch Weiße wohnen, findet man „Winkel", wie der Bur, „Stores" wie der Engländer sagt, Kaufläden, in denen alles zu haben ist, was Weiß und Schwarz brauchen: Kolonialwaren jeder Art, Konserven, Kleiderstoffe, Decken, Eisenwaren jeder Art, Handwerkszeug, landwirtschaftliche Geräte usw. Der weiße Besitzer oder Angestellte, hier und da auch der farbige Angestellte, verkauft die Ware, die aus den Städten von großen Geschäften bezogen ist, und handelt ein, was seine Kunden ihm bringen an Erzeugnissen des Landbaues und der Jagd. Kauflust und Kaufkraft sind im Lande gewachsen, seit in Johannesburg, in Kimberley und auf der Premier Mine gearbeitet wird. Und sind einst an diesen Stellen die unterirdischen Bodenschätze gehoben, so werden vermutlich noch lange an anderen Stellen Minerallager bearbeitet werden. Überall im Lande schürft man. Hier und da wird Gold gefunden. Daneben andere Mineralien. In Pilgrimsrest und Sabie (im Gebiet von Lydenburg) sind Goldbergwerke im Betrieb. Nördlich der Zoutpansberge bei Messina werden Kupferminen ausgebeutet. Nordwestlich von Piet Potgietersrust sind Zinnlager gefunden. Die Kohle von Natal und vom Hochfelde Transvaals soll an Wert unserer Kohle nicht gleichkommen; aber auch sie wird gewonnen und genutzt.

Die ganze wirtschaftliche Bewegung, die mit der Bergwerksindustrie ins Land gekommen ist, hebt und befruchtet aber auch die solideste Grundlage für das wirtschaftliche Leben eines Landes: die Landwirtschaft. Der Bedarf an Landesprodukten ist heute ein anderer und größerer als früher. Und in dem Maße, als das Land durch Eisenbahnen erschlossen wird, wird es auch den entfernter wohnenden Landwirten ermöglicht, ihre Produkte vorteilhaft abzusetzen und ihre Produktion zu steigern. Die Landwirtschaft geht vorwärts. Freilich sind noch riesige Strecken unbebauten und

Wasserfall bei Sabie.

ungenutzten Bodens vorhanden — es ist eben ein noch verhältnismäßig dünn besiedeltes Kolonialland — aber die Landwirtschaft streckt sich, vorwärts zu kommen. Landwirtschaftliche Maschinen werden in größerem Umfange in Gebrauch genommen. Versuche mit verschiedenen Kulturen werden gemacht. Aufforstungen werden betrieben. Namentlich die Anpflanzung der Gerberakazie hat sich als gewinnbringend erwiesen, da nach Verkauf der Rinde für die Zwecke der Gerbindustrie die Stämme zu gutem Preise als Grubenholz an die Minen verkauft werden können. Die Viehseuchen, die den Rindviehbestand Nordtransvaals, Natals und des Trans-

keigebietes fast vernichtet haben, werden nachdrücklich und planmäßig bekämpft. Mit Eifer wird, nachdem der Versuch bei den Maultieren gelungen ist, daran experimentiert, die Pferde gegen die Pferdekrankheit durch Impfung zu immunisieren. Musterfarmen, landwirtschaftliche Schulen werden hier und da im Lande errichtet. Sind das auch alles erst Anfänge, so sind es doch Anfänge, und die Landwirtschaft nimmt auch ihrerseits zu durch die Minenindustrie.

Neben die umfassendere landwirtschaftliche Bodenausnutzung treten die Anfänge einer eigenen Industrie, die nicht nur auf die Ausbeutung erschöpflicher unterirdischer Bodenreichtümer aufgebaut ist. Südafrika war bisher arm an eigenen Industrien. Es lag auch wohl nicht im Interesse Englands, solche aufkommen zu lassen. Beispielsweise wanderte die südafrikanische Wolle nach England, um, dort gesponnen und zu Stoffen verarbeitet, wieder ins Land eingeführt zu werden. Heute tauchen hier und dort industrielle Unternehmungen auf, und auf jedem Bahnhof schreien riesige Plakate jedermann an: Ist Südafrika Ihre Heimat? Warum ist es nicht gut genug, Sie mit seinen eigenen Erzeugnissen zu versorgen? Warum beziehen Sie von außerhalb?

Ich möchte kein falsches Bild erzeugen. Darum wiederhole ich: alles im neuen Südafrika macht den Eindruck von neuen „Anfängen." Namentlich die Landwirtschaft und erst recht die heimische Industrie hat noch einen ungeheueren Raum zur Entwickelung. Das Sinken der Diamantenpreise vor einigen Jahren hat zudem den Fortschritt aufgehalten. Auch den neuen großen Städten im Innern sieht man an, daß sie im Werden sind. Aber ein kräftiges, neues Vorwärtsstreben ist überall spürbar. Und der Fortschritt kommt umsomehr zum Bewußtsein, wenn man daran denkt, daß erst vor einem Jahrzehnt ein mehrjähriger, verheerender Krieg über das Land gegangen ist. Man sucht, wenn man Südafrika betritt, unwillkürlich nach den Spuren des „Burenkrieges." Wo sind sie? Einige noch leidlich erhaltene kleine Steinhäuser, in längeren Abständen zerfallene Steinschanzen an den Eisenbahnlinien, die seinerzeit den die Schienenwege be-

wachenden Truppen dienten, hier und da einmal ein zerschossenes Haus — ich habe deren zwei oder drei gesehen — das man noch hat stehen lassen, die Denkmäler auf den Schlachtfeldern, das ist alles. Im übrigen kann man den Eindruck gewinnen, daß der Krieg nur günstige Folgen gehabt habe. Freilich, nicht der Krieg allein.

Das vereinigte Südafrika.

Mit erstaunlicher, aber aus seinen Prinzipien heraus sehr wohl begreiflicher Liberalität hat England dem mit schweren Opfern eroberten Lande wenige Jahre nach dem Kriege Selbstverwaltung und Selbstregierung gewährt. Der Traum der Buren, ein vereinigtes Südafrika als Frucht des Krieges zu sehen, ist durch England erfüllt. Nach längeren Verhandlungen sind am 31. Mai 1910 die vier Kolonien Kapkolonie, Natal, Oranje-Fluß-Kolonie, Transvaal als ebensoviele „Provinzen" des vereinigten Südafrika zusammengetreten. Die Oranje-Fluß-Kolonie hat sich sogar ihren alten Namen „Oranje-Freistaat" wieder zulegen dürfen. Es war ein großer Tag für das Land, als am 4. November in Gegenwart des Herzogs von Connaught, der als Vertreter der britischen Krone gekommen war, die erste Parlamentssitzung der Union in Kapstadt eröffnet wurde. Die Zeitungen waren voll von Berichten über die Eröffnungsfeierlichkeiten, bei denen Briten, Buren und Farbige einträchtig zusammengewirkt hatten. In den kleinen Provinzialstädten (ich befand mich gerade in Middelburg-Transvaal) pilgerte alles zu den Postämtern, um die große Erinnerungsmarke zu kaufen, die König Georg V. im Mittelschild und die Wappen der vier Provinzen in den vier Ecken zeigt und die auf dem Band um das Porträt des Königs die zweisprachige Umschrift trägt „Union of South Africa" „Unie van Zuid Afrika 1910."

Die Verfassung legt die Gesetzgebung für Südafrika in die Hände der britischen Krone und des Parlaments. Vertreter der Krone ist der vom König bestellte Generalgouverneur, dem ein ausführender Rat „Executive Council" zur Seite steht. Die Mitglieder desselben ernennt der Generalgouverneur. Mitglieder des ausführenden Rats sind auch die gleichfalls vom Generalgouverneur ernannten Staatsminister der Union.

Fähre über den Vaalfluß bei Douglas.

Das Parlament besteht aus Senat und Abgeordnetenhaus. Von den 40 Mitgliedern des Senats bestellt 8 der Generalgouverneur. Von den übrigen 32 werden in jeder Provinz 8 durch den Provinzial-Landtag in Verbindung mit den Parlamentsabgeordneten derselben Provinz gewählt. Die Mitglieder des Abgeordnetenhauses, von denen nach Maßgabe der Zahl der weißen Bevölkerung einstweilen (die Möglichkeit einer Vermehrung ist vorgesehen) die Kapprovinz 51, Natal- und Oranjefreistaat-Provinz je 17, die Transvaalprovinz 36 stellt, gehen aus direkter Wahl hervor.

Die vom Parlament beschlossenen Gesetze bedürfen der Genehmigung des Königs.

Die Überwachung und Verwaltung der Eingeborenenangelegenheiten steht bei dem Generalgouverneur in Gemeinschaft mit dem ausführenden Rat.

Das nunmehr vereinigte Südafrika hat nicht die Staatsform, die die Buren einst wünschten. Die britische Hand liegt, wenn auch sanft, auf dem Lande; britischer Einfluß auf alle Angelegenheiten, besonders auch auf die Eingeborenenangelegenheiten, ist gesichert. Aber die Vereinigung ist da; die Empfindungen der Buren sind in weitgehendem Maße geschont, und die Möglichkeit, auch burischen Einfluß im ganzen Südafrika in gesetzlicher Weise geltend zu machen, ist geschaffen. An die Erringung voller Selbständigkeit, die nur unter Losreißung von England möglich wäre, darf man freilich nicht mehr denken. Aber man wird vielleicht auch je länger je weniger Neigung haben, daran zu denken. Wie die wirtschaftliche Entwicklung zwischen Landwirtschaft und Industrie ausgleichend zu wirken begonnen hat, so wirkt die politische Entwicklung ausgleichend zwischen Buren und Engländern. Wer größere südafrikanische Landkarten sieht, findet, daß selbst in dem vorwiegend englisch sprechenden und englisch fühlenden Natal die allermeisten „Plätze", d. h. als Farmen vermessenen Grundstücke, holländische Namen tragen. In dem Netz von Eisenbahnlinien, das über das Land gespannt ist, erkennt man die englische Hand. Aber die Entwicklung englischer Herkunft und die Entwicklung burischer Herkunft laufen inein-

Die Regierungsgebäude in Pretoria.

ander und stärken einander. So sitzen jetzt im Provinziallandtag, im Parlament und im Ministerium Bur und Engländer nebeneinander und müssen die großen Fragen miteinander behandeln und Ausgleiche vorhandener Gegensätze finden. Natürlich ist der Gegensatz zwischen burischem und britischem Empfinden, zwischen burischen und englischen Kolonialgrundsätzen geblieben und kommt auch in den Parteibildungen zum Ausdruck.

Das Burenelement im vereinigten Südafrika.

Welcher Einfluß wird siegen? Es ist schwer, darauf zu antworten, wenn man nicht den Propheten spielen will. Aber auch eine Darstellung der vorhandenen Bewegungen läßt sich nicht vornehmen, ohne daß man das Burentum etwas näher untersucht, und dabei kann man mit seinen Freunden in Konflikt geraten. Ich bin verschiedentlich von Buren, bei denen ich freundlich aufgenommen war, mit etwas argwöhnischer Miene gefragt worden, ob ich nach meiner Rückkehr auch ein Buch schreiben würde. Als ich antwortete, ich würde vermutlich etwas schreiben, bemerkte man nachdenklich, es hätten schon manche, die das Land bereist hätten, nachher darüber geschrieben und hätten dabei über die Buren Unfreundliches gesagt. Nun, das will ich nicht tun. Ich will mich weder parteiischer Schönfärberei, noch parteiischer Schwarzfärberei befleißigen. Aber über die Burenfrage kann der Leser eines Reiseberichtes aus dem neuen Südafrika Auskunft fordern.

Die eigentlichen Vertreter des Burentyps in dem weißen Südafrika sind Transvaal und Oranje. Natal ist durchaus englisch gesonnen. In Kapland sind die burischen Grundsätze seit langem erweicht durch die englisch-politische Schulung. Schon bei Feststellung der Verfassung mußten Transvaal und Oranje nicht unerhebliche Zugeständnisse gemacht werden, sonst wären sie nicht beigetreten. Transvaal aber hatte das Geld. Natal wäre nicht beigetreten, wenn es sich nicht in schwerer finanzieller Verlegenheit befunden hätte. So war von vornherein die Lage für die Buren nicht ungünstig. Die Wahl zu der ersten Parlamentssession gab den burisch Gesinnten die Majorität. Demgemäß wurde auch das Ministerium besetzt. Die Mehrzahl sind Buren. Der bekannte Louis Botha wurde Premierminister.

Im Parlament sind beide in Südafrika gesprochenen Sprachen,

Englisch und das afrikanische Holländisch (die Taal), gleichberechtigt. Alle amtlichen Veröffentlichungen haben in beiden Sprachen zu erfolgen. Alle Beamten sollen beider Sprachen mächtig sein. Ein Gleiches soll mit der Zeit auch von allen Angestellten der Eisenbahn gefordert werden. Ein Gesetzentwurf, nach dem in den Schulen beide Sprachen gleichberechtigt sein sollten, wurde während meines Aufenthaltes in Südafrika vorbereitet. Er ist vermutlich inzwischen Gesetz geworden.

Die offizielle Ausdehnung der Zweisprachigkeit auch auf Kapland und Natal bedeutet zweifellos eine Erweiterung der burischen Einflußsphäre. Aber darüber, ob der Einfluß bleibend sein und ob die allgemeine Wieder-in-Kurssetzung der holländischen Sprache mehr als die formelle Möglichkeit eines Einflusses bedeuten wird, werden die künftigen Wahlen nicht allein entscheiden. Dafür wird vor allem in Betracht kommen, welch geistiger Inhalt und welche geistige Kraft von burischer Seite geboten und aufgebracht werden kann. Hier liegt die schwächere Seite der burischen Position. Die Vergangenheit der Buren wirkt hier mit.

Die Buren sind ihrer Abstammung nach nicht ein einheitliches Volk. Der holländische Aufzug hat schon in früher Zeit einen, wenn auch nicht starken, französischen Einschlag bekommen und später einen Einschlag von allen möglichen Völkern. Zumal Schotten und eine große Zahl von Deutschen haben die Reihen der Buren verstärkt. Es ist mir erstaunlich gewesen, in welcher Fülle ich deutsche Namen als Burennamen zu hören bekam, und wie oft ich dann auf Nachfragen erfuhr, daß Vater, Großvater oder Urgroßvater Deutsche gewesen seien. Aber eine Volksgemeinschaft ruht nicht in erster Linie auf Abstammung, sondern auf Einheit der Sprache, der Sitte und des ganzen geistigen Lebens, und in dieser Beziehung haben die Buren in der Tat eine beträchtliche Kraft bewiesen, fremdvolkliche Bestandteile sich innerlich zu verbinden. Die Angehörigen der verschiedensten Völker haben ihre Sprache übernommen und sind mit ihnen zu einer Interessen- und Sittengemeinschaft und in diesem Sinne zu einer Volksgemeinschaft zusammengewachsen. Eins aber wurde durch das Zerstreutwohnen und die aus den Verhältnissen erwachsende

ungewöhnliche Selbstherrlichkeit der einzelnen Platzbewohner erschwert: die Erziehung, die Erziehung sowohl nach der Seite der verstandesmäßigen Bildung wie nach der Seite der Willensschulung unter einem für alle geltenden Gesetz. Volksdisziplin aber ist für jegliche Bildung und Leitung staatlicher Gemeinschaften unerläßlich, und ebenso bedarf es für die staatliche Leitung und Erhaltung zivilisierter Völker einer allgemeineren Volksbildung. Die Buren haben zu aller Zeit eine verhältnismäßig große Zahl von tüchtigen militärischen und diplomatischen Führern gehabt und eine Zahl von Männern und Frauen, die für das Gesamtinteresse jegliches Opfer, auch das Opfer des eigenen Lebens, zu bringen bereit waren. Aber daß die Disziplinierung des Volkes als eines Ganzen in hohem Maße fehlte, hat die frühere politische und Kriegs-Geschichte der Buren, vor allem aber der letzte große Krieg, unwidersprechlich bewiesen. Ebenso haben sich eine Zahl von Buren eine gute und sehr gute Schulbildung erworben — der Freistaat ist unter den beiden Burenrepubliken darin wohl voraus gewesen — aber von irgend etwas, wie einer allgemeinen Schulpflicht, war nicht die Rede. Damit ist die Pflege der Sprache zurückgeblieben, und eine Entwicklung eigener Literatur hat nicht, oder nur in bescheidenstem Maße, stattgefunden. Wenn aber geistige Werte und diszipliniertes Wollen geltend gemacht und dauernd geltend gemacht werden sollen und müssen, dann dürfen diese nicht nur bei der oberen Schicht der Führenden vorhanden, sondern müssen Volksbesitz sein.

Ich habe den Eindruck gewonnen, daß die Burenführer diese Mängel deutlich erkannt haben, denn es wird mit außerordentlicher Energie an ihrer Beseitigung gearbeitet. Militärische Übungen der Jugend werden eifrig gepflegt. Mit großem Nachdruck wird die Erhebung des afrikanischen Holländisch zur Literatursprache betrieben. Pflege der Sprache in der Schule, Schaffung von Zeitschriften in afrikanischem Holländisch mit vollwertigem geistigen Inhalt werden ernstlich angestrebt. Vor allem aber ist man daran, die Schulbildung zu heben und eine allgemeine Volksbildung anzubahnen. Transvaal hat unmittelbar vor dem Inkrafttreten der Union mit den ihm zur Verfügung stehenden Staatsmitteln

eine große Zahl von Schulen auf dem Lande gegründet. Es baut die Schulen, besoldet die Lehrer, es gewährt freien Unterricht und freie Unterrichtsmittel für die Schüler, ja, man ist, wo die Kinder weit entfernt von der Schule wohnten, wie mir mitgeteilt wurde, teilweise soweit gegangen, daß man Fuhrwerk stellte, um die Kinder zur Schule zu bringen. Das zeigt, wo man den Mangel sieht, und zeigt zugleich, daß man ihn um jeden Preis beseitigen will. Vielleicht haben diese Bestrebungen Erfolg. Aber in dem Maße, wie sie Erfolg haben, werden sie auch die Ausscheidung wirklicher Rückständigkeiten im geistigen Leben der Buren und damit eine Annäherung an englische Schulbildung zur Folge haben, gleichviel ob man holländisch spricht oder nicht. In den Städten sitzen englische und Burenkinder auf einer Bank. Bei den militärischen Übungen und auf den Sportplätzen macht die englische und die burische Jugend gemeinsame Sache. So liegt in den Bestrebungen, die Wucht des burischen Einflusses zu verstärken, zugleich ein Moment des Ausgleiches zwischen burischer und englischer Erziehung und damit ein Moment des Ausgleiches des Gegensatzes überhaupt.

Inzwischen aber treten Erscheinungen zu Tage, die Erschütterungen der Einheitlichkeit und Geschlossenheit des Burentums von anderer Seite her erwarten lassen. Noch sind den Farbigen gegenüber im ganzen die Weißen eine Einheit, und sind innerhalb der Zahl der Weißen die Buren eine Einheit. Standes- und Bildungsunterschiede haben in dem öffentlichen Leben des Koloniallandes bisher kaum eine Rolle gespielt. Doch sind unvermerkt die Unterschiede in Bildung und Besitz auch in den Reihen der Buren groß geworden. Wenn man den feingebildeten Bur in seiner herrschaftlich eingerichteten Wohnung, fest sitzend auf einem mächtigen, gut bewirtschafteten Platz sieht und kehrt ein ander Mal bei einem der kleinen Farmer im Hinterlande ein, so gewahrt man Unterschiede, wie man sie bei uns, im alten Europa, zu sehen gewöhnt ist. Doch sie möchten durch das völkische Zusammengehörigkeitsgefühl noch zu überbrücken sein. Aber sei es infolge des Krieges, sei es aus anderen Ursachen: eine große Zahl von Buren, (ebenso von anderen Weißen) ist total verarmt. Eine nicht unerhebliche Zahl

ist auch moralisch völlig verwahrlost, so daß man Rettungsanstalten für junge, Arbeits- und Besserungsanstalten für ältere Leute hat errichten müssen. Damit aber droht die Bildung eines Proletariats, und die innere Politik sieht sich vor Verhältnisse gestellt, für deren Ordnung der alte Bedarf an Maßnahmen nicht mehr ausreicht, und die ihrer Art nach auf Veränderung in den gesellschaftlichen und politischen Gruppierungen hinwirken.

Neben die sonstigen Parteien tritt an den großen Verkehrsplätzen die Sozialdemokratie. Sie selbst wird keine leichte Aufgabe daran haben, sich innerhalb eines Koloniallandes zu orientieren und wird vielleicht manches Neue lernen und an ihren Prinzipien, die aus Erfahrungen in der alten Kulturwelt geschöpft sind, manches ändern müssen. Aber auch ihr Auftreten wirkt in der gleichen Richtung einer politischen Neuorientierung innerhalb des weißen Südafrika.

Endlich ist — und das ist eine sehr schwerwiegende Sache — die Religiosität der burischen Bevölkerung im Schwinden begriffen. Ich sage das nicht auf Grund eigener Beobachtungen und auch nicht auf Grund von Mitteilungen seitens anderer Weißer, sondern Buren haben sich mir gegenüber wiederholt in diesem Sinne ausgesprochen und in tiefem Ernst darüber geklagt, daß unter dem jüngeren Geschlecht die Religiosität in erschreckender Weise abnehme, daß man vom Glauben nichts mehr wissen wolle usw. — Nun haben in dieser Beziehung immer Unterschiede zwischen Buren und Buren bestanden. Es sind eine Reihe von Familien vorhanden — und sie haben dem Kolonialleben wertvolle Dienste geleistet — in denen tief innerliche Frömmigkeit zu Hause war und von denen aus lauteres Christentum durch die Tat nach allen Richtungen geübt wurde. Daneben aber haben Scharen gestanden, die die Formen kirchlicher Frömmigkeit innerhalb und außerhalb des Hauses streng aufrecht erhielten, während von christlicher Gesinnung häufig verzweifelt wenig zu spüren war. Dem Schwinden dieser Bigotterie brauchte man an sich keine Träne nachzuweinen, aber schlimm ist es, wenn sie nicht mit etwas Besserem, sondern mit etwas ebenso Schlechtem vertauscht wird, und für das Burentum ist es ein schwerer Schlag.

Strenge Kirchlichkeit und zäh festgehaltene Religiosität in den Lebensformen ist der stärkste Zusammenhalt der Buren gewesen. Was an allgemeinerer Schulbildung und an sonstiger Disziplinierung fehlte, wurde durch die Zucht, die in der Kirchlichkeit lag und die von der Kirche ausging, in etwas ersetzt. Mit diesem Halt fällt viel. Mit der Bildung einer größeren Schicht religiös Gleichgiltiger zieht einer der schlechten Züge modernen Lebens in Südafrika ein, und dem politischen Burentum wird damit eine große Kraft entzogen.

„Modern" ist das ganze Leben in Südafrika geworden und eine Umformung der gesellschaftlichen und politischen Verhältnisse ist in ihren Anfängen vorhanden. — Das Ziel, auf welches die verschiedenen Bewegungen hindrängen, scheint ein in der äußeren Politik mit England geeintes, im wirtschaftlichen Leben und in der inneren Politik mehr oder weniger selbständiges, einheitliches Afrikanertum zu sein. Ob in ihm der englische oder der burische Gedanke vorschlagend sein wird, müssen wir abwarten.

Die Deutschen in Südafrika.

Ehe ich die letzte und größte Frage des weißen Südafrika berühre, möchte ich noch ein Wort über das Deutschtum im Lande sagen. Ich habe schon darauf hingewiesen, daß eine große Zahl von Deutschen Buren geworden sind. Andere sind im kolonialen Engländertum aufgegangen. Es findet sich aber auch eine Anzahl von Deutschen, die, obwohl dem Untertanenverbande des Kolonialtandes angeschlossen, doch ihr Deutschtum bewahrt haben. Sie sind vereinzelt hier und da in den Provinzen zu finden, sind aber auch in größeren Gruppen vorhanden. In der Gegend von Pinetown, in New Germany, sitzt eine deutsche Gemeinde. Ihre Begründer sind 1848 aus Hannover und den Nachbarländern eingewandert. Außerdem sind noch eine ganze Reihe von deutschen Ansiedlern in Natal vorhanden, die sich zu deutschen Kirchengemeinden zusammengeschlossen haben. In der Gegend von East London hat sich vor 55 Jahren die ursprünglich zur Verwendung im Krimkriege angeworbene, dann aber zur Auswanderung nach Südafrika überredete „Hannöversche Legion" angesiedelt. Eine Reihe von deutschen Ortsnamen (Potsdam, Berlin, Stutterheim, Braunschweig usw.) bezeichnen das Gebiet. Die Deutschen dieser

Gegend bewegten, als ich im Lande war, den Plan, bei der Regierung darum einzukommen, daß in den Schulen ihres Gebiets das Deutsche als Unterrichtssprache ebenso zugelassen würde, wie in dem von Buren bewohnten Gebiet das Holländische. Ob diese Bemühungen Erfolg gehabt haben, weiß ich nicht. Zur Erhaltung deutscher Sprache und deutscher Sitte unter ihnen würde es natürlich dienen. In Privatschulen kann selbstverständlich das Deutsche ohne weiteres als Unterrichtssprache gebraucht werden. Näher kennen lernen durfte ich infolge einer freundlichen Einladung des Schulvorstandes die von über 50 Kindern besuchte, gut geleitete, dreiklassige deutsche Schule in Pretoria. Auch die deutsche Gemeinde in Johannesburg hat eine deutsche Privatschule.

Oft hat mich die Frage beschäftigt, weshalb so vielfach die Kinder von Reichsdeutschen ihr Verhältnis zum Deutschen Reich lösen. Die Antwort, die ich von den jungen Deutschen, denen ich sie vorlegte, darauf bekam, war die: „Wir würden von Herzen gern deutsche Untertanen bleiben, können aber den Forderungen, die das deutsche Reich an uns stellt, nicht nachkommen. Wir sollen unserer Dienstpflicht in Deutschland genügen. Unsere Eltern verfügen aber nicht über die Mittel, die Kosten zu zahlen, die damit verbunden sind, zumal auch die Reisekosten von uns bestritten werden sollen. Wir alle würden bereit sein, im Falle eines Krieges uns zu stellen, aber wir können uns nicht bereit erklären zur Ableistung der Dienstpflicht. Genügen wir dieser nicht, so werden wir als fahnenflüchtig angesehen. Unter solchen Umständen wollen wir lieber mit Ehren britische Untertanen werden, als mit Schande deutsche Untertanen bleiben." Die in Vorbereitung befindlichen Gesetze über die Reichs- und Staatsangehörigkeit und über Abänderung des Reichsmilitär- und des Wehrpflichtgesetzes sehen Erleichterungen in der Wehrpflicht der Auslanddeutschen vor. Ob die geplanten Abänderungen ausreichen werden, um weitere Verluste zu hindern, weiß ich nicht. Jedenfalls ist es für die deutsche Stellung im Auslande kein Vorteil, wenn es erschwert ist, deutscher Untertan zu bleiben.

Die Eingeborenenfrage.

Wir haben das Südafrika des weißen Mannes, wie es heute ist, nach einigen Richtungen überblickt. Aber eine Stelle des

Bildes haben wir bisher noch nicht angesehen. Das geeinte Südafrika hat eine Verfassung, es hat ein koloniales Staatswesen aufgebaut, und — in der Verfassung ist nur mit wenigen Zeilen von den Eingeborenen die Rede, nämlich an der Stelle, wo gesagt wird, daß die Überwachung und Verwaltung der Eingeborenenangelegenheiten dem Generalgouverneur und dem ausführenden Rat zusteht. In dem neu begründeten Staatswesen hat die schwarze Bevölkerung, mit der der Weiße zusammenleben muß und deren er bedarf, keine verfassungsmäßige Stellung. Nicht, daß nicht eine Gesetzgebung für die Farbigen existierte, daß ihnen keinerlei Staatsaufsicht und Pflege zuteil würde, — das ist vorhanden — aber für die Verfassung existiert die schwarze Bevölkerung, die das Mehrfache der weißen ausmacht und die beträchtliche Steuern an den Staat zahlt, nur als Anhängsel. Das ist aus der Vorgeschichte der Verfassung begreiflich. In den einzelnen Kolonien ist die Stellung der Eingeborenen einigermaßen geordnet. Der Versuch, sogleich eine einheitliche Ordnung für ganz Südafrika herzustellen, würde das Zustandekommen der Verfassung aufs Schwerste gefährdet haben. An diesem Punkte würde der Widerstreit englischer Grundsätze, wie sie in der Kapkolonie gelten, und burischer Grundsätze, wie sie der Freistaat und Transvaal vertreten, in allerschärfster Form ausgebrochen sein. — Das aber, worüber die Verfassung schweigt, beschäftigt die Gedanken des weißen Südafrika am allermeisten: die Eingeborenenfrage. In keinem Eisenbahnabteil, in keiner Gesellschaft von Weißen kann man sein, keine Zeitung kann man lesen, ohne sie behandelt zu hören. Das Parlament und öffentliche Verhandlungen hallen von ihr wider. Soll Südafrika das Land des weißen oder des schwarzen Mannes sein? Sollen Weiße und Schwarze zusammen oder getrennt voneinander leben? Wie weit ist die Konkurrenz des Schwarzen im wirtschaftlichen Leben zuzulassen? Sollen Mischehen erlaubt sein? usw. — das sind Fragen, die das weiße Südafrika mehr und tiefer bewegen als alle anderen. Ein gebildeter holländischer Farmbesitzer, mit dem ich über die Lage im neuen Südafrika sprach, sagte zu mir: „Die taalquestie is

eene questie van het gevoel; maar die naturellenquestie is eene reelle questie“ (bei der Sprachenfrage handelt es sich um eine Gefühlssache, aber bei der Eingeborenenfrage handelt es sich um eine wirkliche Sache).

Der Mann hat recht. Die Eingeborenenfrage ist die Frage des kolonialen Südafrika.

Aufgen. von Miss. C. Sack.

Der schwarze Mann in Südafrika.

Über die Frage, ob Südafrika einmal das Land des weißen oder des schwarzen Mannes sein wird, streiten Berufs- und Nichtberufspolitiker. Daß es einstweilen ein Land des weißen *und* des schwarzen Mannes ist, ist Tatsache. Aber die Zahl der Schwarzen überwiegt. Wenn man in Kapstadt mit dem Dampfer ankommt, findet man den Hafen bevölkert von schwarzen Arbeitern. Auf der Bahnfahrt sieht man Farbige als Arbeiter und als Passagiere. In den Compounds[1] von Johannesburg und Kimberley scheint sich das halbe schwarze Afrika ein Stelldichein gegeben zu haben. Und wenn man im Inlande reist und tagelang Schwarze in Mengen,

Zahlenverhältnis von Weiß und Schwarz.

[1] Große, kasernenartige Anlagen für die farbigen Minenarbeiter.

aber nur vereinzelt weiße Leute sieht, bekommt man einen starken Eindruck davon, wie sehr die farbigen Einwohner des Landes die weißen an Zahl übertreffen. Nach der letzten, im Mai 1911 abgehaltenen Volkszählung befanden sich in den vier Provinzen 1276242 Weiße und 4697152 Farbige. Bei der Bewertung dieser Zahlen ist zu beachten, daß die Zählung der Weißen genau ist, die der Farbigen nicht. Nur die Zahl der christlichen Farbigen und die Zahl derer, die auf Plätzen arbeiten, kann mit einiger Sicherheit festgestellt werden. In den eigentlichen Eingeborenengebieten sind die Ergebnisse der Zählung unzuverlässig und werden fast ausnahmslos einen niedrigeren als den wirklichen Bestand zeigen; einen niedrigeren, nicht einen höheren, aus dem einfachen Grunde, weil die Steuereinnahmen mit einen Maßstab für die Zählung bezw. Schätzung bilden. Der Steuer entziehen sich aber in irgend entlegeneren Gebieten zahlreiche Eingeborene.

Die Einwanderung der Schwarzen.

Es würde verkehrt sein, die jetzt in Südafrika lebenden Farbigen als die ureingesessenen Bewohner des Landes anzusehen. Die Klage, daß der Weiße den Farbigen das Land genommen habe, das ihre Väter seit undenklichen Zeiten inne hatten, hat Berechtigung nur im Blick auf Völker, die heute nicht mehr, oder nur noch spurhaft, vorhanden sind, und auch auf diese nicht im strengen Sinne. Die Weißen im Lande haben recht, wenn sie darauf hinweisen, daß es sich sowohl bei den Weißen wie bei den Schwarzen um Einwanderungen jüngeren Datums handelt. Auch die Schwarzen wissen, daß Südafrika nicht die ursprüngliche Heimat ihrer Stämme ist. Von der Mehrzahl der heutigen farbigen Landeseinwohner läßt sich feststellen, daß sie wenig früher, zum Teil beträchtlich später von Norden her eingewandert sind, als die Weißen von Süden her.

Hottentotten und Buschmänner.

Als die Weißen das Kapland zu besiedeln anfingen, fanden sie zwei Gruppen von Farbigen vor: die Hirtenvölker der Hottentotten, die nomadisierend, vermutlich vom Norden des Erdteils her eingewandert waren, und das Jägervolk der Buschmänner, über deren Herkunft man nichts Sicheres weiß.[1] Die Behandlung dieser

[1] Man unterscheidet in der Eingeborenenbevölkerung Gesamtafrikas drei große Gruppen: die eigentlichen Neger (Nigritier), die Bantuneger, die man

Farbigen seitens der Weißen bildet kein Ruhmesblatt in der Kolonialgeschichte Südafrikas, wenn man auch das heute lebende Geschlecht von Weißen deswegen nicht mehr scheel ansehen sollte. Von den Hottentotten ist wenig, von den Buschleuten, bis auf Spuren, nichts mehr vorhanden. Doch ich muß genauer sein.

Ob in den Gebieten, die ich nicht bereist habe, westlich der Bahnlinie Kapstadt-Kimberley, noch Hottentotten in größerer Zahl vorkommen, weiß ich nicht. In dem Teil von Griqualand-West, das ich gesehen habe, habe ich Hottentotten nicht gefunden. Griqualand-Ost habe ich nicht gesehen. In der Gegend von Stutterheim (Osten der Kapkolonie) wurde mir gesagt, daß sich unter den Waldarbeitern Hottentotten befänden. Gesehen habe ich echte Hottentotten nur in Pniel und in Warrenton (westlich und nördlich von Kimberley), ganz kleine Gruppen vom Stamme der Koranna. Als ein größeres Ganzes, das einem im Gesamtbilde Südafrikas bemerkbar entgegenträte, sind die Hottentotten jedenfalls verschwunden. Doch haben sie einen Teil ihres Lebens in die Gegenwart hinübergerettet. Die rund eine halbe Million zählende Bastardbevölkerung, die im Südwesten und Süden des Kaplandes lebt, verdankt im wesentlichen der Vermischung von Weißen und Hottentotten ihr Dasein.

Von dem früheren Vorhandensein der Buschmänner zeugen fast nur die Denkmäler, die sie in ganz Südafrika zurückgelassen haben. In den Drakensbergen in Natal, in der Nähe von Kimberley, in Sekukunisland (nördlich Middelburg-Transvaal) und in Pusompe, im Nordwesten Transvaals, habe ich einige der zahlreich vorhandenen Buschmannzeichnungen und Buschmannskulpturen in Höhlen und auf Steinhügeln gefunden; aber als noch lebende echte Buschleute konnten mir, obgleich ich eifrig danach geforscht habe, nur drei — zwei Männer nnd eine Frau — im Osten Transvaals gezeigt werden. Vielleicht sind in dem Gebiet südlich des Unterlaufes des Oranje, das auf den Karten als „Groß-Busch-

als Mischlinge von Nigritiern und anderen Völkern (wahrscheinlich Hamiten) ansieht, und die Hamiten. Zu den letzteren stehen die Hottentotten in verwandtschaftlichem Verhältnis. Die Buschleute sind vielleicht Mischlinge von Hottentotten und den Zwergvölkern im Inneren Afrikas.

mannsland" bezeichnet wird, noch nennenswerte Zahlen von Buschleuten vorhanden. Aber ich möchte es bezweifeln.

Sind so im ganzen westlichen Kapland (etwa vom 27. Längengrade an) und im Westen des Oranje-Freistaates die Farbigen wesentlich durch Mischlinge vertreten, so ist das ganze übrige Gebiet in der Hauptsache von reinen Bantuvölkern besetzt, die später als die hellfarbigen Hottentotten und Buschleute von Norden her eingewandert sind. Unter ihnen sind drei große Gruppen zu unterscheiden:

Bantuvölker.

1. die gewöhnlich unter dem Namen Kaffern zusammengefaßten Völker, die etwa vom 27. bis über den 32. Breitengrad hinaus Teile des südöstlichen Transvaal, ganz Natal und den Osten der Kapkolonie bevölkern,

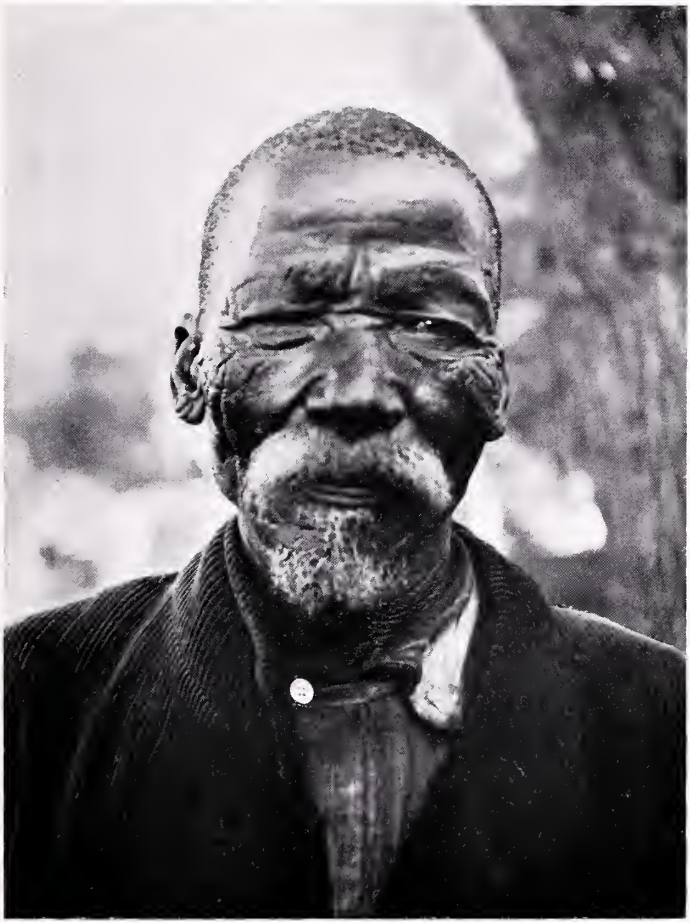
2. die Betschwanen- und Baßuthostämme, die im Osten des Freistaates, im Baßutholand-Protektorat und in ganz Transvaal, mit Ausnahme des Ostens der Zoutpansberge, leben, und

3. die Bawenda, die die östliche Partie der Zoutpansberge innehaben.

Am frühesten eingewandert und mit den Hottentotten zusammengestoßen sind die Kaffern. Wahrscheinlich hat Vasco de Gama sie schon 1497 in Natal vorgefunden. Sie haben sich in der Folge weiter nach Süden vorgeschoben. Im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts trafen sie mit den Buren zusammen und gerieten mit ihnen in Kämpfe, die später von der englischen Kolonialregierung weiter und zu Ende geführt wurden. Mit dem Ausgange der letzten Kaffernkriege wurde die südliche Grenze ihres Gebiets in der Weise endgültig festgelegt, daß ihnen das Land nördlich des Keiflusses zugewiesen wurde. Südlich desselben sitzen noch einige Stämme zwischen Weißen.

Die kraftvollsten und stolzesten unter den Kaffern sind die in Natal und dem ihm jetzt angegliederten Sululand sitzenden Sulustämme.[1] Von ihren Königen, vor allem Tschaka, militärisch organisiert und kraftvoll diszipliniert, sind sie der Schrecken der übrigen Bantustämme und unversöhnliche Feinde der Weißen gewesen. In

[1] Die eigentlichen Sulu waren nur ein kleiner Stamm, haben aber unter Tschakas Führung alle Stämme von Natal und Sululand zu einem Reiche vereinigt, so daß sich heute alle diese Stämme Sulu nennen.



Koranna
(Pniel bei Kimberley).

harten Kämpfen sind die Weißen ihrer Herr geworden. Die Farbigen sehen zu ihnen auf. Trotzdem oder weil sie die Bedränger der Schwarzen Südafrikas waren, wird ihre Sprache fast in ganz Südafrika von den Eingeborenen verstanden. Nur daß die Sulu sich bisher härter als die übrigen Völker gegen das Christentum und christliche Erziehung verschlossen haben, läßt sie heute etwas hinter die fortgeschritteneren Stämme zurücktreten. Wenn hierin ein Wandel eintritt — und neuerdings mehren sich die Zeichen dafür, daß ein solcher zu erwarten ist — wird den Sulu die geistige Führung der südafrikanischen Völker vermutlich ebenso zufallen, wie früher die Gewaltherrschaft über sie.

Zu den Kaffern gehört auch das den Sulu verwandte Volk der Swasi, von dem der größte Teil (etwa 89000) in dem sogenannten Swasiland im Südosten Transvaals sitzt. Ein kleinerer Teil lebt in Natal. Auch die Swasi sind ein kriegerisches und kraftvolles Geschlecht.

Die ersten Betschwanen- und Baßuthovölker sollen im 18. Jahrhundert in das Gebiet des Freistaates und Transvaals vom Norden und Westen her eingewandert sein. Die zahlreichen Stämme, die heute zu dieser Gruppe gerechnet werden, sind aus dem Volk der Barolong hervorgegangen, das im Anfang des 15. Jahrhunderts seine Wanderung vom Seengebiet in Zentralafrika aus angetreten hat.[1] — Eine andere Gruppe von Baßuthostämmen ist um die Mitte des 18. Jahrhunderts von Osten her eingedrungen, nachdem sie von ihrer Heimat am Sambesi her zunächst in südlicher Richtung gezogen waren. — Die Betschwanen- und Baßuthostämme sind weicheren Charakters als die Kaffern, aber sauberer, im Ackerbau fleißiger und in allerlei Handfertigkeiten geübter als sie.

Die Bawenda sollen vom unteren Lauf des Kongo her, wo angeblich heute noch ein Teil von ihnen sitzt, gekommen sein, und haben im Anfang des 18. Jahrhunderts die Zoutpansberge besetzt. Der Umstand, daß in ihren Sagen und in ihren religiösen

[1] Vergl. hierzu und zu den weiteren Angaben über die Eingeborenen Transvaals „Short History of the Native Tribes of the Transvaal." Pretoria 1905. (Herausgegeben von der Eingeborenenabteilung der Transvaalregierung).

Buſchmannſkulpturen
(Pniel bei Kimberley).

Vorstellungen das Wasser eine große Rolle spielt, daß sie angeben, ihre Väter hätten von einem großen Fisch gegessen (die Bantustämme des Inlandes essen keine Fische), daß sie einen eigenen Namen für die von der Küste ins Inland gewanderte Süßkartoffel haben, während die Baßuthostämme dieselbe mit dem Lehnwort „Bataten" bezeichnen,[1] macht es jedenfalls wahrscheinlich, daß sie aus einer Küstengegend gekommen sind. Ihre Sprache ist weit stärker von den Seßuthodialekten verschieden, als diese voneinander. Die Ornamente, die sie beim Hausbau anwenden, sind andere als die der Baßutho. Im Hausbau selbst, namentlich bei der Herstellung des Fußbodens, sind sie nicht so sorgfältig, an Handfertigkeiten nicht so reich wie jene. Doch wird ihren Frauen nachgerühmt, daß sie das feinste Maismehl herzustellen verstehen. Hervorragend soll ihre Sprachbegabung sein. Im Verkehr sind sie zurückhaltender, fast scheu. Merkwürdig ist bei vielen unter ihnen die Gesichtsbildung. Man verfällt hier in der Heimat beim ersten Zusammentreffen mit einem Unbekannten manchmal in Nachsinnen, weil man unter dem Eindruck steht: den hast du doch schon einmal gesehen. Ähnliche Empfindungen überkamen mich wiederholt, als ich nach mehrwöchigem Aufenthalt unter Baßutho zu den Bawenda kam. Viele Gesichter waren nicht so durchaus abweichend von dem Typus der Weißen, wie ich es gewohnt geworden war. Zwar sind die Bawenda an Hautfarbe recht dunkel, dunkler vielleicht als die Mehrzahl der Baßutho; aber bei manchem Gesicht könnte man glauben, daß man einen schwarzen Europäer, einen schwarzen Araber oder Juden vor sich habe. Die Zahl der Bawenda wird in dem amtlichen Zählungsbericht auf 88710 angegeben. Nach Meinung der Missionare ist ihre Zahl in Wirklichkeit beträchtlich höher, vielleicht doppelt so hoch.

Kleinere Bantu- und Mischlingsvölker.

Außer diesen größeren, geschlossenen und stammesreinen Gruppen sind noch andere Bantuvölker im Gebiet der Union vorhanden, die aber teils nur klein sind, teils nicht geschlossene Gebiete bewohnen, teils aus Mischung mit Angehörigen der größeren Gruppen hervorgegangen sind.

[1] Bataten = Potatoes. — Übrigens haben auch die Vakaranga nördlich des Limpopo einen eigenen Namen für die Süßkartoffel.

Junger Sulu
aus dem Gebiet von Emmaus (Natal).

Von den Batonga,[1] die, vor etwa 400 Jahren von Norden her eingewandert, im portugiesischen Ostafrika nördlich, südlich und westlich von Lourenco Marques ihre Sitze haben, lebt eine große Anzahl in Transvaal. Die amtliche Zählung gibt 171 848 an. Die allermeisten von diesen aber (etwa 100 000) arbeiten in den Bergwerken von Johannesburg, sind also nur vorübergehend im Lande. Viele wohnen in ganz Transvaal zerstreut. Ein Teil lebt einigermaßen geschlossen im Tal des Lewuwu.[2] Die Batonga sind geschickt in Handfertigkeiten, auch im Ackerbau nicht unfleißig; gern und vorwiegend aber treiben sie Handel. Sie werden zuweilen (ihrem Charakter, nicht ihrem Gesichtstypus nach) als die schwarzen Juden Südafrikas bezeichnet. Mit Vorliebe ahmen sie in manchen Äußerlichkeiten, z. B. dem Tragen des Kopfringes, die Sulu nach, obwohl diese lange Zeit ihre Bedrücker gewesen sind.[3]

Ein breiter, in der Richtung von Nordwesten nach Südosten verlaufender Streifen Landes im nördlichen Transvaal ist von sogenannten Matebelen besetzt. In der Linie ihrer Wohnsitze liegt das Städtchen Piet Potgietersrust. Von dort aus erstreckt sich ihr Gebiet nord- und nordwestwärts bis fast zum Flußlauf des Palala[2] und südöstlich über den Olifant- und den Steelportfluß hinüber bis unweit Lydenburg. Diese Matebelen haben nichts zu tun mit den gleichnamigen Scharen, die Moselekatse durch das Land geführt hat. Es sind Mischlinge von Baßutho und Sulu. Ihre Väter haben vor Tschakas Zeit die Heimat verlassen, haben sich mit den Baßutho vermischt und deren Sprache angenommen. Der Charakter dieses Mischvolkes zeugt noch von der Suluabstammung. Sie sind härter und verschlossener als die Baßutho.

Zerstreut unter den übrigen Völkern des nördlichen Transvaal, namentlich aber unter den Bawenda, lebt ein merkwürdiges Völklein, die Balepa oder Valemba.[4] Es sind kleine Leute mit vielfach auffällig semitischen Gesichtszügen.

---

[1] Sonst auch Matschangan, Makwamba, Knoopneusen genannt. [2] Nebenfluß des Limpopo. [3] Über die Batonga ist kürzlich in zwei Bänden eine sehr gründliche, wertvolle Untersuchung von dem Missionar der Schweizer Mission Henry A. Junod herausgekommen: „The Life of a South African Tribe". Neuchâtel 1912. [4] Balepa ist Seßuthoaussprache, Valemba Tschiwendaaussprache.

Moßuthokrieger
(Osttransvaal).

Mowenda
aus der Gegend von Tschewasse.

Sie sprechen die Sprache der Stämme, unter denen sie wohnen, und tragen deren Tracht. Unter sich sprechen sie einen Bantudialekt, der dem der Vakaranga in Maschonaland nahe verwandt ist. Doch ist das schwerlich ihre ursprüngliche Sprache. Sie sind Händler und Handwerker, gerühmt als gute Schmiede, verstehen die Kunst des Drahtziehens und stellen die beliebten Arm- und Beinringe aus Draht her. Ihre Frauen sollen die geschicktesten Töpferinnen unter den Eingeborenen sein. Mit ihren Industrieerzeugnissen haben sie Handel getrieben und treiben sie noch Handel. — Nicht der Inhalt ihrer Religion, aber zum Teil die religiösen Formen und vor allem ihre Sitten und Rechte unterscheiden sie stark von den übrigen Bantuvölkern Südafrikas. Sie durchschneiden den Schlachttieren die Kehle und lassen sie ausbluten, essen auch kein bei der Jagd geschossenes Tier, das nicht ausge-

Die farbigen Volksstämme in Süd-Afrika.
Stammesgrenzen, wo sie nicht mit Flüßen zusammenfallen
politische Grenzen, wo sie nicht mit den vorigen zusammenf.
Haupteisenbahnen
Haar = schrift gibt politische u. physische Namen an
Dicke Schrift Namen der Volksstämme
gez. Ed. Kittlaus Buchholz
Massstab
0 100 200 300 400 500 Klm
Deutsch Süd-West-Afrika
Kalahari Wüste
Brit. Betschwana-Land.
Klein-Namaqua Land.
Oranje-Fluß
Gr. Buschmann Land
Kap-Provinz
Bastards.
Atlantischer Ocean.
Kapstadt
Mosselbay
Pt. Elisabeth.
Betschwanen u. Bastards vereinzelt Hottentotten
Oranje-Fluß
Dekar
Kimberley
Bloemfontein
Oranje-Freistaat
Betschwanen
Vaal-Fl.
Rustenburg
Pretoria
Johannisbg.
Vaal Fl.
Transvaal
Bassutho.
Mutebelen
Pietersburg
Lydenbg
Vaalpense?
Limpopo-Fl.
Bawenda
Batonga.
Portug. Ost-Afrika
Delagoa Bay
Swasi
Sululand
Süd-Bassutho
Natal
Durban
Kaffern
Sulu.
Xosa
Kaffern
Kei-Fl.
East London
Indischer Ocean.

blutet hat. Ihre Stammesgenossen sollen sie nicht eines natürlichen Todes sterben lassen, sondern sie, wenn sie den Tod kommen sehen, auch durch einen Kehlschnitt töten. Peinlich vermeiden sie Mischheirat. Ein Teil von ihnen nimmt überhaupt keine Frauen aus anderen Stämmen, ein anderer Teil nur nach vorangegangenen Reinigungsriten. Sie essen keine Speise, die von Angehörigen eines anderen Volkes zubereitet ist, und kein von Fremden geschlachtetes Tier. — Trotz dieser ihrer Abschließung genießen sie eine Ehrenstellung unter den Völkern, bei denen sie wohnen. Sie sind nicht zu Abgaben verpflichtet, sondern bringen dem Häuptling freiwillige Geschenke. In den Beschneidungskraalen erhalten sie Ehrenplätze. Sie selbst haben die Beschneidung von alters her, und man nimmt an, daß die anderen südafrikanischen Bantuvölker sie von ihnen überkommen haben.

In dem nordwestlichen Transvaal, südlich des Limpopo, soll noch ein Mischvolk von Hottentotten und Buschmännern, die Vaalpense[1] wohnen, denen ein ungewöhnlicher Tiefstand kulturellen Lebens nachgesagt wird. Ich bin in dem Gebiet gewesen, habe aber keine Vaalpense finden können. Die Landesbewohner erklärten, es gäbe solche, aber sie wohnten: da — da — da — ganz vorn! Aus ihrer Antwort ging jedenfalls mit Sicherheit hervor, daß sie nicht für Vaalpense gehalten werden wollten. Es lag dazu nach ihrer äußeren Erscheinung auch kein Grund vor. Sie glichen durchaus den Baßutho. Die Angaben in der „Short History of the Native Tribes of the Transvaal", daß dieses Volk von den Matebelen nahezu ausgerottet und nur noch in geringer Zahl vorhanden sei, wird richtig sein.

Sehen wir auf das Ganze der Eingeborenenbevölkerung, so ergibt sich, daß die Mehrzahl derselben erst in den letzten Jahrhunderten von Norden her nach Südafrika eingewandert ist. Die am frühesten gekommenen Betschwanen- und Baßuthostämme sind höchstens 400 Jahre, die meisten sehr viel kürzere Zeit im Lande. Vor ihnen sind die Kaffernstämme eingewandert, vermutlich noch vor diesen die Hottentotten, die aber in der Hauptsache nur noch in den Bastards weiterleben.

[1] Blaßbäuche.

Baſtard
aus Riversdale (121 Jahre alt).

Kriege der Eingeborenen untereinander.

Die ſüdafrikaniſchen Bantu ſind nicht gleichgültig gegen ihre Geſchichte. Freilich konnten ſie dieſelbe bis dahin nur mündlich von Geſchlecht zu Geſchlecht überliefern, aber dieſe Überlieferung iſt nicht ohne Wert. Sie iſt orientiert an den Stammbäumen der Könige. Junod erklärt auf Grund ſeiner Forſchungen bei den Batonga,[1] daß die Überlieferung dieſes Stammes für die letzten hundert Jahre durchaus zuverläſſig ſei. Darüber hinaus höre die Geſchichte auf, und es beginne die Legende. Die Stammbäume der Häuptlinge aber würden, wenn auch hier und da Lücken vorhanden ſeien, bis in viel ältere Zeit hinein richtig wiedergegeben.

[1] In dem vorher bezeichneten Buch. Vergl. S. 40 Fußnote.

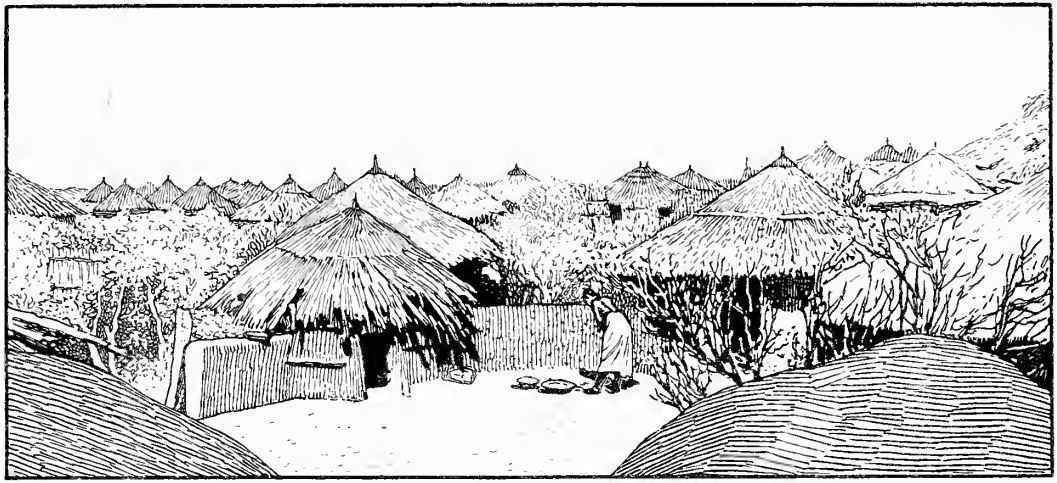
Junod konnte feststellen, daß vier Namen, die ihm von den Batonga als die letztbekannten in vier verschiedenen Häuptlingsreihen angegeben waren, durch eine portugiesische Chronik aus dem Jahre 1554 als Namen damals regierender Häuptlinge bestätigt wurden.[1]

Unzählige Kriege sind zwischen den einzelnen Stämmen und Völkern geführt worden und haben die Zahl der Eingeborenen verringert. Man kann auf keine Stelle im Gebiet der Bantuvölker kommen, an der man nicht Erzählungen über frühere Kriege zu hören bekäme. Die schwarzen Söhne Afrikas haben den Boden reichlich mit ihrem Blute gedüngt. Später sind die Kämpfe mit den Weißen, Buren und Engländern, dazugekommen. Die Bauart vieler Eingeborenen-„Städte" erinnert an diese Zeit, wo jedermanns Hand gegen jedermann war. Unmittelbar an den Fuß von Bergzügen angelehnt, ermöglichen sie schnellen Rückzug auf die Höhe. Aus dem Gewirr der engen Gänge zwischen den einzelnen Hofstellen findet man heute nicht ohne Führer hinaus. Der eindringende Feind mußte in ihnen auch seine Not haben.

In Natal führte im Anfang des 19. Jahrhunderts der Sulufürst Tschaka seine verheerenden Kriege. Er sammelte ein Heer von 100 000 Kriegern, löste durch Ermordung ihrer Häuptlinge und Verpflanzung der beraubten Völkerschaften den Stammesverband von etwa 300 kleinen Stämmen auf und gliederte ihre Zugehörigen den Sulu an. Er schuf ein gewaltiges Sulureich, vor dem alle Nachbarn zitterten und erzog ein Soldatenvolk; aber sein Weg führte durch Ströme von Blut.

Von Tschaka trennte sich Anfang der 20er Jahre sein tüchtigster Heerführer Moselekatse mit einem Teil des Heeres. Er wollte für sich selbst ein großes Reich gründen und fiel nach dem Muster seines Lehrmeisters über die Betschwanen- und Baßuthostämme im Westen und Nordwesten her. Sein Vorhaben gelang ihm zunächst nicht. Nachdem er eine Reihe von Jahren die Stämme südlich des Limpopo geplündert, dezimiert und in Furcht und Schrecken gehalten hatte, wurde er 1837 von den Buren über

[1] Auch die „Short History" gibt Häuptlingsreihen für Hunderte von Jahren.



Matſchakas Stadt
(Nordtransvaal).

den Limpopo zurückgeworfen. Nördlich desselben gründete er sein großes Matebelereich, das er bis 1870 beherrscht hat.

Das sind die großen Kämpfe der Eingeborenen untereinander, die Südafrika während der letzten Jahrhunderte gesehen hat. Die Zahl der kleineren Fehden ist Legion.

Kriege der Eingeborenen mit den Weißen.

Mit den Kolonisten gerieten zunächst die südlichen Kaffernstämme in kriegerische Verwicklung. 1834 brach der erste große Kaffernkrieg aus, dem in den folgenden zwei Jahrzehnten zwei weitere und 1877 ein letzter folgte. — Mit den Sulu kämpften Ende der 30er Jahre die Buren, 1879 die Engländer. — Den nur teilweise glücklichen Kämpfen der Buren mit Moschesch, dem Oberhäuptling der Südbaßutho, machte England ein Ende, indem es das Land nach vorübergehender Angliederung an die Kapkolonie unter das Protektorat der britischen Krone stellte. (Baßutholand ist noch heute Protektorat und dem vereinigten Südafrika nicht angeschlossen.) — In Transvaal hatten die Buren eine Fülle von Kämpfen mit den Eingeborenen. Wiederholt nahmen sie zur Niederwerfung eines Stammes die Hilfe eines anderen in Anspruch. Namentlich die Swasi wurden von ihnen oftmals als Bundesgenossen ins Land gerufen. — In die Kriegführung der Buren mit Sekukuni griffen die Engländer ein und machten dem Kampf 1879, dem Jahr, in dem in Natal auch Ketschwayo besiegt wurde, ein Ende. Nachdem nach dem letzten Burenkrieg Oranjefreistaat und Transvaal annektiert waren, nahmen die Engländer den Eingeborenen die Feuerwaffen ab. Seitdem ist Friede im Lande. Ein Aufstand, den der Sohn des Sulufürsten Ketschwayo, Dinisulu, vor einigen Jahren erregte, wurde in den Anfängen niedergeschlagen. Damit ist eine Jahrhunderte lange Wanderbewegung und Kriegführung der Eingeborenen in Südafrika zum Stillstand gekommen.

Asiaten in Südafrika.

Der Überblick über die Eingeborenenbevölkerung Südafrikas würde nicht vollständig sein, wenn wir nicht auch einer asiatischen Invasion gedächten. Zwar die Chinesen, die man zeitweilig als Arbeiter für die Johannesburger Minen herbeigeholt hatte, hat man wieder aus dem Lande geschafft. Aber in sehr beträchtlicher Anzahl sind Inder im Gebiet der Union vorhanden. Am stärksten

sind sie vertreten in Natal, wo man sie ursprünglich für den Plantagenbau eingeführt hat. Heute findet man sie dort aber auch als Farmarbeiter und in allerlei Stellungen, die sonst für den Schwarzen da sind. In der Kapkolonie befinden sich von altersher eine Anzahl Malaien. In Transvaal sind die Inder fast ausschließlich Händler in Stadt und Land. In einer Straße Pretorias fand ich fast nur indische Geschäfte, und hoch im Norden, in Luis Trichardt, traf ich einen indischen Kaufmann. Der Freistaat hat seine Grenzen gegen die Inder gesperrt. Die Regierung des jetzt geeinten Südafrika geht damit um, ihre Zahl im Lande zu verringern, jedenfalls aber neuen Zuzug hintanzuhalten. Von einer Beeinflussung der Eingeborenen durch diese Asiaten läßt sich nicht viel spüren. Die Eingeborenen kaufen gern bei ihnen, an der Küste sind einige Schwarze infolge der Berührung mit den mohammedanischen Indern zum Islam übergetreten, aber stärkere und allgemeinere Einwirkungen der Asiaten sind bisher nicht hervorgetreten.

Vermutlich ist aber diese asiatische Einwanderung nicht die erste, die der Boden Südafrikas gesehen hat. Schon vor der Einwanderung der Bantuvölker hat wenigstens der Osten Transvaals schon Besuch gehabt, und ich glaube, daß es sich dabei um asiatischen Besuch gehandelt hat.

In der Lydenburger Gegend sind alte Bergwerke gefunden, von denen niemand weiß, wann oder von wem sie bearbeitet worden sind.

Nordwestlich Lydenburg, auf der Farm Boomplaats, befindet sich eine merkwürdige Steinreihe. Es ist ein mehrere hundert Meter langes Riff großer und kleinerer Steine. Eine Fülle von ihnen, nahezu alle, sind mit Skulpturen bedeckt. Teils scheinen es Ornamente zu sein (unser erstes Bild zeigt einen mit Ornamenten bedeckten Stein), teils sind es unverständliche Linien. Vielfach, allerdings in mannigfacher Abänderung, kehrt eine Figur wieder, nämlich zwei Kreise, die durch kürzere oder längere Schleifen verbunden sind. Zum Teil aber sind die Skulpturen, die sicher nicht als Ornamente gelten können, komplizierte Gebilde, die den Eindruck machen, als habe man Landkarten herstellen wollen.

Stein mit eingemeißelten Ornamenten
auf der Farm Boomplaats bei Lydenburg.

Herr Ernst Bauling, dem ich die Zeichnungen einiger dieser Steine verdanke, schrieb mir bei Übersendung derselben:

„Einige von den alten eingeborenen Baßutho erzählen, daß ihre Vorfahren, die Bapedi, als sie in diese Gegenden einwanderten, die Zeichnungen in Klippen schon vorfanden. Sie schreiben sie einem Volke zu, das sie Makchalakane a Maswannane nennen, die vorzeiten dieses Gebiet von Lydenburg, Sekukunisland usw. inne hatten. Auch sollen die Buschmannsbilder in Sekukunisland und anderwärts von ihnen herrühren; doch ist das zu bezweifeln. Sie hatten eine helle Hautfarbe, wie die Inder, und langes Haar. Mit eigentümlichen Gewehren waren sie bewaffnet, welche von den Bapedi mit dem Namen Mapalakata bezeichnet wurden. Zur Zeit Sekwati's sind einige solcher Gewehre in den Höhlen von Dechtkop[1] bei Thaba Moßecho gefunden worden. Sie wurden leider von den Bapedi zu Picken und

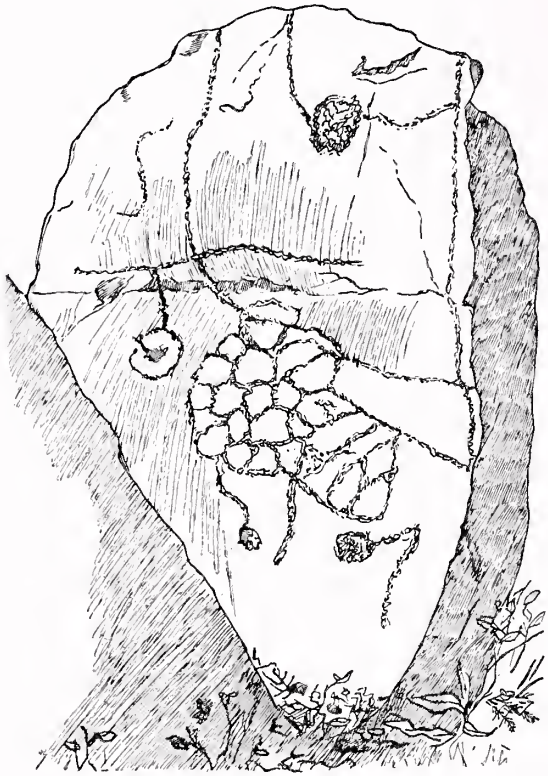
[1] Der berühmte Kampfeshügel, der im Kriege mit Sekukuni zuletzt von den Engländern erstürmt wurde.

Speeren umgeschmiedet. Die Makchalakane a Maswanyane wurden von einer den Bapedi verwandten Völkerschaft, dem Volk von Mongatane, aus ihren Wohnsitzen vertrieben und verzogen in der Richtung nach der Delagoabay .... Zwei Meilen östlich von den Feldzeichnungen findet man alte Kupferminen, die sich in nordöstlicher Richtung hinziehen. Die größte ist bis 40' tief."

Ich nehme an, daß die Zeichnungen bei den nicht ornamentierten Steinen tatsächlich etwas wie Landkarten darstellen; aber was auch immer sie bedeuten mögen, sie sind Zeugen einer Besiedelung des Landes vor der Zeit der Einwanderung der gegenwärtig hier ansässigen Stämme. Ob die glatthaarigen Leute mit Gewehren die Bildhauer oder auch nur die ersten Bearbeiter der Minen gewesen sind, weiß ich nicht. Für ausgeschlossen halte ich, daß die Skulpturen Buschmannsarbeit zeigen. Buschmannzeichnungen habe ich im Lande nur in Höhlen gefunden, die versteckt, aber durchgängig so gewählt sind, daß man die ganze Gegend mit allen ihren Zugängen überschauen kann. Buschmannskulpturen habe ich auf dem Hügel bei Pniel gefunden (vergl. Bild, S. 37), von dem aus man auch das ganze Land überschauen kann. Aber der Charakter der Skulpturen auf Boomplaats hat nichts gemein mit den Buschmannsbildern, und die Tatsache, daß das Steinriff, das sie trägt, in der Ebene liegt, läßt auch nicht glauben, daß sie von Buschleuten herrühren.

Eine Reise durch das Land reizt dazu, den Spuren der Vergangenheit nachzugehen. Ich konnte es nur dilettantenhaft und gelegentlich tun, wenn meine eigentliche Arbeit mir Zeit dazu ließ. Doch möchte ich nicht verfehlen, auszusprechen, daß es für diejenigen, die Sprache und Geschichte der südafrikanischen Bantuvölker und die Vorgeschichte des Landes wissenschaftlich erforschen möchten, jetzt noch Zeit ist, ihr Vorhaben auszuführen, aber auch hohe Zeit. Auch für die Eingeborenen Südafrikas ist eine neue Zeit angebrochen, die die Sprachen verändert und den Stammeszusammenhang lockert. Nicht mehr lange, so möchten die wenigen in Sprache und Erinnerung noch vorhandenen lebendigen Quellen versiegt sein.

Die Eingeborenenbevölkerung ist zur Ruhe gekommen. Ihre Wanderungen und ihre Kämpfe haben aufgehört. Die Bantuvölker denken nicht daran auszusterben. Im Gegenteil, sie wachsen, seit den Kriegen ein Ende gemacht ist und Europäer die „vakanten Posten der Obrigkeit" besetzt haben. So taucht die Frage auf und wird brennend: was soll aus diesen Menschenmengen werden? Wie sind sie dem Kolonialstaat einzugliedern, und wie können sie zu zufriedenen und brauchbaren Mitarbeitern an dem Ganzen der kolonialen Entwicklung gemacht werden?



Stein mit Skulpturen
auf der Farm Boomplaats bei Lydenburg.

Kapkarre.

Auf Reisen unter Schwarz und Weiß.

Wer ein Land so bereisen muß, daß er fast jeden Tag den Ort verändert, — und das war mein Los in Südafrika — ist zweifellos der Gefahr ausgesetzt, mit seiner Kenntnis von Land und Leuten stark an der Oberfläche zu bleiben. Wenn er dann noch die Gabe hat, jede Erfahrung fröhlich zu verallgemeinern, so wird seine spätere Berichterstattung gemeingefährlich. Andererseits hat diese Art des Reisens den Vorzug, daß sie in der Tat eine große Fülle von Einzelbeobachtungen gestattet, daß sie die Unterschiede zwischen den einzelnen Gegenden und ihren Bewohnern eindringlich zum Bewußtsein bringt und daß sie den Reisenden in reiche Berührung mit dem ganzen Leben im Lande setzt. Wenn man die Gegenwart eines Landes verstehen und überblicken will, muß man seine Geschichte befragen und das Material für eine Übersicht über den derzeitigen Stand zusammentragen. Aber der lebendige Hauch des Lebens schlägt einem nur bei persönlicher Berührung entgegen. Darum bitte ich den Leser nach den Längs-

und Querschnitten der beiden ersten Kapitel mich ein wenig auf meinen Reisen zu begleiten und sich den Eindrücken mithinzugeben, die der Reisende auf seinen Wegen empfing.

Auf der Eisenbahn.

Wer ältere Reisebeschreibungen aus Südafrika liest, hat mit dem berühmten Ochsenwagen anzufangen, der den Reisenden auf wochen- oder monatelangen Wegen im Wechsel von allerlei Fährlichkeiten und beschaulicher Ruhe zum Ziel bringt. Als ich mich nach 10½ monatlicher Reise im Lande, von Lourenco Marques aus, mit dem „Admiral" auf den Heimweg gemacht hatte und Muße fand, auch überflüssige Studien vorzunehmen, stellte ich aus meinen Tagebüchern fest, daß ich im ganzen 17300 Kilometer auf afrikanischem Boden hinter mich gebracht hatte. Das hätte ich mit dem Ochsenwagen nicht gekonnt. Von den 17300 Kilometern hatte ich 11 587 mit der Eisenbahn, 4506 auf Wagen mit Maultier- oder Pferdebespannung, 1200 auf Pferderücken und *sieben* auf dem Ochsenwagen zurückgelegt. Gewiß gibt es den Ochsenwagen noch. Als ich kurz vor Weihnachten 1910 in Heidelberg (Transvaal) war, habe ich eine ganze Kolonne von Ochsenwagen nach der Stadt fahren sehen. Die Buren, die die Festtage in dem „Dorfe" verleben und an den Gottesdiensten teilnehmen wollten, brachten so nach väterlicher Weise ihre Familienhotels mit. Aber im ganzen nördlichen Transvaal und in Natal hat das Ostküstenfieber die Rindviehbestände fast vernichtet, und was noch vorhanden ist, darf die, meist eingedrahtete, Farm nicht verlassen. In der Kapprovinz, in Oranje und dem südlichen Transvaal macht die Eisenbahn dem Ochsenwagen Konkurrenz. Jedenfalls habe ich meine Reise mit der Eisenbahn begonnen und in ihrer zweiten Hälfte fast ausschließlich mit ihr bewerkstelligt.

Ich stieg in Kapstadt ein, um nach Johannesburg zu fahren. Die Spurweite der afrikanischen Eisenbahn ist schmaler als die unsrige. Man muß deshalb auch die Wagen etwas schmaler bauen, und dabei hat der Seitengang in den Durchgangswagen die Kosten zu tragen. Er ist so schmal, daß man sein Handgepäck vor sich her balancieren muß und jedermann ins Abteil zurücktritt, wenn ein Reisender den Gang passiert. Es ist mir immer wunderbar ge-

wesen, daß ältere Burenfrauen ihn überhaupt passieren können, ohne gleich beim ersten Versuch festzusitzen. Ist der Gang unbequem, so ist das Innere des Abteils um so bequemer. Breite, ledergepolsterte Sofas in der ersten, etwas schmalere und etwas härtere, aber gleichfalls lederbezogene Sofas in der zweiten Klasse. Für die Nacht dürfen nicht mehr als vier Personen im Abteil erster und nicht mehr als sechs im Abteil zweiter Klasse untergebracht werden. Die dritte Klasse in den gewöhnlichen Zügen ist fast ausschließlich für Eingeborene bestimmt. Nur hier und da habe ich später einmal auch Abteile dritter Klasse mit der Überschrift „Europeans" gesehen. Die Farbigen sollen im allgemeinen nicht in den ersten beiden Wagenklassen fahren. Die Eisenbahnfahrt bietet deshalb wenig Gelegenheit, mit ihnen in Berührung zu kommen. Doch habe ich einmal eine schwarze Dame unbehelligt in der ersten Klasse fahren sehen.

Englisch und holländisch kann man die kleinen Reisefragen oder auch die großen politischen und sozialen Fragen besprechen hören. Wenn man Gelegenheit dazu gibt, kann man sich über woher? und wohin?, ob es die erste Afrikareise sei und welches ihr Zweck, über Deutschland usw. ausfragen lassen oder auch selbst Fragen stellen. Das Verhältnis zwischen England und Deutschland ist interessant, wird aber keineswegs immer mit der Nervosität behandelt, wie ich es einmal in Natal erlebte (Natal ist englischer als englisch, sagt man in Südafrika). Ich hatte telephonisch in Durban anfragen lassen, ob das deutsche Konsulat Telephonanschluß habe. Lachend hängte der Beamte, mit dem ich schon vorher bekannt geworden war, den Hörer wieder an. Ich fragte nach dem Grund seiner Heiterkeit. Man hatte in Durban geantwortet: „No, they prefer to build dreadnoughts" (Nein, sie ziehen es vor, Dreadnoughts zu bauen). Jedenfalls habe ich auf meiner ersten Reise nichts mit Politik zu tun gehabt. Ich war bis Worcester mit einem deutschen Missionar zusammengefahren. Als ich allein war, ließ ich mir meinen Tee in das Abteil kommen. Der Kellner hielt sich etwas länger auf, als nötig gewesen wäre, und sagte plötzlich: „Der Herr sind aus Deutschland. Ich habe vorher die deutsche Unterhaltung gehört. Ich bin ein Münchener." So hatte ich wieder einen

deutschen Freund im Zuge, der mir in der Folge mit besonderer Aufmerksamkeit seine Dienste leistete.

Der Zug arbeitete sich in die Berge hinein, deren Gipfel — es war Juli, also südafrikanischer Winter — mit Schnee bedeckt waren. Mühsam und langsam keuchte er den wunderschönen Hexriverpaß hinauf. Die Steigungen auf den südafrikanischen Bahnen sind steiler, die Kurven schärfer als bei uns. So fährt man langsamer und hat Zeit, die mächtigen Berge oben, die steilen Senkungen unten und die schönen Farmen in den Tälern zu bewundern. Wir waren noch nicht auf der Höhe angekommen, als die Nacht hereinbrach. — Es gibt, wie ich zuverlässig weiß, in Deutschland Leute, die an die zweckmäßige Verwendung wollener Sachen in Afrika nicht glauben. Ich wünschte, sie erlebten einen Winterabend und eine Winternacht mit, wie diese. Sie würden niemandem mehr erzählen, daß Wolle für Afrika völlig unangebracht sei. — Man wird im Zuge zu Hause. Zur Hauptmahlzeit am Abend, zum Frühstück am Morgen, zum zweiten Frühstück am Mittag, zum Tee am Nachmittag wird gerufen; und wenn man es wünscht, wird einem schon morgens um 6 Uhr Tee oder Kaffee ins Abteil gebracht. Gegen 9 Uhr abends erscheint der Schwarze und macht die bestellten Betten zurecht. Einige Griffe, und aus den Wänden entwickeln sich obere Bettböden. Wer nicht einen Pelzkaroß mit sich führt und für sich selbst die Lagerstätte bereitet, läßt sich von der Bahn ein Bett geben und zurechtmachen — es kostet, in angenehmem Gegensatz zu Deutschland, nur 2,50 Mark — und bald schläft, was im Abteil vorhanden ist. Ich habe trefflich geschlafen in den südafrikanischen Zügen.

Die Karroo.

Die erste Nacht war bald herum. Die afrikanische Sonne, die es auch am Wintertage gut meint, brannte warm durch die Fenster. Das Bild draußen hatte sich geändert. Wir waren in der Karroo. Ich habe neun Monate später das südliche Kapland mit seinen fruchtbaren Ebenen, schönen Bergzügen und herrlichen Bergpässen bereist und wieder, wie diesmal, den Gegensatz empfunden. Südafrika hat nicht *ein* Klima, sondern fünf oder, wenn man will, sechs. — Da liegt die weite Fläche. Dort in der Ferne ein Kopje, da ein Plattberg. Das spärlich bewachsene Land

ist nicht ganz unfruchtbar. Von Zeit zu Zeit taucht eine Farm auf, ein Camp[1] mit Straußen, in regelmäßiger Folge die Reste der Steinschanzen aus der Kriegszeit, und dann beginnt dieselbe Bilderreihe von neuem. Die Sonne steigt Stunde um Stunde: ein Kopje, ein Plattberg, eine Farm, Steinschanzen. Die Sonne geht an dem westlichen Himmel hinab, es ist merklich heiß geworden im Wagen: ein Camp, eine Farm, eine Steinschanze, Fläche, Fläche, Fläche usw. — Am späteren Nachmittag rollt der Zug schneller. Es geht bergab, dem Oranje zu. Die Karroo ist passiert.

Jenseits des Oranje dehnt sich im Westen die Ebene von Griqualand-West aus. Ich bin später eine Strecke in das Land hineingekommen. Es ist durchaus keine Wüste. Aber an diesem Abend, wo ich über die weite, weite Fläche mit ihrem wintergrauen Gras hinsah, schien es mir eine Wüste, eine trostlose Wüste zu sein. Die Sonne sank tiefer, da änderte sich das Bild. Indem sie sich dem Untergang zuneigte, goß sie Ströme roter Strahlen auf das graue, tote Land. Und es wurde lebendig und glänzte in wunderbarer Pracht und Schönheit. — „Gott ist doch der größte Künstler" sagte einmal ein Freund zu mir. Ich habe öfters in Afrika daran denken müssen. Es sind nicht so oft die intimen Wirkungen des kleinen Landschaftsbildes, als die großen Wirkungen des Gesamtbildes, hervorgebracht vor allem durch die Sonne, die Lichtfluten über Lichtfluten hinabschüttet auf das Land, die Einöde vergoldet oder, wie hier, in Purpur taucht, die grüne Flur lachend macht und um die Berge blaue Schleier legt. Ich kann es verstehen, daß die Südafrikaner in Deutschland Heimweh bekommen nach dem Sonnenlicht ihrer Heimat. Es gehört zu dem Lande, wie der Ruf der Turteltaube, der vom Limpopo bis ins Kapland erklingt.

Es war dunkel geworden draußen. Da flammten andere Lichter vor uns auf: die elektrische Beleuchtung der Bergwerksanlagen von Kimberley und Beaconsfield. Wir fuhren in die Diamantenstädte ein. Unsere Missionare besuchten mich während des längeren Aufenthaltes im Zuge, „grüßten" mich, wie der Afrikaner sagt. Dann setzte sich der Zug wieder in Bewegung und fuhr in die Nacht hinein.

[1] Eingedrahteter Weideplatz.

Ich habe an diesem Abend lange am Fenster gestanden. Zum ersten Male sah ich Grasbrände, wie sie die Bauern entfachen, um entweder dem jungen Graswuchs oder dem Pfluge, der über das Land gehen soll, Raum zu verschaffen. Mächtige Flammenlinien wälzten sich über die Ebene wie Heeresfronten, die dem Feind entgegenrücken. Auch ein Wahrzeichen Südafrikas! Ich habe es in der Folge oft und noch schöner und großartiger gesehen, als an diesem Abend, aber es hat kaum wieder einen so starken Eindruck auf mich gemacht. — Wir hatten allgemach das Hochfeld erreicht, das sich mir bei Nacht schöner präsentierte, als später bei Tage.

Das Hochfeld.

Die Hochfläche von Oranje und Südtransvaal — eigentlich nur in Transvaal Hoogeveld genannt — stellt den dritten Typus südafrikanischen Klimas und südafrikanischen Landschaftsbildes dar. Gesunde Luft, im Winter sehr starke Unterschiede in den Tag- und Nachttemperaturen, fruchtbare, unbewaldete Ebenen oder lange Geländewellen. Die afrikanischen Freunde in jener Gegend, die ihr Land lieben, mögen es mir verzeihen: das Hoogeveld mag sehr fruchtbar sein, reiche Weiden haben und keine Pferdekrankheit, aber die Landschaft ist verzweifelt langweilig. Wenn man, wie ich später getan habe, zu Wagen weite Strecken in ihr zurücklegt und man fragt nach dem Ziele, so bekommt man wohl zur Antwort: „Net achter die bultje“ (gleich hinter dem Hügel da). Man fährt eine Stunde und hat den ersten unsäglich langsam ansteigenden und unsäglich langsam abfallenden Hügel genommen. Ein neues „Bültje“. Wieder eine Stunde. Ein drittes, vielleicht ein viertes. Endlich liegt in der Ferne das Ziel vor einem: „Net achter die bultje“. — Das ist schwer. — Als ich später von Johannesburg nach Ermelo mit der Eisenbahn über das Hochfeld fuhr und Stunde um Stunde in gleichmäßiger Eintönigkeit auf den Bültjes verrann, packte es mich — das Klima des Hochfeldes soll die Nerven angreifen, sagt man — und ich griff, zwar nicht zum Revolver, den ich in Südafrika nicht bei mir geführt habe, aber zur Kamera, ging auf die Plattform des letzten Wagens und knipste mit dem ingrimmigen Gedanken: ich werde den Freunden in Deutschland zeigen, wie langweilig

Bahnfahrt auf dem Hochfeld.

Afrika aussehen kann. Die Kamera hat nicht so gesehen, wie ich. Sie hat ihrer empfindungslosen Natur gemäß die Langeweile nicht wahrgenommen. Doch mag das Bild hier seinen Platz finden. — An dem ersten Abend aber, wo die lohenden Feuer über das Land zogen, war das Hochfeld nicht langweilig.

In Fourteenstreams kam ein junger Rhodesier ins Bahnabteil. Er machte sich sein Lager zurecht. Ich redete ihn an, weil mich ein paar aus Holz geschnitzte Perlhühner — Eingeborenenarbeit — die er mitgebracht hatte, interessierten, und wir kamen in ein kurzes Gespräch. Er mußte zu dem Ausländer Zutrauen gefaßt haben; denn als er schon eine Weile gelegen hatte, turnte er plötzlich von seinem Bett herunter und kam heraus: „Würden Sie mir vielleicht eine Freundlichkeit erweisen? Ich gehe nach Johannesburg, um das polytechnische Institut zu besuchen. Dort finde ich einen Scheck vor. Aber augenblicklich ist mir das Geld ausgegangen. Ich kann mein Frühstück nicht mehr bezahlen usw." — Ich besann mich nicht lange: die Summe ist nicht groß. Argwohn ist häßlich. Deinen eigenen Kindern kann dasselbe passieren — hier ist das Geld. — Er hat es mir prompt

wieder zugestellt und sich mehrere Wege gemacht, weil er mich nicht gleich fand. Ich freute mich über das ehrliche, junge koloniale Blut, durch das mir auch die erste Nachricht von dem Vorhandensein des prächtigen polytechnischen Instituts kam. — Nach dem Frühstück am nächsten Morgen kamen wir Johannesburg näher. Die ersten Städte am Witwatersrand, dann in schneller Folge ein Stadtbild nach dem anderen. Dazwischen der Blick auf die Bergwerksanlagen. Immer geschlossener wird die Stadt. Wir fahren in Park-Station ein, bekannt in ganz Südafrika unter dem kurzen Namen „Park".

Johannesburg.

Johannesburg ist in Ansehung des Lebens, das sich in ihm entwickelt, eigentlich keine afrikanische Stadt, sondern eine Weltstadt. Angehörige aller überseeischen Kulturvölker strömen in ihr zusammen, und Vertreter zahlloser Eingeborenenstämme Afrikas treffen sich in ihr zu gemeinsamer Arbeit. Wenn man nach Germiston[1] hinausfährt, sieht man die mächtigen Leitungen der elektrischen Kraftzentrale. Sie sind gebaut und werden in Betrieb gehalten von Siemens-Schuckert. Wie die Arbeitskräfte international sind, so auch die Kapitalien, die hier zusammenströmen. Umgekehrt hat die Johannesburger Goldproduktion Bedeutung für die ganze Welt. Aber zunächst befruchtet sie Südafrika und greift mit ihren Wirkungen tief in die ganze Entwicklung des afrikanischen Lebens ein. Stadtanlage und Umgegend zeugen von der Schnelligkeit und darum Ungleichmäßigkeit, mit der alles entstanden ist, aber auch von dem Reichtum, der sich hier auswirken kann. Hier eine Prachtstraße mit modernsten Häusern, schönen Monumentalbauten, tadelloser Pflasterung. Die Parallelstraße mit bescheidenen Gebäuden und mit höchst primitiver, wenn überhaupt irgend einer Pflasterung. Hier die Geschäftsstadt, in der sich Weiß und Schwarz vor den großen Schaufenstern und in den Läden zusammenfinden, die Restaurationen und die Vergnügungslokale, die sausenden Elektrischen; drüben auf der Höhe von Kensington die vornehme Ruhe des zum Teil mit fürstlicher Pracht gebauten Villenviertels, in das das Automobil in schnellster Fahrt den Geschäftsmann nach getaner Arbeit trägt. Von hier aus ruht der Blick auf dem herr-

[1] Stadt am Witwatersrand, östlich Johannesburg.

lichen „Sachsenwald", den der Reichtum am Fuße der Villenstadt aus dem afrikanischen Boden hervorgezaubert hat. — Reichlicher Vorortbahnverkehr verbindet die Reihe der Vorstädte mit Johannesburg, auf dessen verhältnismäßig kleinem Gleiskörper außerdem die Fernzüge von allen Himmelsrichtungen einlaufen. Wer Bahnfahrten in dem Kohlenrevier Bochum-Dortmund-Essen-Gelsenkirchen usw. kennt, der hat etwa ein Bild des Johannesburger Bahnverkehrs, nur daß hier die gewaltigen künstlichen Berge, die die Bergwerksindustrie erzeugt, nicht schwarz, sondern silbergrau sind. Es ist das zu Staub gemahlene Gestein, dem auf chemischem Wege sein Goldgehalt entzogen worden ist. Der Windhauch, der über diese Berge streicht, wirbelt silberne Wolken in die Luft. — Ich bin das erste Mal nicht lange in Johannesburg gewesen. Bei meinem späteren ausführlichen Besuch hatte ich durch die Güte des Herrn Direktor Schumacher Gelegenheit, auch eine Minenanlage zu besichtigen. Diesmal nahm ich nur an einer Konferenz teil, machte einen mehrtägigen Ausflug in das Rustenburger Gebiet der Hermannsburger Mission und eilte dann dem Norden zu, um meine eigentliche Visitationsarbeit zu beginnen.

Das Eisenbahnnetz der Union endigte damals noch mit der Linie Rustenburg—Pretoria—Lourenco Marques. Nur zwei Seitenstränge führten nach Norden: die Linien Pretoria—Pietersburg und Belfast—Lydenburg. Aber schon während meiner Reise im Norden sah ich die Arbeiten an der Weiterführung der Bahn über Pietersburg hinaus. Heute ist man am Südabhang der Zoutpansberge angekommen und baut weiter durch das Gebirge hindurch. Von Komatipoort aus wird eine andere Bahnstrecke in nordwestlicher Richtung erbaut, die diese erreichen soll.

Auf dem Maultierwagen durch das Buschfeld.

Mich führte eine Nachtfahrt von Johannesburg nach Pietersburg. Dann war ich für einige Monate im eisenbahnfreien Gebiet. Am zweiten Tage stand der mit sechs Maultieren bespannte Spider[1] bereit zur Fahrt ins Land.

Wie gut habe ich es doch gehabt, daß ich auf Missionswegen reisen durfte. Immer wieder nach dem Umgang mit Engländern

[1] Leicht, aber stark gebauter Pferdewagen, vielfach aus Amerika eingeführt.

„Spider" mit Maultierbespannung.

und Buren und nach dem Verkehr mit den Farbigen eine deutsche Heimat im Missionarshause! Ohne daß ich mich selbst darum hätte bekümmern müssen, stand am Morgen der Wagen bereit oder standen die gesattelten Pferde vor der Tür. Auf dem Wege fand sich, daß alles bis ins Kleinste vorbedacht war, und für mich wurde — manchmal mehr als nötig, aber wohltuend — gesorgt. Wurde in den Häusern christlicher Eingeborener oder in Kraalen, im Freien, zur Nacht logiert, so haben mich die Missionare oft dadurch beschämt, daß sie für mich die denkbar mögliche Bequemlichkeit beschafft hatten und mich zwangen, sie anzunehmen, während sie mit hartem Lager vorlieb nahmen. Und welch ungeheurer Gewinn, daß ich mit Männern zusammen die Eingeborenengebiete bereisen durfte, die besser als irgendwelche anderen Weißen im Lande Leben und Denkart der Eingeborenen kennen! — Ich drücke ihnen allen dankbar die Hand. Ihre Liebe hat die Lasten fortgenommen, die das Äußere einer solchen Reise dem Wanderer auflegt, und hat die Steine aus dem Wege geräumt, der zu dem Ziel der inneren Erfolge führen sollte.

Es ging ins Buschfeld der Hochebene, nördlich Pietersburg, hinein, in dem mich 13 Tage lang der Wagen durch das Gebiet mehrerer Stationen führen sollte. Der erste Tagesweg war nur kurz.

Es folgte auf unserer Station Kreuzburg die erste Nacht, die ich

in Afrika auf dem Lande verlebte. Ich habe den Eindruck, daß das Schweigen der Nacht in der ländlichen Einsamkeit Afrikas noch mächtiger ist, als bei uns, darum aber auch noch angreifender. Ich las später auf der Heimfahrt nach Deutschland das Buch von O. Schreiner „Peter Halket the trooper of Mashonaland." Peter Halket, ein Söldner, der im Dienst der Chartered Company einen Zug gegen die Eingeborenen in Maschonaland mitmacht, hat sich von der Truppe verirrt und eine Nacht auf einem Kopje zubringen müssen. Seitdem zeigt er ein verändertes Wesen und kämpft gegen manches üble Tun, das er früher ohne Besinnen mitgemacht hatte. Zwei Kameraden sprechen darüber, und dabei gibt der eine eine Schilderung der nächtlichen Einsamkeit im Buschfeld und ihrer Wirkung. Was er über die Wirkung sagt, läßt sich kurz zusammenfassen in den Worten: „Das kommt von jener Nacht. Sei eine Nacht unter diesem Himmel, in dieser Einsamkeit allein, und du wirst entweder verrückt oder fromm." [1] — Ich habe das Wort unmittelbar verstanden und habe bewundert, wie meisterhaft der Verfasser mit ihm die Empfindung charakterisiert, die die Nacht im Buschfeld in dem Neuankömmling auf afrikanischem Boden weckt. — Freilich, wenn man, wie ich in dieser ersten Nacht, in einer menschlichen Ansiedelung schläft, wird das Schweigen der Nacht nicht einmal, sondern oft jäh unterbrochen. Die Hähne stimmen ihre Fanfaren nicht nur gegen Morgen, sondern schon um Mitternacht (oft noch früher) und um 3 Uhr an, und auch diese Abweichung von heimatlicher Gewöhnung fällt auf die Nerven.

Die Fahrt auf dem Maultierwagen ist lustig. Ich sehe sie noch vor mir sitzen: den Kutscher, der die Zügel des Sechserzuges handhabt, und neben ihm den Treiber, der die lange Peitsche in kurzen Pausen knallen läßt und die Tiere mit Namensanruf anmuntert. „Effie", „Muffie", — ein Peitschenknall, und die Tiere rennen unverzagt. Man kommt schnell mit ihnen „über den Weg", wie

[1] Vergl. Vol. 3205 der Tauchnitz Edition S. 212—214.

der Afrikaner sagt. Es wird scharf gefahren, aber nicht lange. Zwei bis drei Stunden, dann ist die Wasserstelle erreicht. Es wird ausgespannt. Die Tiere werden gekniehalftert, getränkt, und können grasen. Einer der Farbigen bindet den Kessel unter der hinteren Wagenachse los und holt Wasser. Der andere sucht Feuerungsmaterial zusammen und zündet an, und es wird Kaffee gekocht, vielleicht auch den mitgebrachten Eßvorräten zugesprochen, jedenfalls aber Kaffee getrunken. Die Freuden eines Luxusmahles sind nichts gegen das Behagen des Kaffeetrinkens auf dem „Uitspannplek" (Ausspannplatz). Eine Stunde, dann gehts weiter, wenn nicht die Maultiere anders beschlossen haben. Sie sind unsichere Kantonisten. Ich sah an einem Morgen, wie wir aufbrechen wollten, eine Reihe von Farbigen auf den „Klippen" stehen und interessiert in die Gegend lugen. Warum? Drei von unseren Maultieren hatten sich davon gemacht. Sie sind nach drei Tagen friedlich in ihren heimatlichen Ställen wieder eingetroffen. Wir aber mußten mit den drei Getreuen weiter, und der Weg wurde sandig.

Es gibt viel zu sehen und zu beobachten: die Termitenhaufen,[1] an denen wir vorüberfahren, die dichten Gebüsche von Kaktusfeigen, je und dann auch ein menschliches Wesen. Es begegnet uns ein Eingeborener und grüßt uns: „Morena!" Wir erwidern den Gruß. Ein Trupp von Frauen zieht, die wassergefüllten großen Töpfe auf dem Kopf, von einer Wasserstelle kommend, an uns vorüber. Wir passieren eine kleine Eingeborenenniederlassung, hören die regelmäßigen Takte einer Trommel und gewahren beim näheren Zusehen, daß sich eine Reihe von Männern in gleichmäßigem Tanzschritt im Kreise bewegt. Da zeigt sich eine große „Stadt", angeklebt an den Fuß eines Steinhügels. Es gibt unablässig Veranlassung, die landeskundigen Begleiter zu fragen und sich von ihnen Auskünfte und Erklärungen geben zu lassen. Ein Trupp von Wanderern begegnet uns, das Bündelchen mit der Decke für die Nacht am Stock auf der Schulter tragend, ärmlich gekleidet. Wer ist das? Es sind Mambara („ma" das Zeichen der Mehrzahl in den Kaffernsprachen, „bara" von dem holländischen Wort „bar". Die „baren Leute", die nichts haben und nichts ver-

[1] Termiten = weiße Ameisen.

„Die Esel sind weg".

Ein Riese unter den Termitenhaufen.

stehen). Sie gehen nach Johannesburg, um Geld zu verdienen. Oder es begegnet uns einsam ein phantastisch mit allerlei Plunder behängter Mann. Es ist ein Zauberdoktor, der sich auf dem Wege befindet. Einmal habe ich die Leute herumlaufen sehen, die im Auftrage des Königs das Feld medizinieren, d. h. den Fruchtbarkeitszauber für das zu bestellende Ackerland anwenden mußten. Als wir das Gebiet des nächsten Häuptlings passierten, lag ein Stab quer auf dem Wege. Er sollte bedeuten: „Der Regen möge sich von deinem Gebiet wenden und in mein Gebiet kommen!"

Ein eigenes Kapitel ist das „Grüßen". Die Eingeborenen haben eine Fülle von Höflichkeitsbezeugungen,[1] und diese sind sehr verschieden in den verschiedenen Gegenden. Ob ich „Morena" (Herr) mit „Morena" erwidere, oder ein „Dumela" oder „Achee" genügt, will gelernt sein. Und wenn „Morena" sehr höflich war bei den Baßutho, so ist es ein Gruß für kleine Jungen bei den Bawenda. Dort ist der höfliche Gruß „Ndau" d. h. Löwe. Ich habe unter den Kaffern und den südlichen Baßutho noch zahllose andere Grüße

[1] Vergl. C. Hoffmann „Höflichkeitsbezeugungen der Eingeborenen untereinander" „Mission und Pfarramt" 1912. 2. Heft.

lernen müssen. Sa ku bona, sa ni bona, hamba gachle, hambani gachle, isala sinkle, sala pila, sala handle usw. Vielfach sind die Grüße nur ein Bezeichnen dessen, was gerade geschieht: „ich sehe dich", „wir fahren vorüber", „wir gehen weiter" usw. usw.; zum Teil sind es Wünsche: „Bleibe glücklich", wenn man selbst weitergeht und den andern zurücklässt, „gehe glücklich", wenn man selbst zurückbleibt und ein anderer geht usw. In Natal war ich erstaunt über den gotteslästerlichen Gruß der Sulu, mit dem sie gelegentlich den Häuptling oder auch den fremden Besuch anrufen: „Herr der Ewigkeiten." — Jedenfalls sind die Grüße ein Studium.

Es holt uns ein Bur zu Pferde ein. Er grüßt auch und sucht wißbegierig zu erkunden, mit wem er es zu tun hat und woher und wohin des Weges? Er reitet weiter, und unser Wagen fängt an, sich langsamer durch das Buschfeld zu bewegen. Es ist Sandboden, und die Sonne ist hoch gestiegen. Vor uns liegt das weite Feld, bedeckt mit zahllosen, großen und kleinen Dornbüschen verschiedenster Art, vom kleinsten Gesträuch bis zu mächtigen Bäumen. Ein Trupp Perlhühner läuft durchs Gebüsch. Wilde Tauben flattern hier und da in den Kronen der Bäume auf. Es wird heißer und stiller. Ein Schakal schleicht über den Weg, bleibt in kurzer Entfernung vom Wege ruhig stehen und sieht uns vorüberfahren. „Da, da — ein Sekretaris!" — Der mächtige, Schlangen jagende Vogel, der vor der Flinte des Jägers durch Gesetz geschützt ist, stampft mit den Füßen auf den Boden, indem er sich mit kurzen, schnellen Flügelschlägen hebt und wieder fallen läßt. Wir steigen vom Wagen und gehen näher. Der Vogel fliegt auf. Da liegt die Puffotter im Sande, noch nicht ganz tot, aber tödlich zertreten. Wir kehren zurück und fahren weiter. Am Horizont heben sich Berge und Kopjes: im Westen der Rita,[1] im Nordwesten die Blauberge, im Norden die Zoutpansberge in schönen Linien und wundervoller blauer Färbung. Langsam verschieben sich die großen Bergkulissen. Die Sonne brütet über dem schweigenden Buschmeer, aus dem ein eigener, aromatischer aber stickiger Duft aufsteigt, und unter dem Dach des Wagens wird es heiß. Es wird Zeit, daß wir ausspannen und in Schatten kommen.

[1] Über dessen Spitze der Wendekreis läuft.

Das ist das Buschfeld. Ich habe immer den Eindruck gehabt: „dies ist das eigentliche Afrika", und wo ich später auf meinen Reisen im östlichen Tiefland Nordtransvaals, in Sekukunisland, in dem mittleren, hügeligen Teil Natals Buschfeld wiederfand, war es mir afrikanisch heimatlich.

Das Bergland. Einen ersten Einblick in den fünften Typus des südafrikanischen Landschaftsbildes (das Bergland) gewann ich, als ich zu kurzem Aufenthalt in die schönen Blauberge hineinkam. Fruchtbarer Boden, immer fließende, reiche Wasserläufe und hier — in den Tropen — eine paradiesische Vegetation: mächtige Apfelsinenbäume, hohe Bananenstauden, Bambusgruppen usw. Ich habe den Eindruck gewonnen, daß sich die eigentlichen Bergländer Südafrikas nur durch den Himmelsstrich unterscheiden, unter dem sie liegen, ob in den Tropen, wie die Blauberge und die Zoutpansberge, im subtropischen Gebiet, wie das Medinger Bergland und die Holzbuschberge, ob im gemäßigten Klima, wie die Drakensberge in Südtransvaal und in Natal. Die Linien und Formen sind dieselben, Fruchtbarkeit und Wasserreichtum sind dieselben. — Irreführend ist es, wenn auf vielen Karten das Drakensgebirge bis unmittelbar an die Zoutpansberge hinanreichend erscheint. Die Drakensberge, die, im Osten der Kapkolonie beginnend, den westlichen Rand von Natal bilden und sich weiter nach Transvaal hinein erstrecken, hören am Olifantfluß auf. Man kann nördlich des Olifant die Wolkenberge, das Holzbuschgebirge und das Medinger Bergland noch als ihre Ausläufer ansehen. Aber von dort an eine Tagereise nordwärts liegen keine eigentlichen Bergwälle mehr. Das westliche Hochland Nordtransvaals bricht im Osten einfach mit einer mächtigen Stufe ab, an deren Fuße das Tiefland (die Low Country) beginnt. Von Osten her sieht man diese Wand. Von Westen gesehen dehnt sich das Land als Ebene aus.

Audienzen. In Blauberg hatte ich zum ersten Male ein Zusammentreffen mit einem Häuptling, und zwar mit dem in ganz Südafrika bekannten Maloboch, den die Buren, nachdem sie ihn im Kriege überwunden hatten, sechs Jahre in Pretoria gefangen gehalten haben. Ich habe im weiteren Verlauf der Reise eine große Reihe solcher Unterredungen gehabt, die teils dem höfischen Zeremoniell

Buſchfeld in Sekukunisland.

Thaba Moßecho. Modimolle.

gemäß, teils formloser verliefen. Fast immer war ich sonst der Besuchende und hatte mich vorher feierlich anmelden lassen. Diesmal war Malobod mit dem Thronfolger und seinen Räten zusammen gekommen, um mich in Blauberg zu besuchen. Die Unterhaltung verlief in den strengsten Formen. Zu Malobods Rechten ich; rechts von mir mein „Mund", der Missionar; links vom Könige der Thronfolger — wir vier auf Stühlen sitzend; in einem Kreise, der bei dem Thronfolger ansetzt und bei dem Missionar schließt, auf der Erde hockend, die Räte, die „Münder" des Häuptlings. Ich spreche einige Worte der Begrüßung und erkläre den Zweck meines Kommens. Mein Mund wendet sich zu dem ihm zunächst sitzenden Mund des Königs. Der verneigt sich, leise mit den Händen klappend, und hört, in Sesutho übersetzt, was ich gesagt habe. Sich verneigend, mit den Händen klappend, wendet er sich seinem rechten Nachbar zu. Der nimmt mit denselben Höflichkeitsbezeugungen die Botschaft in Empfang. So geht es weiter von Mund zu Mund, bis die Worte dem König gesagt werden. Das ist eine ziemlich umständliche Prozedur, und eine Unterhaltung wie die unsrige, die in 15 Minuten hätte beendet sein können, dauert 1½ bis 2 Stunden. Aber für den Häuptling hat dies Verfahren, wenn es sich um wichtige Entscheidungen handelt, die er treffen soll, offensichtlich seine großen Vorteile. Er versteht nach dem ersten Dolmetschen und hat Zeit, sich zu überlegen, was er antworten will, bis nach vielfacher Wiederholung der Letzte ihm die Botschaft ausrichtet. Nun, unsere Unterhaltung behandelte nicht große Staatsgeheimnisse. Bei meiner zweiten Ansprache ermahnte ich ihn, der Predigt des Wortes Gottes freie Bahn in seinem Volk zu lassen. In der dritten und vierten antwortete ich auf seine Fragen nach Deutschland, dem Deutschen Kaiser u. ä. und erzählte ihm, daß der Kaiser ein Christ sei, sein großes Volk nach christlichen Gesetzen regiere, seine Untertanen nicht zwinge, sich beschneiden zu lassen usw. Endlich war der offizielle Empfang erledigt, und ich durfte mich durch Vermittlung des Missionars noch ungezwungen mit der schwarzen Hoheit etwas unterhalten. Ähnlich verliefen später meine Audienzen bei dem Wendahäuptling Tschewasse und bei manchen anderen. Sie verloren an Förmlich-

keit, sobald ich es mit Häuptlingen zu tun bekam, die von der europäischen Kultur schon etwas mehr beleckt waren, namentlich in Südtransvaal. Es fehlte gelegentlich nicht an belustigenden Szenen. — Ganz modern gesinnt äußerte sich die Königinmutter in Sekukunisland, die augenscheinlich eine Frauenbewegung gegen die geheiligten sozialen Ordnungen ihres Stammes hervorrufen wollte. Sie beklagte sich nachdrücklich über die Faulheit der Männer, die nicht hacken wollten,[1] und die dann noch unzufrieden wären, wenn die hackenden Frauen, die den ganzen Tag in den „Gärten"[2] sein müßten, sie nicht genügend mit Essen versorgten. — Mit herzerfrischender Offenheit redete mich eine andere alte Dame an, die heidnische Mutter eines christlichen Häuptlings. Sie äußerte, als sie mich begrüßte, sehr vergnügten Gesichtes einige Worte, die alle in Heiterkeit versetzten. „Was hat sie gesagt?" fragte ich den Missionar. „Du bist die Glatze", war die Antwort. Was sollte ich darauf erwidern? Der Wahrheitsbeweis für ihre Behauptung war vor jedermanns Augen. — Förmlichkeit und Formlosigkeit lösten sich in ergötzlicher Weise ab bei dem Zusammentreffen mit dem Bawendahäuptling Makwarela. Wir hatten uns bei ihm ansagen lassen. Da ließ er am Abend vorher sein tiefes Bedauern ausdrücken, uns nicht empfangen zu können; er müsse zur Stadt, um Schulden zu bezahlen. Wir waren froh. Eine gute Stunde für die Fahrt von Tschewasse nach Luvimbi war dadurch gespart. Am nächsten Morgen machten wir uns auf den Weg. Nicht lange, da tauchten drei Gestalten auf: Makwarela im Zylinder, ein Ratsherr mit ihm und eine fragwürdige Figur, die man für den Hofnarren halten konnte. Vom-Wagen-Steigen, herzlichste Begrüßung und Unterhaltung. Dann sagte Makwarela: „Ihr müßt jetzt aber mit mir in meine Stadt kommen." Großes Erstaunen auf unserer Seite. — „Aber Du hast uns doch sagen lassen, daß Du auf einem Geschäftswege seiest." — „Das hilft nichts, Ihr müßt jetzt mit in meine Stadt." — „Aber wir werden Dich doch nicht bei einem so wichtigen Geschäft aufhalten, wie Schuldenbezahlen!" — „Das hilft nichts, Ihr müßt mit mir." — „Aber wir haben uns doch nun schon begrüßt." — „Aber nicht auf meinem Gebiet. Da wir

[1] Feldbestellung ist Frauensache. [2] Die Felder werden Gärten genannt.

uns getroffen haben, müßt Ihr mich auf meinem Gebiet besuchen." — Einen Augenblick Nachsinnen. Dann kommt dem Missionar Schwellnus ein rettender Gedanke: „Fängt nicht da drüben, jenseit des Madandsche (ein Bach), Dein Gebiet an?" — „Jawohl." — „Würde es genügen, wenn wir mit hinüberkämen und Dich dort begrüßten?" — „Ja." — Gesagt, getan. Wir fuhren durch den Bach und hockten auf Makwarelas Gebiet noch einige Minuten miteinander. Der Stoff für eine weitere, kleine Unterhaltung ergab sich, da ich meinen Apparat aufgestellt hatte, um ein Bild zu bekommen; dann zogen wir in entgegengesetzten Richtungen befriedigt unseres Weges. — Das schönste Zusammentreffen habe ich mit dem Häuptling Nggamusana von dem Batembustamme [1] in Stendal in Natal gehabt. Er war mit seinen Ratsleuten mehr als 100 Kilometer weit zur Visitation gekommen, um die Bitte auszusprechen, daß wir unter seinem Stamm an zu arbeiten fangen und eine Schule eröffnen möchten. Nachher ließ er von seinen Leuten mir zu Ehren einen Tanz aufführen.

Zu Pferde.

Als ich nach Bowenda[2] kam, hieß es zum ersten Male, die Wagenfahrten aufgeben und zu Pferde steigen, um in dem Gebirge, das nur wenige wirklich gut ausgebaute Straßen hat, vorwärts zu kommen. Auch später bin ich nur im Gebirgsland — im Holzbusch und östlich davon und in Sekukunisland — tagelang zu Pferde gewesen. Ich will keine Betrachtungen darüber anstellen, daß es nicht so einfach ist, mit 50 Jahren seine ersten kavalleristischen Übungen zu machen — ich bin aber meinem Reitlehrer in Berlin dankbar, daß er mir vor der Reise wenigstens die Elemente der Kunst noch beigebracht hat — auch nicht über die Verschiedenartigkeit der Rosse, und daß es barmherziger ist, auch dem Anfänger in der Kunst ein frisches Pferd zu geben als ein sanftmütiges, das aber nur noch auf steifen Beinen durch die Gegend stapft. Aber zweierlei will ich doch aussprechen. Zunächst will ich meiner Bewunderung Ausdruck geben für die Pferde in Bowenda. Alle Pferde in Nordtransvaal, die als vollwertig gelten, unterscheiden sich von den unsrigen dadurch, daß sie „gesalzen" sind, d. h. die südafrikanische Pferdekrankheit überstanden haben. (Darum

[1] Ein Sulustamm. [2] Östlicher Teil der Zoutpansberge.

Auf dem Gebiet des Landesfürsten.

Ngamuſana und ſeine Ratsleute.

gibt es auch ſo wenig Pferde im Lande, und man benutzt ſie meiſt nicht als Zug-, ſondern nur als Reittiere.) Die Pferde in Bowenda aber unterſcheiden ſich außerdem auch von ihren afrikaniſchen Geſchlechtsgenoſſen dadurch, daß ſie zwei Naturen haben. Im Tal ſind ſie gewöhnlichen Pferden gleich und können ſich brav ſtrecken; wenn es aber Berge hinauf- und hinabgeht, offenbaren ſie Katzen- oder Ziegennatur, wie man will; ſie klettern wie dieſe Tiere. Als es das erſte Mal einen Berg von einem ganz ungewöhnlichen Böſchungswinkel hinuntergehen ſollte, dachte ich: mich ſoll es wundern, wo und wie die Pferde hier den Abſtieg bewerkſtelligen werden und ob ſie nicht einfach ſtreiken werden. Aber ſiehe da, es ging. Vorſichtig Schritt für Schritt. Jetzt eine richtige Felsplatte. Das Pferd zieht die vier Füße auf dem kleinen Raum zuſammen, ſondiert ein wenig mit vorgeſtrecktem Hals und ſteht mit allen vier Füßen auf der nächſten Platte. Auf ein wenig Rutſchen kommt es unter Umſtänden auch nicht an. Laß ihm ſeinen Willen, und es trägt dich mit völliger Ruhe Bergwege hinab und hinauf, die du für abſolut gar keine Wege hältſt. Ich habe nachher erklärt: „Gebt mir ſolch ein Pferd in Berlin, und ich will die drei Treppen

Sulutanz.

zu meiner Wohnung hinauf- und herabreiten, obwohl ich kein alter Reiter und erst recht kein Kunstreiter bin." Als ich etliche Monate später in Sekukunisland reiste, hatten wir Pferde vom Hochfeld mitgebracht und gingen mit ihnen über den Lolu.[1] Ja, hinauf gings wunderschön, aber dann mußten wir stundenlang die zitternden Tiere den Abstieg hinunterführen, und es kostete an mancher Stelle Mühe, sie überhaupt zum Weitergehen zu bewegen. — Dann noch eine Bemerkung. Mag es für den des Reitens Ungewohnten in den ersten Tagen anstrengender sein, zu Pferde zu reisen als zu Wagen, auf die Dauer ist es sehr viel angenehmer. Der Körper bleibt in stetiger, leichter Selbsttätigkeit, und was an frischer Luft vorhanden ist, bekommt man aus erster Hand. Ich bin später nach einem Tagesritt abends frischer vom Pferde gekommen, als nach einer Tagesfahrt aus dem Wagen, dessen Zelt- oder Lederdach die Sonne auf ihrem Wege über den Himmel von allen Richtungen aus bestrahlt hatte.

Wild in Südafrika.

Ein Ausflug, den wir von der nordöstlichsten Wendastation aus nach dem Limpopo machten, führte uns in eines der wenigen noch wildreichen Gebiete Südafrikas. Leider bekamen wir aber kein oder fast kein Wild zu sehen. Wir trafen an einer Uferstelle des Lewuwu einen Platz, auf dem das Wild morgens zur Tränke

[1] Ein Bergzug südlich des Olifantflusses.

kommt. Er war zertreten wie ein Viehplatz auf einem Gutshof. Am Abend kehrten wir in einem Kraal ein, dessen Ausgänge verschlossen gehalten waren, weil sich Löwen in der Nähe bemerkbar gemacht hatten. Aber das Getrappel unserer vier Pferde und zweier Packtiere muß das Wild verscheucht haben. Wir haben nichts als ein paar Herden Paviane und, an der Mündung des Lewuwu, eine große Anzahl von Krokodilen gesehen. Eine Furt, die wir passierten, trägt den Namen Samba Ndohu d. h. Elefantenschwemme. Wo sind die Zeiten hin, in denen der Name zutreffend war! Die von Süden her eindringende Kultur hat das Wild verscheucht. Als vor 40, 50 Jahren unsere Missionare das Hoogeveld im Süden Transvaals betraten, fanden sie es dicht bevölkert von Hochwild jeder Art. Die verschiedensten Antilopen, Nilpferde, Büffel usw. waren vorhanden. Heute kann man sich darüber in dem Museum in Pretoria belehren; das lebendige Wild hat sich in den hohen Norden Transvaals und in die östlichen Tiefebenen zurückgezogen. Nur das Raubzeug darf der Jäger schießen; das andere Wild ist „Royal game", d. h. der königlichen Jagd vorbehalten. Den zierlichen Duiker (eine kleine Antilopenart) und Rooiböcke (eine Art Hirsche) habe ich wiederholt gesehen, aber großes Wild nicht. Von Raubtieren hat sich der Leopard bis in die Kapkolonie hinein in den Bergen gehalten. Schakale sind hier und dort anzutreffen. Der Löwe ist nach den nördlichen und östlichen Grenzstreifen ausgewandert.

Es läge nahe, noch über einige Reisegebiete besonders zu sprechen. Namentlich das reizvolle Natal mit seiner alpinen Landschaft im Westen, seinem buschbestandenen Hügellande in der Mitte und dem östlichen Küstengürtel mit dem feucht-heißen Klima, in dem Zuckerrohrplantagen gedeihen und die Palmen im Freien wachsen, wie im Inlande erst nördlich der Zoutpansberge wieder, könnte zu weiteren Landschaftsmalereien Anlaß geben. Aber ich will den Leser nicht durch geographische Schilderungen ermüden. Ich will vom Reisen reden und nicht von Landschaften. Eins aber muß ich aus Natal erwähnen. Mit den gefürchteten vollen Flüssen habe ich glücklicherweise auf der Reise fast nie zu tun gehabt — es wäre auch schlimm für mich gewesen, denn überflüssige Zeit

Rast vor Tschewasses Stadt.

hatte ich nicht — aber in Natal habe ich einmal einen vollen Fluß getroffen und mich amüsiert über die originelle Art, in der man sich zu helfen weiß, wenn „das Wasser abkommt". Ein Drahtseil war über den Buschmannsfluß gespannt. An einer darauf laufenden Rolle hing eine kleine Kiste, die gerade Raum für vier nebeneinandergelegte Menschenbeine bot. Während die nackten Schwarzen die Pferde durch den vollen Fluß ritten, setzten wir uns einzeln, jedesmal mit einem Eingeborenen zusammen, in die Kiste, und er zog uns an dem Drahtseil hinüber.

Nachtquartiere.

Ein Kapitel vom Reisen aber will ich noch besonders behandeln, das für den Reisenden nicht ohne Wichtigkeit ist, und in dem er die Leute im Lande auch kennen lernt. Das Kapitel trägt die Überschrift: „Nachtquartiere." Ich gedenke der freundlichen Aufnahme bei Holländern und Engländern, des gastfreien Domine in Calitzdorp und der freundlichen Burenfamilie in Rietvlei (nahe bei Amalienstein), der englischen Farmherren in Wyndersrevier (bei Riversdale) und bei Oetberg in Griqualand-West, der interessanten Abendstunden bei dem Eingeborenenkommissar Mr. Harries in Pokwane, der behaglichen deutschen Häuser der Herren Mülke und Salzmann (im Oranjefreistaat), des Herrn Zunckel in Beaulieu (bei Emmaus in Natal) und vieler anderer. Von dem Missionarshaus will ich nicht reden, das spare ich mir für später auf. Aber nicht immer habe ich in den Gastzimmern europäischer Häuser logiert. Es gab auch andere Nachtquartiere.

Als ich mit Superintendent Minkner zur halben Nacht in Ennersdale ankam — unser Zug hatte starke Verspätung gehabt, da ein entgleister Zug, der die Strecke sperrte, aus dem Wege gebracht werden mußte — war der Wagen, der uns abholen sollte, weggefahren. Wir suchten in der Dunkelheit das einzige Hotel des Ortes auf, gingen hinein und suchten, bis wir endlich den Hausdiener fanden. Er hörte unser Begehr, zündete schweigend ein Licht an und führte uns den Korridor zurück, den wir gekommen waren. Als wir uns wieder draußen auf der Veranda befanden und erwarteten, daß er uns ein Zimmer zeigen würde, teilte er uns lakonisch mit, daß jeder Raum im Hause besetzt sei und — ließ uns im Freien. Diesmal ging es noch gut.

Durch die kleine Tugela
(Natal).

Superintendent Minkner kannte den Bahnhofsvorsteher und klagte ihm unser Leid. Der räumte uns, da der kleine Warteraum von einem jungen Burenehepaar besetzt war, sein Bureau ein, gab uns ein paar Postsäcke als Matratzen und Kopfkissen, und in unsere Mäntel gehüllt, schliefen wir prächtig.

Einige Wochen später kam ich allein, nachts um 2 Uhr, in Marseilles (Oranje-Freistaat) an. Dort hatte ich 18 Stunden zu warten, um mit dem nächsten Zuge nach Maseru und von dort aus ins Baßutholand zu reisen. Man hatte mir gesagt, Gast- und Logierhaus sei am Ort. Der Zug hielt. Der kleine Bahnhof stand wie ausgestorben da. Kein Beamter hatte mehr Dienst. Ein Schaffner, den ich fragte, zeigte mit der Hand in das Dunkel der Nacht hinein: „Dort etwa liegt das Gasthaus" — und der Zug fuhr davon. Ich beschäftigte mich wohl eine Stunde lang damit, an Fenster und Türen verschiedener Häuser kräftig und anhaltend zu klopfen, aber es gab keine Antwort. Schließlich kehrte ich in die offene Wartehalle des Bahnhofs zurück und logierte auf der Bank, bis mich am nächsten Morgen die neugierigen Blicke der Vorübergehenden veranlaßten, mein Lager zu räumen. Das war im Kulturlande.

Gute Herberge habe ich im Hause manches schwarzen Gastfreundes gehabt. In der Regel waren es die Häuser unserer christlichen Helfer auf den Außenstationen. Es ist mir rührend gewesen, wie sie ihr Bestes taten, dem Gast von jenseits des Meeres jede Bequemlichkeit zu bieten. Schöne Abende habe ich in diesen Häusern verlebt. Wenn das Huhn verzehrt war, das der Wirt gebracht hatte, die farbigen Besucher sich zurückgezogen hatten und nur hier und da noch ein Gespräch oder ein Lied von draußen hereinklang, dann begann bei dem Licht von ein paar Kerzen, die auf dem Tisch festgeklebt waren, die Unterhaltung mit dem Missionar über die Erlebnisse des Tages, über diesen und jenen, den wir am Tage gesehen hatten, über Altes und Neues in der Gegend. Endlich wurde das Bett aufgesucht. Für mich war stets eine Bettstelle da. Decken und Kissenbezüge waren sauber. Ich habe in etwa 18 Helferhäusern geschlafen. Nicht einmal habe ich mit den wilden Tieren geringerer Größe zu tun gehabt, die man in Afrika mehr

fürchtet als Löwen und Leoparden. Nur einmal schien meinen Begleitern die Sache bedenklich. Sie fragten unseren Wirt aufs Gewissen. Seine Antwort war: „Für die Betten garantiere ich, aber dafür, daß euch in der Nacht aus dem Strohdach nichts auf den Kopf fällt, kann ich keine Bürgschaft übernehmen." So nahmen wir unsere Decken und machten uns auf dem Fußboden der Kirche ein Lager zurecht, wie wir es auch sonst oft da taten, wo kein Helferhaus vorhanden war. — Zweimal habe ich Nachtquartier in kleinen, von Schwarzen verwalteten Kaufläden auf dem Lande gehabt. Auch da wurde mir eine Bettstelle besorgt, die mitreisenden Missionare aber machten sich zu meiner Verwunderung ein Lager auf dem Ladentisch zurecht und wirklich, es ging auch.

Nachtquartiere auf dem Wagen und Quartiere in kleinen ländlichen Hotels habe ich kennen gelernt — ein Wirt war ein deutsch sprechender Jude, deren es als Kaufleute eine große Zahl in Südafrika gibt — aber die schönsten Herbergen auf dem Lande waren die wenigen, die ich in Bowenda unter freiem Himmel beziehen durfte. Die Schwarzen schnitten trockenes Gras und polsterten damit das Lager auf der Erde. Auf diese primitiven Matratzen wurden Decken gebreitet, ein mächtiges Feuer wurde entzündet, das bis gegen Morgen vorhielt, und nach dem Abendessen, der manchmal lange ausgedehnten Abendunterhaltung und der Abendandacht streckte man sich zur Ruhe unter den Bäumen. Zweimal haben wir unter einem riesigen Baobab (Affenbrotbaum) genächtigt. Das eine dieser beiden Quartiere ist mir in besonders erfreulicher Erinnerung. Wir hatten uns in der Länge des Weges etwas getäuscht. Die Sonne ging unter. Es war gegen 7 Uhr abends und stockdunkel, als wir die Pferde einen steilen Weg hinaufführten und endlich oben in dem Kraal des Tschanganhäuptlings in Tschifawowe anlangten. Trotz der späten Stunde wurden wir freundlich aufgenommen. Der Herr des Kraals geleitete die Tiere mit zur Tränke, die wegen der möglichen Begegnung mit Krokodilen und Leoparden mit geladenen Gewehren aufgesucht wurde. Er lieferte uns Holz, verkaufte uns Mais für die Pferde, und wir durften unseren Lagerplatz in dem Kraal unter dem Baobab zu-

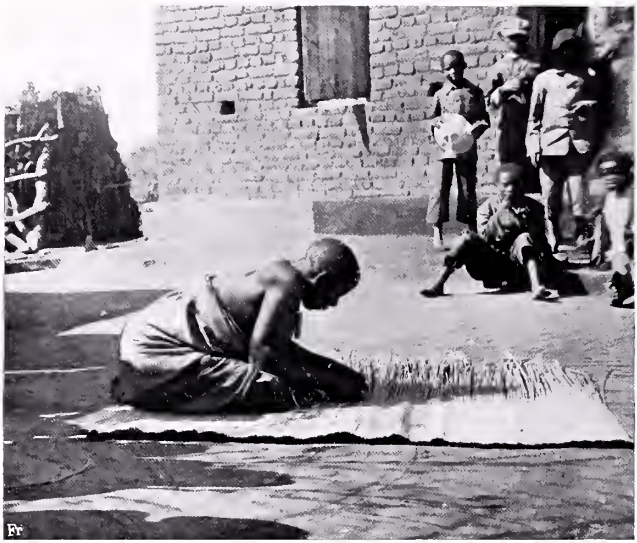
Baobab (Affenbrotbaum) in Tschifawowe.

rechtmachen. Als ich ihm nach aller Hilfeleistung für die gastliche Aufnahme dankte, erwiderte er: „Meine Stadt ist Deine Stadt." — Nun, seine „Stadt" war, wie ich am nächsten Morgen sehen konnte, zwar wundervoll auf einem hohen Felsen oberhalb des Lewuwu gelegen, zählte aber nur wenige Hütten. Seine Höflichkeit war anerzogene Höflichkeit, aber doch war sie nicht nur eine Höflichkeit des Wortes, sondern auch der Tat.

Ich habe mich der Gastfreundschaft in englischen, holländischen und deutschen Häusern dankbar gefreut. Gern denke ich zurück an den schönen Abend, den ich als Gast im deutschen Klub in Pretoria verlebte, an die „Reception" (Empfang), die mir in Kimberley die Geistlichen und Missionare der verschiedenen Kirchen und Missionsgesellschaften bereitet hatten, an die Stunden auf dem herrlichen Sitz des Herrn Schumacher in Johannesburg, von dem aus wir auf den schönen Sachsenwald und weit ins Land hinein bis zu den Machaliesbergen schauten, und an manche andere reiche Gastlichkeit. Aber besser und freundlicher konnte es

keiner mit mir meinen, als es in den Worten des heidnischen Motonga zum Ausdruck kam: „Meine Stadt ist Deine Stadt.“ — Möge es von allen Weißen und Schwarzen, die mir auf meinen Wegen in Afrika Liebe und Güte erwiesen haben, an dem Tag, wo alle Wege zum Ziel zusammenlaufen, wo die Gegensätze ausgeglichen und die Dissonanzen aufgelöst sind, heißen: „Gottes Stadt ist ihre Stadt!“

Der Herr von Tschisawowe.



Mattennäherin.

Die Kultur der Eingeborenen.

Es bedarf einiger Worte der Verständigung über die Kapitelüberschrift.

Ich habe nicht die Absicht, hier über den gegenwärtigen Kulturstand der Eingeborenen, gemessen etwa an unserer Kultur, zu reden, sondern nur von ihrer eigenen, ihnen nicht von den Weißen übermittelten Kultur in großen Umrissen ein Bild zu geben. Damit ergibt sich die Notwendigkeit, den Kreis der Eingeborenen, die in Betracht kommen, näher zu bezeichnen. Es ist in neuerer Zeit in der südafrikanischen Öffentlichkeit in Übung gekommen, alle Nichtweißen, d. h. alle Leute, die nicht rein europäischer Abkunft sind, als „Eingeborene" (natives) zu bezeichnen und auch die Bastards und die Inder mit unter diesen Namen zu befassen. Früher bemühte man sich, zwischen Farbigen (coloured people) und Eingeborenen zu unterscheiden. Wir fassen hier nur die wirklich afrikanischen Eingeborenen ins Auge, denn die Bastards haben keine eigene Kultur, sondern nehmen an der Kultur der Weißen teil. Auch von den Eingeborenen reinen Blutes müssen wir noch

diejenigen ausnehmen — und ihre Zahl ist groß — die, unter Weißen lebend, ihre eigene Kultur zum großen Teil verloren haben. Ich rede deshalb im wesentlichen von den Stammeseingeborenen Nordtransvaals und zum Teil Natals, denn bei diesen Bantustämmen hat sich die eigene ursprüngliche Kultur noch am besten erhalten und ist am wenigsten durch die Weißen beeinflußt und verändert.

Die Eingeborenen Südafrikas sind keine „Wilden", wie man sie sich vielfach vorstellt, keine kulturlosen Menschen — solche Wesen dürften außer in der Phantasie mancher Europäer, nur in Irren- und Idiotenanstalten existieren — sondern Leute, deren Stammesleben durch feste, wenn auch ungeschriebene Gesetze und Rechte geregelt wird, die in ihrer Häuslichkeit, ihrer Arbeit und ihrem Verkehr sich von einer reich ausgebildeten und unbedingt gültigen Sitte leiten lassen, und deren angeborene technische und künstlerische Fähigkeiten in den Grenzen ihres Lebensumkreises mehr oder weniger vollkommen entwickelt sind. Die Verschiedenheit in dem Grade der Entwicklung dürfte wesentlich durch die Geschichte der einzelnen Völker bestimmt sein. Was ihnen fehlt, ist die Schrift und damit das ganze Geistesleben, das dem Schriftbesitzer als Erbe zufällt.

Hausbau.

Wir wollen den Weg vom Äußeren ins Innere nehmen und uns zunächst den Hausbau ansehen.

Alle südafrikanischen Eingeborenen, soweit sie nicht von den Weißen beeinflußt sind, wohnen in runden Häusern (Rondabels). Baßutho, Betschwanen und Bawenda führen kreisrunde Mauern aus Lehm, mit mehr oder weniger Verwendung von Holz zur Absteifung, in die Höhe und setzen darauf ein kegelförmiges Dach. Die Dachdeckerarbeit ist zum Teil überaus sorgfältig und kunstvoll. Ich habe mich oft, wenn ich im Eingeborenenquartier war, an der sauberen und exakten Arbeit gefreut, die nicht nur die Außenseite, sondern auch die Innenseite des Daches zeigte. Kenner können an der Form der Dachspitze unterscheiden, welchem Volksstamm die Erbauer zugehören. Ich fand im Unterfeld östlich des Holzbuschgebirges abgebundene, bürstenartig nach oben gezogene Grasbündel als Firstschmuck. Die Batonga legen um die Spitze

einen Flechtenkranz. An anderen Stellen sah ich nur einen Stock aus dem Dach herausragen. — Die Sulu haben keine eigentlichen Hauswände, sondern führen ihre Hütten bienenkorbartig aus starken, kunstvoll miteinander verbundenen, gebogenen Hölzern, die mit Stroh durchflochten sind, auf. Ich nehme an, daß sie diese Bauweise von den Hottentotten übernommen haben, denn bei den Hottentotten ist der Bau halbkugelförmiger Hütten heimisch gewesen. Sie stellten das Gerippe ihrer Hütten aus gebogenen Holzstäben her und breiteten dann Matten darüber.[1] — Die Xosakaffern bauen Wände wie die Baßutho, legen aber kein kegelförmiges, sondern ein halbkugelförmiges Dach auf. Das Einzelwohnhaus ist bei den Baßutho durchgängig, vielfach auch bei den Sulu, von einem eingefriedigten Hofraum umgeben. Je nach dem Material, das zur Verfügung stand, sind Lehmmauern oder Wände aus Schilfrohr aufgeführt.

Betätigung des Kunstsinnes.

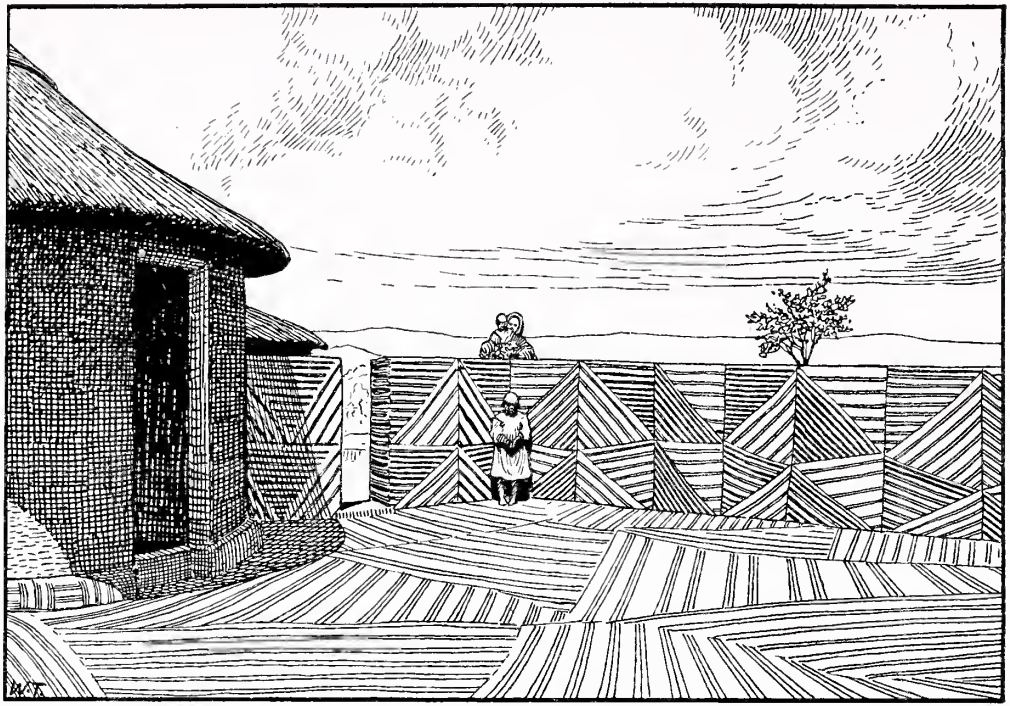
Der Bau der Häuser zeigt nicht nur eine sichere und in ihrer Art entwickelte Technik, sondern gibt bei den Baßutho auch von dem Kunstsinn der Erbauer und ihrer Liebe zu künstlerischem Schmuck Zeugnis. Die Innenwände der den Hofraum umschließenden Mauern, der Fußboden des Hofraumes, manchmal auch die Wände des Hauses sind mit Ornamenten bedeckt, die teilweise in den Lehm eingeritzt, teilweise in Farben aufgetragen sind. Der aus Lehm und Kuhdung hergestellte Fußboden ist da, wo man Sorgfalt angewandt hat, glatt poliert wie Parkett. Etwaige Ornamente im Fußboden treten durch verschiedenartige Färbung hervor. Die Grundfigur, aus der sich die Seßuthoornamente aufbauen, ist ein mehr oder weniger regelmäßiges, auf seiner ganzen Fläche mit gleichlaufenden Linien schraffiertes Dreieck. In mannigfacher Anordnung werden solche Dreiecke aneinandergefügt, häufig so, daß das eine Dreieck in geraden, das danebenliegende in Wasserlinien schraffiert ist. — Bei den Bawenda, die im allge-

[1] Man führt auch die Schnalzlaute, die sich im Sulu reichlich, in den übrigen Bantusprachen nicht oder nur spurhaft finden, auf hottentottische Einflüsse zurück. Die zahlreichen Frauen, die die siegreich vordringenden Kaffernstämme den Hottentotten abnahmen und zu ihren Frauen machten, sollen die Schnalzlaute eingeführt haben. Auf dieselbe Weise kann auch der Baustil der Hottentotten zu den Sulu gekommen sein.

Suluhütte
Emangweni (Natal).

Xosahütte
Wartburg (Kafferland).

meinen nicht so viel Fleiß und Sorgfalt auf den Schmuck ihrer Häuser legen wie die Baßutho, fand ich ein Haus, das um die Wand des Rondabels herum noch zwei niedrigere Wände hatte. Diese schlossen oben nicht mit einer geraden, sondern mit einer Reihe von geschwungenen Linien ab, die in Spitzen ausliefen, und zwar so, daß eine Spitze auf der hinteren Mauer jedesmal in dem Wellental der vorderen Linie lag. Auch wo ich sonst noch Ansätze zu Ornamenten bei den Bawenda gefunden habe, schienen sie mir nicht gerade, sondern geschwungene Linien enthalten zu sollen. — Interessant ist, daß die Berührung mit den Weißen auch den feinen Stil der Seßuthoornamente zu verderben beginnt. Ich fand hier und da im nördlichen Transvaal, daß man statt der alten Ornamentierung die Nachahmung von Tapeten versucht hatte, indem man mit dem Pinsel Farbe auf die Wände spritzte oder allerlei nichtafrikanische Zeichnungen anbrachte. Die Nachahmung war so gut, daß über die Absicht kein Zweifel sein konnte, und sie legte jedenfalls für die Geschicklichkeit der Künstler Zeugnis ab. — Die Sulu können in ihren Hütten selbst Ornamente nicht anbringen. Auf ihren Töpfen aber haben sie solche, die, soweit ich sah, denen der Baßutho glichen. Die Baßutho zieren nicht nur ihre Häuser, sondern auch ihr Tongeschirr, ihre Holzgeräte und ihre Waffen mit Ornamenten.



Baßuthorondabel mit Hofraum
Mahope (Nordweſttransvaal).

Wandornamente
Seßeßehu (Sekukuniland).

Kunstsinn und technische Fähigkeiten zeigen die Eingeborenen auch in der Musik und in der Herstellung ihrer Musikinstrumente. Das beliebteste und verbreitetste Musikinstrument ist die Trommel, nach deren Takt Reigentänze oft tage- und wochenlang aufgeführt werden. Ich habe einige sehr schöne Exemplare von Trommeln bei dem Häuptling Pfoma in dem Bergland von Neu-Agatha gesehen. Es sind Erbstücke von der zu ihrer Zeit als Regenzauberin hochberühmten Häuptlingin Makaïpea. Das mächtige Instrument, das unser Bild zeigt, ist aus einem Stück geschnitzt. Das Trommelfell ist über das ausgehöhlte, außen sauber bearbeitete und mit Ornamenten verzierte Stück Baumstamm gespannt. Diese Trommel durfte nur gerührt werden bei der Neujahrsfeier[1] und wenn die Krieger des Stammes siegreich aus einer Fehde zurückkamen. — Ein kleineres Instrument, auf dem eine Fülle von verschiedenen Tönen hervorgebracht werden können, ist in Bowenda im Gebrauch. Auf einer etwa 25 cm langen und 20 cm breiten Holzplatte sind verschieden lange Eisenzungen befestigt, die mit den Daumen angeschlagen werden. — Ebenso ist in Bowenda im Gebrauch die Mbila, ein großes Xylophon. Holzplatten von verschiedener Größe

[1] Vgl. C. Hoffmann, Am Hofe der Büffel S. 21. Berlin 1909.

Trommel der Makaïpea
(Osttransvaal).

sind auf Riemen gebunden, die über einen großen Rahmen gespannt sind. Als Resonanzboden dienen Kalabassen (ausgehöhlte, getrocknete Kürbisse), die an dem Instrument befestigt sind. Gespielt wird die Mbila, indem die Platten mit Hämmern angeschlagen werden.

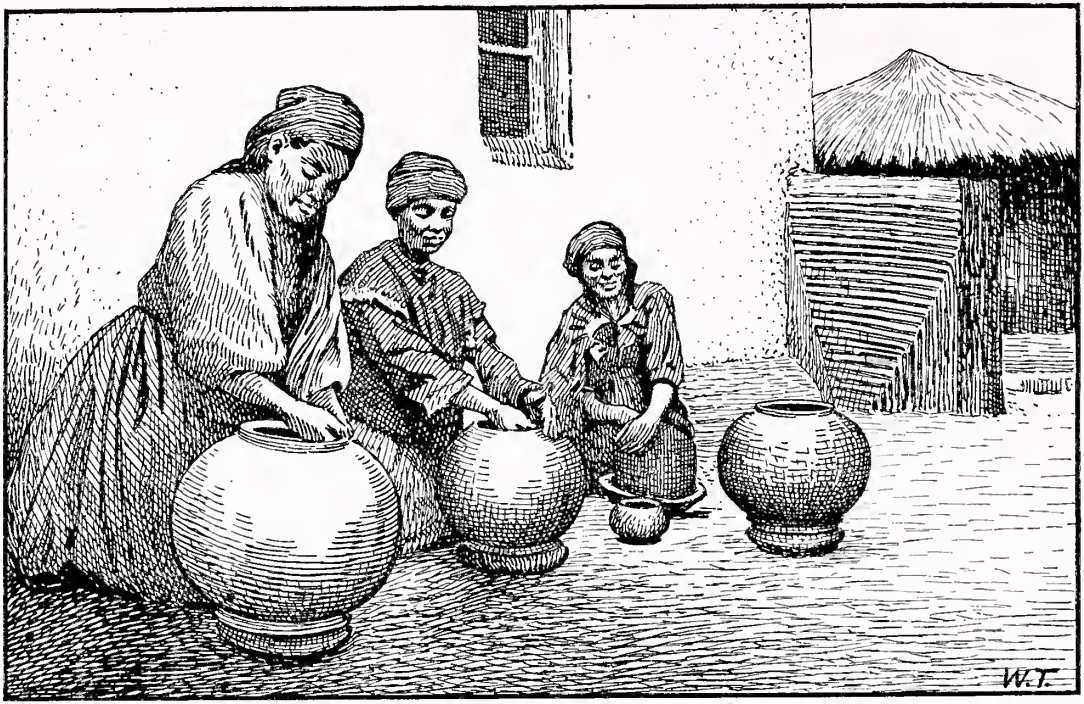
Handwerke sind bei den Eingeborenen den Bedürfnissen entsprechend ausgebildet. Töpferei wird überall betrieben. Die Töpfe werden von den Frauen mit der Hand geformt. Die Töpferscheibe ist nicht im Gebrauch. Besonders tüchtige Töpferinnen sollen die Valembafrauen sein. Holzschnitzerei, Gerberei und Flechterei ist in Übung. Die „Karosse" — aus Tierfellen zusammengesetzte Decken, die früher allgemeiner, heute von den Häuptlingen und Vornehmen als Kleidungsstücke und Schlafdecken benutzt werden — wurden und werden noch sehr sauber mit Fäden aus Tiersehnen aneinandergenäht. Die Schmiedekunst ist bei den Farbigen heimisch, wird aber heute nicht mehr viel geübt. Auf die Kupferschmiedekunst und die Kunst des Drahtziehens verstehen sich, wie schon erwähnt, besonders die Valemba. Handwerke.

Mbilaſpieler
(Bowenda).

Landbau und Viehzucht.

Der Landbau wurde, ehe man von den Weißen lernte, und wird zum großen Teil noch heute in primitiver Form beſorgt. Der Boden wird für die Aufnahme der Mais- oder Kaffernkornſaat gehackt, fleißige Leute entfernen ſpäter auch das Unkraut aus den „Gärten." Die Ernte bringt man in großen geflochtenen Körben unter, die entweder in die Erde (früher allgemein im Vieh-Kraal) gegraben und mit Erde wieder bedeckt oder, wie ich es bei den Batonga im Oſten der Zoutpansberge ſah, an Baumzweige gehängt werden.

Neben den Landbau tritt die Viehzucht. Beides geht bei den Bantuvölkern neben einander her, während die Hottentotten ausſchließlich Viehhirten waren. Doch beſteht ein Unterſchied zwiſchen den Baßutho- und den Kaffernſtämmen. Land- und Viehwirtſchaft ſind für den Moßutho gleichwertig. Der Sulu hat bisher die Landwirtſchaft verachtet und vernachläſſigt. Dazu mag die kriegeriſche Erziehung der Männer das Ihre getan haben. Viel-



Töpfernde Frauen
Malokong (Nordwesttransvaal).

leicht hat aber auch der schon erwähnte Einfluß der Hottentotten dazu beigetragen.

Mag die Fürsorge für das zum Leben Notwendige und für den Schmuck des Lebens nur eine bescheidene Kulturentwickelung zur Anschauung bringen — die bescheidenste hinsichtlich der Kleidung, bei der man sich an dem Lendenriemen bezw. der Schürze, an der Decke bezw. dem Karoß und als Schmuckgegenständen an eisernen und messingenen Ringen, bei den Kaffern auch Glasperlenschmuck, genügen ließ — so zeigen die Lebensordnungen sowohl in ihrer Ausbildung bis ins Einzelne, wie in ihrer straffen Zusammenfassung zu einem System und zeigt die musterhafte Erziehung der Volksglieder zur Innehaltung der geltenden Ordnungen eine beträchtliche und in ihrer Art großartige Kultur.

Organisation der Arbeit.

Es liegt nach den erwähnten kulturellen Betätigungen nahe, zunächst von der Organisation der Arbeit zu sprechen. Die zu leistende Arbeit ist zwar nicht an verschiedene Berufe verteilt, obwohl besondere individuelle Begabung hier und da etwas dergleichen hervortreten lassen mag; aber eine strenge Arbeitsteilung ist zwischen den beiden Geschlechtern durchgeführt. Man kann sagen: alle Arbeit, die irgendwie mit der Erde und der Zubereitung der Speise zusammenhängt, ist Sache der Frauen. Alle Arbeit, die mit Holz, Metallen und Vieh zusammenhängt, ist Sache des Mannes. Die Frau hat den Acker zu hacken, die Saat einzubringen, das Feld zu reinigen und die Erntearbeit zu besorgen.[1] Die Frau ist Töpferin und Maurerin. Sie formt, verziert und brennt nicht nur die irdenen Gefäße, sondern sie hat auch die Lehmmauern der Hauswände und des Hofraumes und die Fußböden herzustellen und instandzuhalten. Außerdem ist das Stampfen und Mahlen des Mais, das Heranholen des Wassers, die Bereitung der Speise[2] und die Reinigung der Geräte ihre Sache. — Der Mann versorgt das Vieh, melkt die Kühe, schlachtet, gerbt die Felle und ist der Schneider, der die im übrigen geringe,

[1] Wenn sich dies Bild in neuerer Zeit verschiebt, so ist das eine unmittelbare oder mittelbare Wirkung des Zusammenlebens mit den Weißen.

[2] Alles Fleisch, das bei einem Fest gebraucht wird, wird von den Männern gekocht und verteilt.

Mädchen, die Morocho (Pflanzenzukost) gesucht haben, auf dem Heimweg
(Sekukunisland).

bei den Karossen beträchtliche Näharbeit besorgt. Er hat das Holz für den Hausbau zu fällen, den Dachstuhl aufzusetzen und das Dach zu decken. Wie die Dachdeckerei, so ist die Flechtarbeit an Körben, Taschen, Beuteln, wie die Zimmermannsarbeit, das Schnitzen der Holzschüsseln und Löffel seine Sache. Das Nähen der Matten, die anstelle von Matratzen oder Polstern das Ruhelager der Eingeborenen auf dem Fußboden darstellen, wird von Frauen besorgt. Daß die Schmiedearbeit und die heute sehr eingeschränkte Jagd zu dem Ressort des Mannes gehören, ist selbstverständlich.

Sitte und Recht.

Wie für die Arbeit feste Regeln gelten, so ist das ganze soziale Leben in Familie und Stamm durch Sitten geregelt. Die Geburt des Kindes, mit allem was vorangeht und was folgt, von der Behandlung des Säuglings an bis zur Entwöhnung, ist umgeben mit Sitten, die unverbrüchlich beobachtet werden. Die herangewachsenen jungen Leute empfangen zu seiner Zeit einen Unterricht, in dem sie in Recht und Sitte des Stammes, die von den Erwachsenen zu beobachten sind, eingeführt werden. Bei den jungen Männern wird dieser Unterricht in zwei bis drei Kursen erteilt. Der erste dauert bis zu einigen Monaten, die späteren kürzere Zeit. Die Jahreszeit, in der der erste Kursus abgehalten wird, liegt fest. Ob aber in einem Jahr eine Schule gehalten wird oder nicht, hängt von dem Bedürfnis d. h. von der Zahl der vorhandenen jungen Mannschaft, vielleicht auch noch von anderen Umständen ab. Der Unterricht wird für die jungen Männer in abgesonderten Kraalen erteilt, die heute jedesmal für die abzuhaltende Schule neu erbaut und am Schluß derselben wieder abgebrannt werden. Die Schulen der jungen Männer und die der Mädchen werden jede für sich gehalten und stehen weder zeitlich noch räumlich zueinander in Beziehung. Heute ist bei der Mehrzahl der Bantustämme mit dem ersten Kursus die Beschneidung[1] verbunden. Sie soll den südafrikanischen Bantustämmen durch die Valemba gebracht worden sein. Wenn das zutrifft, haben die Valemba früher südlicher gesessen, denn die Beschneidung ist von Süden nach Norden gewandert. Bei den Sulu hat Tschaka, der

[1] Näheres siehe „Mission und Pfarramt" 1912. S. 12 „Die heidnische Volksschule in Südafrika."

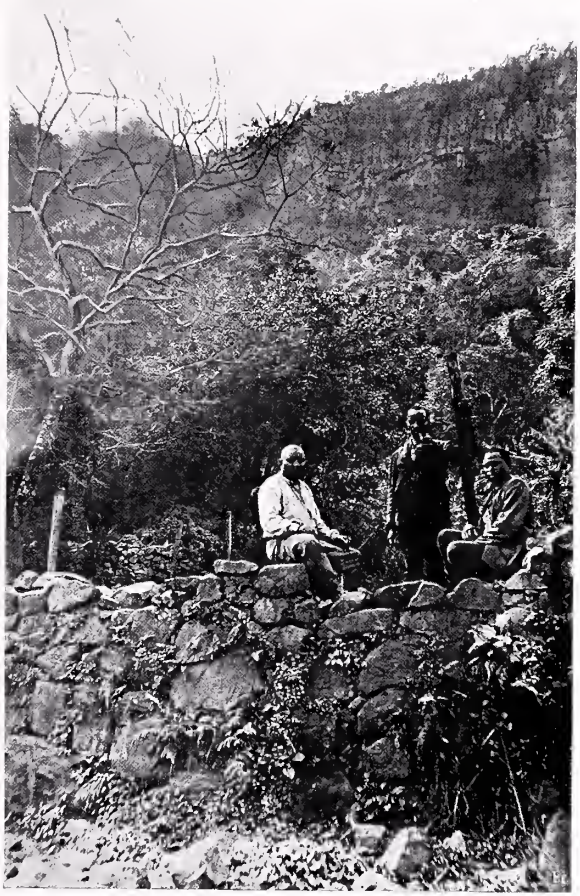
selbst nicht beschnitten war, sie abgeschafft. Sie muß also vor den 20er Jahren des neunzehnten Jahrhunderts dort in Übung gewesen sein. Daß sie in Transvaal in den 30er Jahren von einem Stamm zum anderen übergegangen ist, läßt sich nachweisen. Die Bawenda haben sie zum größeren Teil heute noch nicht. Bei dem im Süden von Bowenda sitzenden Häuptling Mpefu wird sie geübt. Der Unterricht aber, der heute in der Beschneidungsschule (Koma) erteilt wird, ist zweifellos, auch ehe man die Beschneidung angenommen hatte, erteilt worden. Bei dem Häuptling Tschewasse, der jetzt zwar duldet, daß seine jungen Leute zu Mpefu gehen, um sich beschneiden zu lassen, selbst aber keine Koma abhalten läßt, sah ich einen Schulkraal alter Art, einen — hier mit Steinen — eingefriedigten Platz. Inhaltlich beziehen sich die Belehrungen bei den Jünglingen auf das Verhalten gegen ältere Personen und gegen den Häuptling, das Verhalten im Rat, das Verhalten im Kriege und auf das geschlechtliche Leben in und außerhalb der Ehe. Daneben werden allerlei Lehren für die Jagd gegeben, und es werden eine Fülle, zum Teil barbarischer Abhärtungsübungen vorgenommen. Der Unterricht der Mädchen entspricht ihrem künftigen Stammes- und Familienleben. Da in der „Schule" auch harte Strafen für früher begangene Unarten, namentlich gegen die Eltern begangene Unarten, verhängt und vollzogen werden, fördert der Hinweis darauf natürlich auch die Erziehung in den Jahren der Kindheit.

Das ganze weitere Leben bis zur Bestattung des Verstorbenen ist durch Sitte und Recht des Stammes geregelt. Vielleicht mag es für den Bantuneger in vielen Fällen schwierig sein, zwischen Sitte und Recht zu unterscheiden. Sie greifen auch tatsächlich oft, namentlich bei Verlobung und Eheschließung ineinander und laufen ineinander über. Der Europäer wird das Eingeborenenrecht feststellen können und hat es zum Teil getan. In Natal hat die Regierung das unter den Schwarzen geltende Eingeborenenrecht kodifizieren lassen und richtet die Kaffern nach ihrem eigenen geschriebenen Gesetz. Für die Rechtsprechung in dem jetzt an Natal angegliederten Sululand gilt ungeschriebenes Sulurecht. Teilweise gilt Eingeborenenrecht bei der Jurisdiktion über die

Transkeikaffern im Kaplande. In Transvaal ist festgelegt, daß für die Stämme ihr eigenes Recht gilt, soweit dasselbe nicht den allgemeinen Grundsätzen der Zivilisation widerspricht. Das alles erweist, daß die Bantuvölker Südafrikas ein reich ausgebildetes Recht besitzen.

Vor mir liegt eine Schrift des Eingeborenenkommissars C. S. Harries über die bei den Bapedi in Übung stehenden Sitten und Rechte.[1] Die einzelnen Kapitel behandeln das Eherecht, das Erbrecht, das Agrarrecht, Strafrecht und Strafverfahren, Ordnung der Beschneidungsschule, die Tätigkeit der Eingeborenenärzte (Zauberdoktoren), Sitten bei Beerdigung des Häuptlings, Regeln, die bei dem Verkehr der Stämme untereinander, insbesondere beim Kriege, zu beobachten sind. Sieht man die Unterabteilungen an, so ist man erstaunt, welche Fülle von Fragen ihre gesetzliche Regelung gefunden haben. In den Bestimmungen über die Ehe spielen die Kinderverlobungen und der Kauf der Frauen durch Lieferung von Vieh an ihre Väter eine große Rolle. Aber auch für die Fälle böslicher Verlassung, ehelicher Untreue und des Ehebruchs sind Bestimmungen getroffen. Die Stellung der Frauen im Falle, daß ein Mann deren mehrere hat, ist bestimmt. Für den Fall der Unfruchtbarkeit der Frau usw. sind Regeln vorhanden. — Die Bestimmungen über die Nutzung des dem Stamm gehörigen Landes erstreckt sich nicht nur auf die Verteilung der Äcker an die einzelnen Haushaltungen, sondern auch die Bearbeitung des Landes unterliegt der Aufsicht des Häuptlings bezw. dessen Bruders und seiner Unterbeamten. Abschätzung und Vergütung von Beschädigungen der Saat sind vorgesehen. Unter den Verbrechen, die von den Bapedi als solche angesehen und bestraft werden, führt Harries auf: Mord — der von Totschlag unterschieden wird — Blutschande, Vergewaltigung, Verführung, Verheimlichung von Geburten, Ehebruch, Verrat, Diebstahl, Raub, böswillige Beschädigung fremden Eigentums. Mord und Blutschande, unter Umständen auch Vergewaltigung und Verrat, sind mit Todesstrafe belegt, die sonstigen Verbrechen mit geringeren Strafen.

[1] „Notes on Sepedi Laws and Customs“ Pretoria 1909.



Schulkraal bei Tschewasse
(Bowenda).

Wenn auch die Handhabung des Rechtes nicht in allen Fällen vom Häuptling geübt wird — z. B. haben auch die Eltern bei kleineren Verbrechen Strafrechte, deren Übung als ausreichende öffentliche Sühne angesehen wird — so ist doch der Häuptling nicht nur der oberste Gerichtsherr, sondern das Stammesrecht und die Rechtspflege erscheinen in ihm geradezu verkörpert. Aber er hat sich auch selbst innerhalb der Rechtsanschauung seines Volkes zu halten. Das letztere ist charakteristisch. Es hat unter den schwarzen Fürsten eine gute Anzahl großer und kleiner Tyrannen gegeben, die Sitte und Recht der Stämme benutzten, um eine blutige Gewaltherrschaft zu führen. Solchen Mißbrauch des bestehenden Rechtes duldet das Volk, aber die Verletzung bestehender Rechtsformen und die Beseitigung bestehender Sitten vergibt das Volk nicht. Die Mission hat hierfür Beispiele in Fülle. Der Christ gewordene Häuptling, der an verschiedenen Punkten Recht und Sitte des Stammes verlassen muß, regiert im Konflikt mit seinem Volk und wird eigentlich nicht mehr als Häuptling angesehen. — Der Häuptling darf auch nicht von seinen Vorgängern gegebene Zusicherungen zurücknehmen. Es ist durch dieselben in den Augen des Volkes ein fortan nicht mehr anzutastendes Recht geschaffen. Als der Häuptling Salomo,[1] dessen Vater Sekchopetschane die Berliner Missionare bei sich aufgenommen hatte, später andere Missionare ins Land rief, wurde er auch von den Heiden wegen Rechtsbruches getadelt und genötigt, sich von den fremden Lehrern wieder loszusagen.

Wenn schon in den Dingen, die zur Erhaltung und zum Schmuck des Lebens dienen, sich eine, wenn auch bescheidene, doch in festen Formen ausgebildete, charakteristische Kultur bei den südafrikanischen Bantustämmen feststellen läßt, so wird man im Blick auf die sozialen Ordnungen, auf die Ausbildung von Recht und Sitte und die Erziehung und Disziplinierung des Volksganzen ihrer Kultur ein gewisses Maß von Anerkennung nicht versagen können. Die Tatsache, daß hier ein ausgebildetes Recht vorliegt, daß Recht und Sitte den Völkern in Fleisch und Blut übergegangen sind und ein sehr empfindliches Rechtsgefühl erzeugt haben, müßte

[1] Unweit Piet Potgietersrust (Nordtransvaal) angesiedelt.

uns eigentlich zu dem Urteil leiten, daß wir es bei ihnen mit Rechtsstaaten und zivilisierten Völkern zu tun haben. Und der Schwarze ist stolz auf sein Recht und seine Erziehung.

Ich traf im Kapland einen christlichen Mopedi, der vor Jahren aus Sekukunisland eingewandert war und jetzt in einer Gemeinde von Bastards lebt. Er ist ein tüchtiger Christ und Gemeindeältester und auch wirtschaftlich ein fleißiger Mann, der vorwärts gekommen ist. Wir hatten ihn mitgenommen, um über die Anlegung von Dämmen für die Landbewässerung seinen Rat zu hören, und es handelte sich schließlich um die Frage, ob nicht die Gemeinde den Damm bauen und dafür einige Jahre pachtfrei das neue Wasserland benutzen solle. Da erklärte er mir: „Den Damm müssen die Könige bauen." (Gemeint war das Komitee der Missionsgesellschaft, sonst „Väter" von den farbigen Christen genannt.) Ich beabsichtigte einen Appell an seine heimatliche Erziehung mit der Frage: „Frederik, wie bauen die Könige?" — Er verstand im ersten Augenblick nicht. Superintendent Großkopf half ihm: „Der große Lehrer fragt, ob die Könige selbst den Spaten in die Hand nehmen oder ob sie ihr Volk bauen lassen." Da antwortete er mir: „Ja, wenn du bei uns wärest, dann könntest du so sagen; wir haben die Wet." („Die Wet" ist kapholländisch und bedeutet „das Gesetz"; er wollte sagen: wir sind disziplinierte Leute.) „Aber mit diesem Lot (dieser Gesellschaft) kannst du keinen Damm bauen. Sie haben keine Wet."

Die Wahrnehmung, daß bei den Eingeborenen Recht und Sitte und eine straffe Erziehung vorhanden sind, legt uns eine Erwägung und eine Frage nahe. Eine Erwägung. Es ist eine große Torheit und kann eine verhängnisvolle Torheit werden, wenn der europäische Kolonist, und erst recht wenn der Kolonialbeamte die Eingeborenen als eine geistig formlose Masse, als Kinder oder Narren ansieht und sie demgemäß behandelt. Es ist verdienstlich, wenn die Beamten sich mit Sprache, Recht und Sitte der Völker, die sie regieren sollen, vertraut machen, und es ist verdienstlich, wenn heute an deutschen Kolonialinstituten Vorlesungen über Eingeborenenrecht gehalten werden. Ohne Kenntnis desselben können Kolonisten und Beamte der Kolonisation, die sie

treiben und fördern wollen, die schwersten Hindernisse in den Weg legen, Fehlschläge verschulden und unter Umständen große Opfer an Geld und Blut nötig machen.

Kultur und Religion.

Und nun eine Frage: weshalb erkennen wir die Eingeborenen nicht als ziviliſiert und ihre Gemeinſchaften nicht als kleine Kulturſtaaten an? Auf dem Boden der heute nahezu allgemein angenommenen Anſchauung, daß Kultur ein Ding für ſich ſei, das mit der Religion nichts zu tun habe, ſondern lediglich das Entwicklungsergebnis der natürlichen und geiſtigen Anlagen eines Volkes innerhalb der äußeren Lebensbedingungen darſtelle, haben wir kein Recht und keinen vernünftigen Grund, den Eingeborenen dieſe Einſchätzung zu verſagen. Dennoch tun wir es. Die bloßen Gradunterſchiede in der Entwicklung der Kultur berechtigen uns nicht dazu. Daß ſie auch nicht den Grund für unſer Urteil bilden, bewies mir eine Erfahrung. Nicht einmal, ſondern zu öfteren Malen ſagten mir Weiße in Afrika, wenn die Rede auf unſere chriſtlichen Eingeborenen kam: „Sie (d. h. die Miſſion und die Miſſionare) haben dieſe Leute ziviliſiert.“ — Ja, die farbigen Chriſten haben ihren heidniſchen Landsleuten gegenüber allerlei kulturelle Fortſchritte aufzuweiſen, aber dieſe Fortſchritte ſind beſcheiden, und der Gradunterſchied zwiſchen unſerer kulturellen Entwicklung und der ihrigen iſt noch gewaltig groß. Warum werden die chriſtlichen Eingeborenen von uns als ziviliſiert angeſehen, die Heiden nicht? — Sollte unſer Urteil über Ziviliſation und Kultur doch von verſchwiegenen Anſchauungen mitbeſtimmt werden, die letztlich mit der Religion zuſammenhängen? Sollten wir mit ſolchem Urteil vielleicht verraten, daß doch ein beſtimmender Einfluß der Religion auf die Kultur anerkannt werden muß, daß wir unter Kultur und Ziviliſation ſchließlich doch chriſtlich beſtimmte Kultur und chriſtlich beſtimmte Ziviliſation verſtehen? — Für mich iſt es keine Frage, daß es ſo iſt. Jedenfalls will ich nachweiſen, daß das, was uns an den Eingeborenen fremd anmutet und abſtößt, was in uns die Empfindung weckt, daß zwiſchen ihnen und uns eine unüberbrückbare Kluft liegt, das Heidentum, die Religion der Schwarzen iſt. Ich habe abſichtlich in dieſem Kapitel die Kultur der Eingeborenen nur nach der formalen Seite

hin zur Anschauung gebracht. Ich will im folgenden Kapitel zu zeigen versuchen, daß die Kultur der Eingeborenen nicht nur in ihren Einzelheiten religiös beeinflußt, sondern daß sie religiös bis in die Wurzeln ist, daß die heidnische Religion den Charakter der Eingeborenenkultur bestimmt und ihr Schranken setzt, die sie nicht überschreiten kann.

Beſchneidungspfähle
Marapyane (Transvaal).

Die Religion der Eingeborenen.

Eine erſchöpfende Darſtellung der Religion der ſüdafrikaniſchen Bantuvölker zu geben, ſind zur Zeit ſchwerlich ſchon diejenigen imſtande, die berufsmäßig dieſes Gebiet durchforſchen. Erſt recht bin ich es nicht. Aber ſelbſt wenn ich es wäre, ſo wäre hier nicht der Ort dazu. Doch wiſſen wir genug, und es bietet auch der Umfang eines Kapitels Raum genug, um den Leſer einen Einblick

in die Religion der Eingeborenen tun zu lassen, der ihn das Charakteristische erkennen läßt. Und muß ich manche Fragen unbeantwortet lassen, so darf ich doch für das, was ich mitteile, Zuverlässigkeit in Anspruch nehmen, denn ich habe es aus dem Munde oder aus Aufzeichnungen von Missionaren, die Jahre und Jahrzehnte lang mit und unter den Eingeborenen gelebt haben.

Die religiösen Vorstellungen.

Unter den religiösen Vorstellungen der Eingeborenen findet sich die eines höchsten Gottes. Sie hat aber für ihr religiöses Leben keine Bedeutung. Man sucht von Gott nichts und erwartet nichts von ihm. Man dient ihm nicht und fürchtet ihn nicht und liebt ihn nicht. Der Eingeborene wird höchstens einmal, wenn er sich in Unabwendbares zu schicken hat, an Gott denken und sagen: „Gott hat es so gewollt." Wenn ihm Gott überhaupt etwas ist, so ist es die Schicksalsmacht, die man weder bewegen, noch der man entrinnen kann. Das ist alles.

Aber bevölkert ist die Welt mit unsichtbaren und sichtbaren mächtigen Wesen, die an dem Leben des Bantunegers Anteil nehmen und auf dasselbe fortgesetzt einzuwirken in der Lage sind. Nicht allen gegenüber ist ein inneres religiöses Verhältnis vorhanden oder ein religiöses Verhalten nötig. Man muß sich nur schützen gegen ihren bösen Willen. In der Wolke haust der Blitzvogel, der geneigt ist, auf menschliche Behausungen herabzustoßen und sie anzuzünden, oder auf Menschen zu fallen, um sie zu töten. Manche Engpässe im Gebirge, z. B. der Paß über den Molelemaberg bei Maßemola, haben Stellen, an denen „Einbeinige", auf einem Bein hüpfende Spukgeister, ihr Wesen treiben und dem Wanderer das Genick brechen, wenn er nicht einen Stein aufnimmt, ihn anspeit, ihn auf die gefährliche Stelle wirft und weitergeht, ohne sich umzublicken.

Aber schlimmer sind die Baloi, die Hexen und Hexenmeister. Man kann nicht wissen, ob die Menschen, mit denen man zu tun hat, und wenn es die nächsten Verwandten wären, nicht Hexenmeister oder Hexen sind, die die unheimliche Kunst verstehen, anderen Menschen, auch aus der Ferne, Siechtum, Pestilenz und Tod in den Leib hinein zu singen, zu sprechen oder zu denken, oder sich in Tiere zu verwandeln, so verwandelt des Nachts in die Wohnun-

gen der Menschen zu schleichen und dann ihr finsteres Werk auszurichten. Gegen ihre Künste gilt es jede erdenkliche Vorsichtsmaßregel zu gebrauchen. Werden sie einmal bei ihrem bösen Tun ertappt, so müssen sie sterben.

Diesen Schädlingen gegenüber, die nach dem Leben oder der Lebenskraft des Menschen trachten, hat man eigentlich kein religiöses Verhältnis. Irgend eine berechtigte Gemeinschaft besteht zwischen ihnen und den Menschen nicht. Ein wirklich religiöses Verhältnis scheint hier und da zu den Gestirnen, jedenfalls zu dem Monde, zu bestehen. Bei den Batonga[1] wird das neugeborene Kind „seinem" Monde gezeigt, nachdem ein Feuerbrand in der Richtung auf den Mond geschleudert ist. (Jeder Mond ist ein neuer Mond, der alte ist inzwischen gestorben.) Sonst würden die geistigen Fähigkeiten des Kindes unentwickelt bleiben. — Bei der Beschneidungsschule der Baßutho[2] wird nach dem Mond mit Speeren geschleudert. Die Valemba scheren ihre Haare, ehe der neue Mond sichtbar wird. „Der neue Mond soll die alten Haare nicht mehr sehen." Mit dem Mond besteht, jedenfalls bei den Frauen, für die die Zeitdauer eines Monats von Bedeutung ist, und für die Kinder eine Lebensverbindung. — Junod erzählt von den Batonga, daß sie die Beschneidungsschule der Jünglinge beginnen, wenn im Winter die Venus als Morgenstern sichtbar wird. Danach würde sich der Umstand, daß die Koma nicht jährlich gehalten wird, bei diesem Volk nicht aus der Rücksicht auf reichliches Vorhandensein oder Nichtvorhandensein von Unbeschnittenen sondern aus der Rücksicht auf astronomische Verhältnisse d. h. in diesem Fall: nicht aus Zweckmäßigkeits-, sondern aus religiösen Erwägungen erklären.[3] Von den Baßutho wurde mir gesagt, daß sie die Beschneidungsschule „um Ostern herum", also im Anfang des südafrikanischen Herbstes, zu eröffnen pflegten. Auch bei ihnen findet sie nicht alljährlich statt. Ob die Beobachtung der Stellung der Gestirne für die Ansetzung der Koma mitbestimmend ist, weiß ich nicht.

[1] Vergl. Junod „The Life of a South African Tribe" Vol. I S. 51 ff. [2] Vergl. „Mission und Pfarramt", 5. Jahrgang, 1. Heft, S. 12: „Die heidnische Volksschule in Südafrika." [3] Vergl. S. 96.

Die eigentlichen Götter aber, unsichtbare Götter, sind die Geister der Verstorbenen. Von ihnen ist das Leben des gegenwärtigen Geschlechtes gekommen, von ihnen stammt das Gesetz und die Sitte des Volkes. Sie nehmen Notiz von dem Tun und Treiben ihrer Nachkommen und greifen aktiv in ihr Leben ein zum Bösen, wenn sie erzürnt worden sind, zum Guten, wenn man ihnen die gebührende Verehrung bezeugt und ihnen den Anteil an dem Leben und den Lebenskräften der Lebendigen gewährt, der ihnen zukommt. Die Geister hören den Anruf der Lebendigen. Sie müssen also gegenwärtig sein. Als ihr eigentlicher Wohnsitz ist vielleicht die Erde gedacht. Man opfert unter Umständen an den Gräbern verstorbener Häuptlinge. Aber auch das Wasser, das aus der Erde hervorkommt, scheint als ihr Element angesehen zu werden. Die Bawenda nennen die ausgehöhlten Steine in den Pepetiwasserfällen (in der Nähe von Tschewasse) die „Mahlsteine der Geister". Beim Mutilafluß wohnt eine Sippe der Bawenda, welche ihre Toten verbrennt und die Asche in den Fluß schüttet, so daß sie dem Fundudsisee zugeführt wird. Frauen, die bei der Geburt, und alle Leute, welche an Krankheiten sterben, an denen die Eingeborenen ein Eingreifen der Geister erkennen zu müssen glauben, werden in Maschonaland und unter den Matebelen in Quellen oder in feuchten Gründen begraben. Zwillinge und Kinder, die mit irgendwelchen körperlichen Abnormitäten zur Welt kommen, werden in einem Topfe durch kochendes Wasser getötet und mit Topf und Wasser im Sumpf eingegraben. Man gibt den Geistern zurück, was ihnen gehört. — Die Vakaranga halten in vielen Quellen Fische und nennen sie „Segen", „Leben", „Gott". — Darin, daß das Schilfrohr nur zu bestimmten Zeiten und nur auf Befehl des Häuptlings geschnitten werden darf,[1] scheint Rücksichtnahme auf die Geister zum Ausdruck zu kommen. Bei den Beschneidungsfeiern im nordwestlichen Transvaal wird von dem Repräsentanten der Geister ein Tanz mit einer Schilfmaske aufgeführt. Vielleicht gehört auch das hierher, daß die Schüler der Beschneidungsschule kein Wasser trinken dürfen. — Aber wo auch immer sie wohnen mögen, mit den Geistern der Verstorbenen ist der ganze Stamm und jedes Glied desselben religiös verbunden.

[1] Vergl. „Notes on Sepedi Laws and Customs" S. 61.

Der lebendige und sichtbare Gott des Stammes ist der Häuptling. Man halte das nicht für eine Übertreibung. Ich erwähnte, daß die Sulu ihren Häuptlingen gelegentlich göttliche Prädikate beilegen, z. B. „Herr der Ewigkeiten". Das ist nicht bloßer Byzantinismus. Die Missionare haben in der Anfangszeit bei ihren Predigten wiederholt von den Häuptlingen zu hören bekommen: „Wer ist Gott? — Ich bin Gott!" — Ich bin überzeugt, daß das nicht nur von den Häuptlingen ernst gemeint war, sondern daß auch ihre Völker solche Selbsteinschätzung als zutreffend anerkannten. Der Häuptling ist nicht nur der Mittler zwischen dem lebendigen Volk und den zu Geistern gewordenen früheren Geschlechtern — auf seinen Befehl werden alle öffentlichen Handlungen vorgenommen, die mit der Ahnenverehrung in Beziehung stehen — er ist nicht nur Hüter und Verwalter des Stammesrechts und der Stammessitte, die von den Vorfahren herstammt, sondern er ist die Verkörperung der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft des Stammes, seines Lebens und seines Rechtes. Ich werde noch Gelegenheit haben, das aus den religiösen Übungen deutlich zu machen, kann aber sogleich eine Beobachtung mitteilen, die die Richtigkeit der Annahme bestätigt, indem ich von dem letzten Stück der religiösen Vorstellungswelt der Eingeborenen rede: von dem Totem.

Wenn man einen Moßutho fragt: „Was singst — oder — was tanzest du?" d. h. wem zu Ehren führst du deine religiösen Tänze auf, und wem gilt deine lobpreisende Anrufung?, so nennt er den Namen eines Tieres. „Ich bin ein Mokwena, ein Motau, ein Mochananwa" u. dergl., d. h. ein Mann des Krokodils, des Löwen, des Pavian usw. Krokodil oder Löwe oder Pavian ist das Totemtier des Stammes. Dies Tier stellt zunächst die Welt der Geister zusammenfassend dar. Ihm gelten die Anrufungen und Opfer, mit denen man die ganze Ahnenschaft erreichen will. Das leitet zu der Annahme, daß man sich den Ursprung des Stammes in irgend einer geheimnisvollen Verbindung mit diesem Tier vorstellt. Aber auch die lebenden Exemplare des Totemtieres haben eine Bedeutung für den Stamm. Sie zu töten und von ihrem Fleisch zu essen, Teile ihres Körpers irgendwie zu verwerten, ist etwas Be-

sonderes. Die Übung, ob und wann und wer von ihrem Fleisch nehmen darf und wer nicht, ist sehr verschieden. In jedem Falle aber sind in dem lebenden Exemplare des Totemtieres Kräfte vorhanden, die von höchstem Wert für das Leben des Stammes sind. Zwischen dem Leben des Tieres und dem des Stammes besteht ein wirksamer Zusammenhang. Bei den Leuten des Krokodils (Bakwena) darf kein Stammesglied ein Krokodil nach eigenem Gutdünken töten. Sind besondere Nöte über das Volk hereingebrochen, so wird auf Befehl des Häuptlings ein Krokodil getötet und seine Haut an die Stammesglieder verteilt. Diese Haut, pulverisiert und mit Krokodilskot vermischt, wird als kräftiges Zaubermittel zur Vermehrung des Volkes und seiner Herden angesehen. Aber ein Stamm kann unter Umständen auch sein Totemtier wechseln. — Die Geschichte der südafrikanischen Bantustämme zeigt wiederholt, daß bei Verselbständigung einzelner Stammeszweige ein anderes Tier als Totem für den neuen Stamm gewählt wurde, als es der ursprüngliche Stamm hatte und behielt. Das erweckt den Anschein, als sei das Totemtier weiter nichts, als ein Wappentier, wie auch bei uns Adler, Löwe u. ä., das der Häuptling nach Belieben wählte. Diese freie Wahl ist Tatsache. Trotzdem ist es von dem Augenblick an, wo es erwählt ist, weit mehr als ein Wappensinnbild. Es ist das Tier, in dem die Lebenskraft des Stammes verkörpert ist, und steht in enger Beziehung zu dem Stamm, in allerengster zu dem Häuptling, der es erwählt hat, und zwar so, daß es geradezu als sein zweites Selbst angesehen werden kann. Der Häuptling verkörpert ebenso wie das Totemtier das Geschlecht, soweit es Gegenstand der religiösen Verehrung und Quell aller religiösen Segnungen ist. Ist der Häuptling gestorben und noch kein Nachfolger eingesetzt, so wird keine Staatsaktion, keine Beschneidung, kein Krieg, keine Bestellung von Feldern eingeleitet oder ausgeführt; denn „Gott" fehlt, der „Segen" fehlt. Die Eingeborenen sagen: „Der Häuptling ist der Segen."

Übertragbarkeit der Lebenskraft.

Um den Gottesdienst der Eingeborenen verstehen zu können, müssen wir noch einige andere Vorstellungen ins Auge fassen, die sich unter einer Hauptvorstellung, nämlich der von der Über-

tragbarkeit der Lebenskraft zusammenordnen. Die Lebenskraft des Menschen ist übertragbar. Darum trank man in früherer Zeit das Blut der erschlagenen Feinde und aß von ihrem Fleisch. Es geschah das nicht um des Genusses willen, sondern um der Seelen-, der Lebenskraft der Erschlagenen willen, die man sich aneignen wollte. Verschiedene Organe, Teile und Teilchen des Körpers werden als Seelenträger im besonderen Sinne angesehen, vor allem die Fortpflanzungsorgane. Aber auch mit dem Speichel, den abgeschnittenen Haaren und Nägeln, dem Kot u. ä. geht Lebenskraft aus dem Körper fort. Man kann mit solchen Dingen Zauber in gutem und in bösem Sinne treiben, und darum geht der Eingeborene überaus vorsichtig mit ihnen um. — Wie von Mensch auf Mensch, so können auch vom Tier auf den Menschen Lebenskräfte ausgehen, wie wir an dem Totemtier sahen. Umgekehrt kann die Seele des Menschen in ein Tier eingehen. Bei den Eingeborenen auf Madagaskar gilt der erste Wurm, der aus dem Grabe eines kürzlich Beerdigten hervorkommt, als Träger der Seele des Verstorbenen. Davon habe ich in Südafrika nichts gehört. Aber auch die Südafrikaner, mit Ausnahme der Valemba, essen keinen Fisch. Darin kommt dieselbe Vorstellung zum Ausdruck. Wurm, Schlange, Aal, Fisch sind für den Eingeborenen verwandte Wesen. Die Seelen ihrer eigenen Vorfahren können in ihnen sein. Darum darf man sie nicht töten und nicht essen.

Die Lebenskräfte brauchen auch nicht durch die natürlichen Lebensträger, sondern können auch durch Symbole übertragen werden. Als ich in Alt-Georgenholtz in Bowenda war, brachte uns unsere Wirtin „Mikonde". Das sind aus ganz fein gemahlenem Maismehl hergestellte Breifladen, die man als Zukost ißt. Mir fiel die eigentümliche Form der Fladen auf, die mit ihren über den Rand gelegten Kopfenden an Schlangen erinnerten. Ich fragte die Missionare, ob es mit dieser Form vielleicht eine besondere Bewandtnis habe. Ich hätte von Prof. Meinhof gehört, es komme bei amerikanischen Völkern vor, daß man statt wirklicher Menschen Kuchen esse, dem man die Figur eines Menschen gegeben habe. Ich erhielt zunächst die Antwort: nein, diese Form bilde sich beim Ausziehen des Breies aus dem Löffel von selbst. Einige

Bawendafrau, Mikonde überreichend.

Wochen später aber sagte mir bei einer erneuten Zusammenkunft Missionar Th. Schwellnus, er habe den Dingen weiter nachgeforscht. In der Tat habe die Form eine Bedeutung. Nur das Volk dürfe den Brei in dieser Gestalt essen, der Häuptling nicht. Für den Häuptling müsse der Brei in gewöhnlichen runden Fladen hergestellt werden. Der Häuptling würde also vermutlich das Totemtier damit essen, das sozusagen er selbst in zweiter Auflage ist. — In der Beschneidungsschule wird der Maisbrei, von dem die Schüler essen, kegel- oder pyramidenförmig geformt (das ist das Symbol des Phallus; das Gleiche sollen vermutlich die Pfähle, die während der zweiten Hälfte der Beschneidungsschule aufgestellt werden, symbolisieren,[1]) damit sie Fortpflanzungskräfte gewinnen. Bei Trankopfern können auch konisch geformte Steine oder auch Waffen als Repräsentanten der Geister dienen. — Bei Mandala sah ich an einem Kreuzwege einen Hackenstiel auf dem Boden befestigt,

[1] Vergl. Mission und Pfarramt, Jahrgang 1912, S. 26. Doch wird der Pfahl nicht nur „Großvater" sondern auch „Großmutter" genannt. Vergl. ebenda, S. 21.

der in eine Kalabasse (ausgehöhlter, getrockneter Kürbis) gesteckt war. Damit hatte man einem jungen Mann, der unverheiratet gestorben war, die Frau gegeben. Hätte man es nicht getan, so würde der Verstorbene die Lebenden beunruhigen. — Das alles zeigt, daß Lebensverbindungen auch durch Symbole vermittelt werden können.

Gottesdienst. Der Gottesdienst der Eingeborenen findet seine Ausprägung in drei Dingen: in der Verehrung durch Opfer und Lobpreis, in dem Zauber, der Lebenssegnungen vermittelt und Schaden abwendet, und im Gehorsam gegen Recht und Sitte..

Geopfert wird viel, und zwar werden Lebenskräfte oder Nahrung geopfert. Es ist noch kein religiöses Opfer, wenn der Wanderer den Spukgeistern einen angespienen Stein zuwirft. Aber doch ist in dem Speichel Lebenskraft, nach dem jene Geister lüstern sind, und er gibt ihnen davon ab.

Bei einer Furt des Mutschindudiflusses in Bowenda war es üblich, daß sich jeder, der sie überschritt, ein Büschel Haare ausriß und es auf einen Stein im Flußbett legte, von dem es das steigende Wasser fortschwemmen mußte. In dem Haar ist Lebenskraft. Das war ein religiöses Opfer. Es galt den Geistern der Vorfahren, die hier als im Wasser wohnend vorgestellt wurden. — Tieropfer sind nicht häufig. Wenn sie gebracht werden, wird das Blut und der Mageninhalt auf die Gräber oder auf die Stätten, die als von den Geistern bewohnt vorgestellt werden, ausgeschüttet. — Häufiger sind Trankopfer. Ich sah in Ngovela bei Tschewasse in Bowenda einen Tschikonatanz mit an, der der Vorbereitung des Trankopfers von dem ersten Bier aus der neuen Kafferkornernte dient. Wenn das Bier zu gären anfängt, beginnen diese Tänze. Innerhalb des Kreises steht der Trommler und der Häuptling mit einem Wedel. Die jungen Männer, die den Reigen ausführen, bewegen sich, Flöten blasend, im Kreise. Nach jeder Runde schließen sie sich, die Arme erhebend, um den Häuptling zusammen, knien nieder und rufen: „Ndau, Ndau" („Löwe" — Name des Totemtieres), während die alten Männer Lobpreisungen auf die Ahnen murmeln und die Weiber, die zuschauend außerhalb des Kreises sitzen, Jubel und Beifall trillern. Diese Tänze werden mehrere

Tschikonatanz.

Tage ausgeführt. Ist das Bier fertig, so begibt man sich zur Opferstätte. Dort wird der Tanz wiederholt, und, während die Jünglinge knien, wird das Bier von dem Häuptling auf die Opferstätte ausgegossen. Der Häuptling ruft dabei die Ahnen an. Er nennt den Namen seines Vaters, seines Großvaters u. s. f., bis zum vierten, höchstens fünften Gliede und bittet jedesmal nach der Namensnennung: „Sei uns gnädig!" Zuletzt sagt er: „Auch du, Tschimudi (d. h. „den ich nicht kenne") sei uns gnädig!" Hier wird also den Geistern von der Speise der Lebendigen (Bier ist in den Augen der Schwarzen „Speise") abgegeben und zugleich ihr Segen erbeten. — Besondere Opfer finden gelegentlich auch bei großer Dürre auf den Gräbern der verstorbenen Häuptlinge statt, damit die Geister Regen geben.

Dem Häuptling werden nicht Opfer dieser Art gebracht aber desto reichere Geschenke an Tieren, Bier, Geld usw. An Lobpreisungen fehlt es nicht, und die Weise, wie man früher dem Häuptling zu nahen hatte und zum Teil jetzt noch naht, unterscheidet sich von Anbetung kaum. Die Lebenskraft, die von ihm ausgeht, wird hoch gewertet. Wenn er spie, fing man früher den Speichel auf und verrieb ihn auf den Händen. Wenn er sich räuspert, niest und auch bei anderen unwillkürlichen Lebensäußerungen wird er von den Umstehenden hoch gepriesen, denn er hat ihnen von seinem Leben abgegeben. Vor allem aber vermittelt er seinem Volk die großen Segnungen des Zaubers. Er ordnet vor der Bestellung den Ackerbauzauber für das ganze Land des Stammes an, und er macht den Regen. Er sorgt für die Feiung der Beschneidungsstätten und der zur Beschneidung kommenden jungen Leute. Er bringt die Opfer für das Volk. Für die Ausübung des Zaubers steht ihm der Zauberdoktor des Stammes zur Seite. Aber der Zauberdoktor waltet seines Amtes von staatswegen auf Anordnung des Häuptlings.

Neben dem öffentlichen Zauber übt der Doktor den Sitten des Volkes gemäß auch seine Künste im privaten und häuslichen Leben. Vor, bei und nach der Geburt eines Kindes tritt er in Tätigkeit, um Unheil abzuwehren und Segen zu vermitteln. Für die Kranken, die von irgend einem Moloi behext sind, übt er Zauber. Nach dem Tode findet er durch Würfel den Hexenmeister heraus. Durch

seine Medizin ermittelt er Diebe u. s. f. — Der öffentliche Zauber: Ackerbauzauber, Regenzauber, Weihung der Beschneidungskraale, Fruchtbarkeitszauber vermittelt dem ganzen Volk den Segen der Geister. — Ist der Zauber gottesdienstlich, so nicht minder das Halten von Recht und Sitte.

Die religiöse Bedeutung des Rechts und der Sitte.

Wie die Medizinen des Zauberers nicht deswegen wirken, weil sie heilkräftige Mittel enthalten, sondern weil die Wirksamkeit der Geister und weil Lebenskräfte daran gebunden sind, so muß das Gesetz nicht deswegen gehalten werden, weil es gut und vernünftig ist, sondern weil es die Lebensverbindung mit dem Geschlecht der Vergangenheit und der Gegenwart gewährleistet. Missionar Neitz, der früher in Maschonaland gearbeitet hat, erzählte mir von einem Urteil der Vakaranga über die auch unter ihnen wohnenden Valemba. Die Valemba nehmen ihrer Sitte gemäß keinerlei von den Angehörigen eines anderen Stammes zubereitete Speise an, auch wenn sie deswegen hungern und darben müssen. Die Vakaranga rühmen das an ihnen und sagen: „Die Valemba sind Menschen, denn sie fühlen sich fest an ihre Sitte gebunden und können um ihretwillen leiden und meiden. Die Sitte stammt von den Voreltern." — Das Urteil würden auch die Bantuvölker südlich des Limpopo unterschreiben. Es handelt sich aber nicht allein um die Treue gegen die angestammte Sitte, sondern um die dadurch aufrecht erhaltene Lebensverbindung mit dem vergangenen und dem gegenwärtigen Geschlecht. — Die Aufnahme in die Volksgemeinde durch die „Koma" bezweckt ebensowohl Aufnahme in den Volksverband der Erwachsenen, wie Aufnahme in die Gemeinschaft der Geister. Gegen Schluß der Schule werden die Beschnittenen mit weißer Farbe bemalt — weiß ist die Farbe der Geister — und wenn sie nach Hause kommen, reden sie in einem Kauderwelsch, das sie in der Schule gelernt haben und das die Unbeschnittenen nicht verstehen. „Sie sind mit den Geistern zusammengewesen." Zu gleicher Zeit wird ihnen Sitte und Recht des Stammes in der Schule eingeprägt und werden sie gelehrt, daß und wie sie für die Weiterexistenz des Stammes zu sorgen haben. — Das alles haben sie zweifellos schon in den alten Schulen gelernt. Die Beschneidung aber mit all ihren Schandbarkeiten hat man

von Fremden angenommen, weil sie dem religiösen Gedanken der Völker entsprach und geeignet war, wirksam den Unterricht in dem dritten Lehrstück zu unterstützen.

Zauberer mit seinem Gehilfen (Osttransvaal).

Die Kinder gehören noch nicht im eigentlichen Sinne zur Volksgemeinde. Sie stehen mit den Geistern noch nicht in näherer Verbindung. Als Uneingeweihte dürfen sie vieles tun und sehen, was Erwachsene nicht dürfen. In der Beschneidungsschule der Mädchen dürfen sie die Tänzer unmaskiert sehen. Wenn das Bier auf die Opfersteine gegossen wird, heißt es: „Die jungen Raben mögen es lecken!", d. h. die Kinder dürfen von dem herabfließenden Bier trinken. Kein Erwachsener darf es. Indem sie als junge „Raben", d. h. als Aasvögel, bezeichnet werden, ist zugleich angedeutet, daß es sich um ein Opfer für die Toten handelt. Bei vielen anderen Gelegenheiten werden die Kinder zu Handlungen herangezogen, die der wissende Erwachsene nicht ausführen darf. — Ist aber das Kind auch noch nicht Mitglied der Volksgemeinde, so ist es doch ein „Mensch." Es hat die Anwartschaft auf die Teilnahme am Stammesleben. Dagegen ist ein Kind, das nicht im Beisein Dritter geboren ist, kein Mensch.

Der Inhalt der Religion.

Wir haben in einigen Hauptrichtungen das religiöse Leben der südafrikanischen Eingeborenen überblickt. Ich finde, daß weder die Bezeichnung „Ahnendienst" noch die Bezeichnung „animistisches Heidentum" wirklich das Ganze charakterisiert. Der Ahnendienst ist nur eine Seite des Kultus, und die Bezeichnung „animistisch" charakterisiert nur die Anschauung vom Leben, die der religiösen Übung zu Grunde liegt, nicht aber die Religion selbst. Die Religion der Eingeborenen ist *Gebundenheit an das Geschlecht*. Ihre Übung ist *Dienst des Geschlechts*,

Aufgen. v. G. Weßmann.

Zauberwürfel und Wasserschale zum Wahrsagen (Bowenda).

Dienst sowohl gegen die Vorfahren, wie Dienst gegen das gegenwärtig lebende Geschlecht, wie Dienst an der Zukunft des Geschlechts. Der auf Leben gerichtete Trieb sucht das Leben, und er sucht es, da Gott für ihn nicht in Betracht kommt, da, wo das Leben einigermaßen dauernd allein in Erscheinung tritt, in dem Zusammenhang des Stammes. Nicht die Erhaltung des Einzellebens ist der Zweck der Religion. Das Leben des Einzelnen kann verschwinden, kann vernichtet werden, aber dem Leben und der Erhaltung des Stammes hat jeder zu dienen. Der Mensch ist nur ein Mensch, der durch gleiche Sitte und durch den Kultus mit den Vorfahren und dem gegenwärtig lebenden Geschlecht in Verbindung steht und der für die Erhaltung des Stammeslebens sorgt.

Es wird dem Leser nicht entgangen sein, daß in dieser Religion menschlich große Züge vorhanden sind und daß wirklich religiöse Treue und Hingabe sich bei den Eingeborenen finden. Und schließlich, wenn man eine Verbindung mit dem lebendigen Gott nicht kennt oder sie nicht für möglich hält, ist nicht die religiöse Verehrung des Geschlechts das einzig Vernünftige? Aber man wird auch den tiefen Gegensatz empfunden haben, in dem wir zu dieser Religion stehen.

Die Religion der Schwarzen ist wesentlich verbunden mit Furcht, mit Vertrauenslosigkeit, mit Bindung der Verstandes- und Willenskräfte. Sie hindert die Entwicklung der Persönlichkeit und befördert Entartung der Persönlichkeit.

Für wen hinter Busch, Strauch und Fels Spukgeister sitzen, die ihm übel wollen, wem böswillige Geisterkräfte in der Natur drohen, wer um jeder kleinen Versäumnis willen mit dem Zorn

der Ahnen zu rechnen hat, die eigentlich seine Helfer sein sollten, wie kann der ein anderes, als ein Leben der Furcht führen? — Das Wort: „Machet euch die Erde untertan!" hat keinen Sinn für ihn, denn die Erde ist ja erfüllt mit überlegenen Gegnern, die man zwar mit Zauberkünsten zu bändigen sucht, deren Bändigung aber unsicher bleibt. Der Mangel des Bewußtseins, die Herrschaft über die Erde beanspruchen zu dürfen, zieht der äußeren Kultur ihre engen Schranken. Wer will mehr mit der Natur kämpfen, als unumgänglich erforderlich ist, um ihr das zum Leben Nötigste abzuringen?

Wo auch unter den Volksgenossen und nächsten Verwandten Leute zu fürchten sind, die dem Menschen mit unheimlichen Kräften nach Gesundheit, Leben und Glück trachten, wie kann da das Vertrauen aufkommen, das sicher in und mit der menschlichen Gesellschaft wirken und gemeinsame Ziele erstreben läßt?

Wenn man dem Wohlwollen der Ahnen nicht immer trauen darf, so ist das zwar eigene Schuld, aber wer will der Schuld stets entgehen?

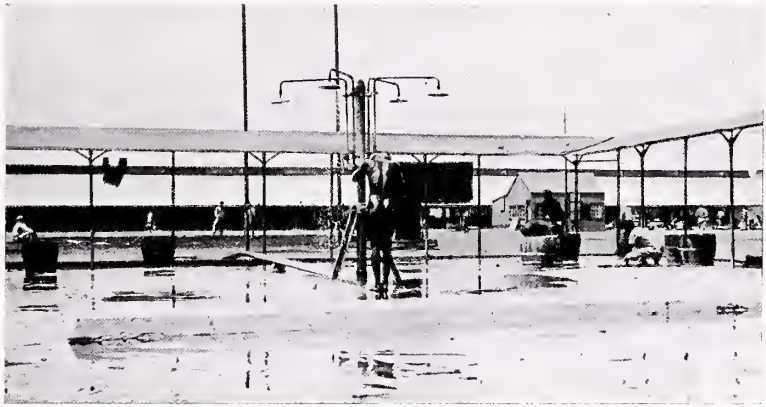
Hinter dem Unbegreiflichen im menschlichen Leben und in der Natur steht nicht Liebe, sondern eine Fülle tätigster Bosheit, und im eigenen Herzen wird man bekämpft durch das Bewußtsein der Schuld. Ich hörte einen Moßutho erzählen von einem seiner Volksgenossen, der einen Mord begangen hatte: „Von dem Tage an war sein Zwerchfell zerrissen, und er konnte nicht mehr schlafen. Er rief einen Zauberer nach dem anderen, und sie wandten ihre Medizinen an, aber das Zwerchfell blieb zerrissen, und der Schlaf kam nicht wieder. Und eines Tages haben wir ihn erhängt gefunden an demselben Ast, an dem er seinen Gegner erhängt hatte." — Ich glaube nicht, daß unter allen Umständen immer größere, bestimmte Vergehen vorliegen müssen, damit Schuldbewußtsein und innere Angst zustande kommen. Das ausschließliche Abhängigkeitsbewußtsein von unzuverlässigen Menschen, in deren Händen die Handhabung eines strengen Gesetzes liegt, und von den auch unzuverlässigen Geistern abgeschiedener Menschen, die allezeit leicht erzürnt sind, ist an sich geeignet, sie hervorzubringen. — Missionar Neitz befragte die Vakaranga in

Maschonaland einmal: „Warum kommen bei euch so viel Selbstmorde vor? und bekam zur Antwort: „Ja, Lehrer, wenn unser Herz nicht mehr zum Sitzen kommen kann und das lange Zeit dauert, dann können wir es nicht ertragen. Dann grüßen wir unsere Mutter (nehmen Abschied von ihr), gehen in den Busch und machen ein Ende.“ — Die Bedeutungslosigkeit des Einzelnen im Gesamtleben des Stammes, die völlige Abhängigkeit von menschlichem Willen und menschlichem Urteil erzeugt aber auch eine Unsicherheit und einen Mangel an Wertbewußtsein, der die innere und äußere Entwickelung notwendig hemmen muß. Ein Engländer sagte mir auf der Ausreise nach Afrika: „Ich verachte die Schwarzen. Sie sind unfähig zu jeder Arbeit, die Umsicht verlangt.“ Die Verachtung ist überflüssig, aber die Unfähigkeit der heidnischen Schwarzen für selbständige, größere Unternehmungen ist Tatsache, und diese Tatsache ist das Ergebnis ihrer Religion, nicht ihrer geistigen Fähigkeiten und eines ursprünglichen Mangels an Willenskraft. Wer die ganze Welt nur durch den Schleier des Spuks sieht, wie soll der die Freiheit haben zu einem Ausbau vernünftiger Gedanken? Und wer als Persönlichkeit kein Wertbewußtsein und keine innere Sicherheit besitzt, wo soll der die Kraft hernehmen zu beharrlichem, zielstrebigen Wollen?

Ich habe von dem ausgebildeten Recht und der ausgebildeten Sitte der Farbigen gesprochen und von der Disziplinierung der Stammeseingeborenen, aber Recht und Sitte sind an jedem Punkt verbunden mit der heidnischen Religion und sind in den Augen des Eingeborenen Produkt dieser Religion. Ihr Bestehen ist erkauft um den Preis des Aberglaubens, und die Disziplinierung ist erreicht um den Preis der Entwertung der Persönlichkeit. Beträchtliche geistige Fähigkeiten zeigt die Kultur der Eingeborenen, beträchtliche Willensenergie die Erziehung des Stammes, große menschliche Züge die religiöse Hingabe und Treue. Aber das alles ist gebunden, niedergehalten, unzuverlässig, nutzlos gemacht und entwertet durch den Kultus des Geschlechts. Nicht die „Seele des Negers“ ist eine andere, als unsere Seele, aber der Inhalt seiner Religion ist ein anderer als der der unseren, und die Religion scheidet uns, die wir mit offenen Augen in die Welt sehen und

ihr und unseren Mitmenschen mit vernünftigem Wollen gegenübertreten dürfen, von ihnen, die sich überall gebunden fühlen. Diese Scheidung ist so tief und so gründlich, daß jede Lebens- und Arbeitsgemeinschaft zwischen ihnen und uns ausgeschlossen erscheint.

Doch zwingt das Leben uns mit ihnen zusammen, und wir stehen vor der Frage, wie Menschen, die geistig und mit ihrer Persönlichkeit in verschiedenen Welten leben, in derselben Welt neben- und miteinander wohnen und wirken sollen.



Unter der Douche.
Im Bultfontein-Compound (Beaconsfield).

Die Gestaltung des Lebens der Eingeborenen unter dem Einfluß der Kolonisation.

Wohnen unter Weißen

Das Zusammenwohnen und Zusammenleben mit den Weißen hat, wie es nicht anders sein konnte, einen starken Einfluß auf das Leben der Eingeborenen gehabt und hat es verändert. Das Bild, das ich von der Kultur und der Religion der Farbigen zeichnete, tritt dem, der heute Südafrika bereist, nur noch an wenigen Stellen unverändert und unverfälscht entgegen. Das Alte ist noch vorhanden und ist wirksam. Aber der Umkreis seiner Wirkung ist verengert, die Wirkung selbst zum Teil abgeschwächt, und über dem Ganzen bis auf geringe unbedeckte Teile, liegt der Schleier eines Neuen. Aber nicht nur Kultur und Religion, sondern auch die ganzen äußeren Lebensbedingungen der Farbigen sind verändert.

Der weiße Mann brauchte das Land, auf dem die Eingeborenen bisher frei schalten und walten konnten und über dessen Verteilung sie sich selbst hatten schlagen oder vertragen können, und er brauchte die Arbeitskräfte der Eingeborenen. Hatten die Hottentotten mit ihren Herden das Land durchzogen und Weide-

plätze eingenommen, wo sie sie finden konnten, hatten die Stämme der Bantuvölker für Ackerbau und Viehwirtschaft Landstriche besetzt und sich darüber nur mit ihren schwarzen Nachbarn auseinandergesetzt, so nahm nunmehr der weiße Kolonist hier durch Verträge, dort mit Gewalt das Land in Besitz, und er wurde Herr des Landes.

In dem heutigen Südafrika wohnt die Mehrzahl der Farbigen unter Weißen oder auf Plätzen, die den Weißen — Einzelpersonen, Landkompanien oder der Regierung — gehören. In der Nähe der Städte sind kleinere Lokationen[1] abgegrenzt und bebaut, in denen die Eingeborenen, die als freie Arbeiter ihr Brot verdienen, gegen Zahlung von Abgaben wohnen. Nur in der Kapkolonie haben auch in den Städten selbst eine Anzahl von Farbigen zwischen den Weißen ihre Wohnungen. Auf den Plätzen im Lande wohnen in kleineren oder größeren Gruppen Eingeborene als „Ansiedler" (Squatters). Sie haben für Wohnrecht und das Recht landwirtschaftlicher Nutzung des Bodens entweder Geldabgaben an den Besitzer zu entrichten oder Arbeit zu leisten. In Transvaal und in Oranje besteht ein Gesetz, die Plakkerwet, nach der nicht mehr als fünf farbige Familien auf einem Platz leben sollen. Mehr sollen nur zugelassen werden auf Antrag und wenn der Nachweis erbracht ist, daß eine größere Zahl wirklich mit Landarbeit von dem Eigentümer beschäftigt wird. Das Gesetz ist in Wirklichkeit nie streng durchgeführt worden. Auf manchen Plätzen gibt es ganz stattliche Ansiedelungen von Schwarzen, und tatsächlich sind sie vielfach Pächter und nicht Arbeiter des Weißen, nur daß sie jeden Augenblick von dem Eigentümer fortgeschickt werden können und daß auch die Anwendung der Plakkerwet jeden Augenblick eintreten kann. — Eigenen Landbesitz käuflich zu erwerben, ist den Farbigen in der Kapprovinz, in Natal und in Transvaal erlaubt, und es ist von dieser Erlaubnis Gebrauch gemacht worden. Im Freistaat war es bis jetzt den Farbigen verboten, eigenen Grundbesitz zu erwerben; nur eine Anzahl von Farmen ist vorhanden, die in früherer Zeit den Eingeborenen

[1] So nennt man in ganz Südafrika die für die Farbigen ausgesonderten Landstücke.

Kleines farbiges Dienstmädchen.

als Privatbesitz gegeben worden sind. In allen vier Provinzen aber sind große Lokationen auf dem Land ausgeschnitten worden, in denen die Farbigen unter ihren Häuptlingen und Unterhäuptlingen leben. Der Bericht der Kommission für Eingeborenenangelegenheiten (1903—05)[1] gibt die Gesamtgröße aller Lokationen auf 16 893 368 acres = 68 752 Quadratkilometer an. Das ist etwa der achtzehnte Teil der vier Provinzen, während an Seelenzahl die schwarze Bevölkerung der weißen wie $3^2/_3 : 1$ gegenübersteht.[2] So haben die Farbigen allen Grund und Boden, auf dem sie heute sitzen, aus der Hand der Weißen nehmen müssen, denen sie dafür abgabepflichtig sind, und nur auf verhältnismäßig kleinen Gebieten sind sie wirklich unter sich.

Arbeit unter Weißen.

Die Kolonisation der Weißen forderte aber nicht nur Land, sondern auch Arbeitskräfte, und in großen Zahlen befinden sich die eingeborenen Arbeiter im Dienst der Weißen als Dienstboten im Hause, Landarbeiter, Hafenarbeiter, Eisenbahnarbeiter und — seit die Gold- und Diamantenfelder, die Kupfer-, Zinn- und Kohlenlager entdeckt sind — Bergwerksarbeiter. Wie sie früher die Land- und Viehwirtschaftsmethoden der Weißen kennen und nach ihnen arbeiten lernten, so lernen sie heute daneben zu Zehntausenden und Hunderttausenden die Arbeit im industriellen

[1] South African Native Affairs Commission 1903—1905. Cape Town 1905.

[2] Grund und Boden des Baßutholandprotektorats ist ausschließlich im Besitz der Farbigen.

Betrieb. — Sklaverei gibt es seit länger als 70 Jahren nicht mehr, aber überall sitzen in den Städten Arbeiteragenten, die von dort aus unter den Eingeborenen werben, und wenn es ihnen gelingt, den Häuptling gegen beträchtliche Gewinnbeteiligung zur Zwangsrekrutierung (von den Baßutho „Sepalo" gekannt) von Arbeitern aus seinem Stamm zu bewegen, so ist das Vorhandensein von unfreiwilligen Arbeitern, das damit zustande kommt, von Sklaverei nicht sehr weit entfernt. Freilich handelt es sich nur um Zwangsdienste für kürzere Zeit, und wenn die Farbigen den Mut haben, gegen ihren Häuptling bei der weißen Regierung zu klagen, so dürfen sie überhaupt nicht gezwungen werden. — Jedenfalls stehen gewaltige Zahlen von Eingeborenen im Dienst weißer Arbeitgeber, unter ihrem persönlichen Einfluß und unter dem Einfluß ihrer Lebensformen und ihrer Arbeitsmethoden.

Wie die Landarbeiter kein hartes, wenn auch ein unsicheres Los haben, so ist auch die äußere Lage der Minenarbeiter keineswegs schlecht. Es soll früher damit übler bestellt gewesen sein. Heute muß man den Bergwerksleitungen zur Ehre nachsagen, daß sie viel für ihre schwarzen Arbeiter tun. Ich habe die Premier Diamond Mine, die Diamantenminen in Kimberley und Beaconsfield und zwei Goldminen in Johannesburg besucht und habe die Schwarzen in ihrer Arbeit und in ihren Quartieren gesehen. Sie sind nicht schlecht gestellt. Freilich, zu fest geregelter Arbeit werden sie angehalten.

Ich sah in dem großem „Loch" der Premiermine die Schwarzen an den Blaugrundwänden die Bohrlöcher machen, sie mit Dynamit füllen und die einzelnen Sprengladungen durch Drähte verbinden, während unten eine Fülle von Arbeitern abgesprengten Blaugrund auf Züge von Lowries lud, die, von elektrischer Kraft getrieben, ihn zu den großen Mühlenwerken auf der Höhe führten. Zweimal in 24 Stunden muß die Grube geleert sein. Dann müssen alle Arbeiter aus dem „Loch" heraus. Elektrisch werden die Dynamitladungen entzündet, und während einer 10—15 Minuten dauernden Kanonade, die die Erde erzittern läßt, rollen die abgesprengten Blaugrundstücke in die Tiefe. Dann beginnt die Ar-

Arbeit in der Premier Diamond Mine.

beit unten und an den Wänden von neuem. — In Kimberley, Beaconsfield und in Johannesburg wird unter der Erde gearbeitet, und oben laden schwarze Arbeiter den Diamanten führenden Grund in Lowries, die ihn zur Verwitterung auf die großen eingedrahteten Feldflächen bringen sollen, oder sortieren das Gestein, das durch die Mühlen geht, und lassen das goldhaltige zermahlen, während sie das taube beiseite werfen.

Der Verdienst der Leute ist gut, wie ich aus den Lohnlisten, die man mir auf einer Beaconsfielder Mine zeigte, ersehen konnte. Wird pünktliche Arbeit verlangt, so wird andererseits auch für die Arbeiter gesorgt. Sie wohnen in „Compounds", großen kasernenartigen Anlagen. Die Wohngebäude umschließen in der Regel einen großen quadratischen oder rechteckigen Platz auf allen vier Seiten. Doch finden sich auch andere Gruppierungen der Gebäude. Die Wohnräume selbst sind in den neuen Compounds hoch und licht. In der Premiermine haben die Höfe vor den Wohngebäuden mächtige Reihen schattenspendender Bäume. Vor den Türen der einzelnen Quartiere sind Kochherde aufgesetzt. Läden und Fleischereien im Compound liefern das Nötige für die Töpfe. Außerdem sind Kantinen vorhanden, in denen zu wohlfeilen Preisen gut zubereitete Speisen feilgehalten werden. Der Verkauf geistiger Getränke ist verboten. Nur Kaffernbier wird gebraut und in Zeiträumen von 8 oder 14 Tagen verkauft. — An sanitären Maßnahmen fehlt es nicht. In der Mite des Compoundhofes befinden sich Badebassins oder Douchen. Ein mächtiger Ofen, der die Form einer kleinen Lokomobile hat, dient der Desinfektion der Kleider. Da früher viele Arbeiter durch den Temperaturwechsel beim Verlassen der Mine erkrankten, beginnt man auch hier Vorsichtsmaßregeln zu treffen. Auf der City Deep Mine in Johannesburg, einer neuen Anlage, kommt der Arbeiter nicht mehr unmittelbar in die Luft, wenn er den Schacht verläßt, sondern in einen geschlossenen Raum. Von ihm aus hat er sich durch einen gleichfalls geschlossenen Gang in einen anderen Raum zu begeben, in dem ihm Kaffee gereicht wird und in dem er sich umkleiden muß. Dann erst darf er ins Freie. Schöne Hospitäler für die im Betriebe Erkrankten oder Verunglückten

Zahltag im Wesselton I Compound
(Beaconsfield).

sah ich auf der Premiermine, auf einer der Wesselton-Minen in Beaconsfield und in der City Deep Mine. Auch dem wirtschaftlichen und dem geistlichen Wohl der Arbeiter wird Fürsorge zuteil. In der Premiermine fand ich eine staatliche Sparkasse, auf der die Leute ihren Verdienst anlegen können. Viele Minenverwaltungen, jedenfalls alle größeren Verwaltungen, stellen bereitwillig Räume für gottesdienstliche Zwecke zur Verfügung. — Als Arbeiter in Goldbergwerken ist der Schwarze, wenn er seine Schicht hinter sich hat, frei. Er kann den Compound verlassen und in die Stadt gehen. In den Diamantenminen dürfen die Arbeiter während ihrer Vertragszeit, die einige Monate bis zu einem Jahr umfassen kann, den Compound nicht verlassen. — Mag an vielen Stellen noch manches zu wünschen übrig bleiben, in jedem Falle ist das, was an guter Ordnung und an Fürsorge erreicht ist, hoher Achtung und Anerkennung wert.

Veränderungen im äußeren Leben der Eingeborenen.

Der Mann aber, der hier unter der Leitung der Weißen gearbeitet hat, kehrt in seine Heimat zurück — es ist eine stete Wanderung vom Lande nach den Industriezentren und umgekehrt im Gange — und er bringt Gutes und Böses, in jedem Falle aber Neues mit. Auch der Landarbeiter lernt bei dem Weißen, und selbst der Bewohner der ländlichen Lokationen sieht bei den benachbarten weißen Farmern ihre Arbeitsmethoden. Das bleibt nicht ohne Einfluß. Dazu sind die Kaufläden der Weißen überall bis in die entferntesten Eingeborenenterritorien zu finden, und sie bieten dem Farbigen nicht nur die Dinge, die er von altersher schätzt, sondern auch vieles Neue. Was wunder, wenn auch das Land der Eingeborenen ein anderes Gesicht bekommt?

Mancher junge Mann kehrt von der städtischen Arbeit, die er vielleicht mit einem Lendenriemen und einer alten Jacke bekleidet aufgesucht hatte, als vollkommener Stutzer zurück. Jackettanzug nach neuestem Schnitt und in neuester Modefarbe, unter den aufgeschlagenen Beinkleidern schwarze Strümpfe und gelbe Lederschuhe, über der Weste die Uhrkette, moderner Kragen und tadellos gebundener Schlips, einen Hut neuester Form auf dem Kopf und einen mächtigen Spazierstock in der Hand — so zieht er stolz und strahlend seines Weges. Die Eleganz verschwindet bald,

Beim Kochen im Bultfontein Compound
(Beaconsfield.)

aber die Kleidung bleibt. Europäische Kleidung ist unter den Eingeborenen weit verbreitet. Sie mögen, wenn sie unter sich sind, nicht immer Gebrauch von ihr machen, aber sie besitzen sie, und Baßutho und Betschwanen scheinen Wert auf diesen Besitz zu legen. Die Sulu und die Batonga sieht man noch am meisten unbekleidet. Sie sind stolz auf ihre Nacktheit. Aber in Natal übt die Regierung Zwang aus. Kein Sulu darf eine Stadt unbekleidet betreten. So ist auch er gezwungen, für europäische Kleidung zu sorgen.

Europäisch gebaute viereckige Häuser fangen an, die Rondabel zu ersetzen. Während in Nordtransvaal außer den Christen fast nur die Häuptlinge rechteckige Häuser haben, ist der europäische Hausstil in Südtransvaal schon reichlich im Gebrauch. Im Norden kann man bei einer Ansiedlung schon von weitem mit ziemlicher Gewißheit nach der Bauart angeben, ob sie von Heiden oder von Christen bewohnt ist. In Südtransvaal versagt dies Merkmal. Daß hier und da auch der alte Ornamentalschmuck der Bauten schwindet und der Nachahmung europäischer Tapeten Platz macht, erwähnte ich bereits. Aber auch bunte europäische Bilder, Photographien und massenhaft Reklamebilder kaufmännischer Geschäfte sind in die Behausung des Eingeborenen eingezogen und verunzieren die Wände.

Das Schmiedehandwerk ist fast aufgegeben. Wer wird mühsam mit unvollkommenen Mitteln die nötigen Eisenwerkzeuge selbst herstellen, wenn man Messer, Beile, Hacken, Speerspitzen billiger und besser im Kaffernwinkel oder beim Schmied kaufen kann. Töpferei, Flechterei, Holzschnitzerei, Anfertigung von Perlenschmuck, Gerberei und das Nähen von Karossen wird noch betrieben. Aber diese Betätigungen dienen nicht mehr ausschließlich dem eigenen Bedarf. Zum Teil sind sie Industrie geworden. In jeder größeren Stadt, zumal in den Hafenstädten, kann man Läden finden, in denen Eingeborenenarbeiten zum Verkauf stehen.

Bei der Landbestellung finden sich Neuerungen. Die Arbeit der Frau kann nicht mehr den Bedürfnissen genügen. Auch die Männer nehmen hie und da die Hacke mit in die Hand. Bei den Sulu, die als Verächter der Landarbeit gelten, fand ich eines Tages Männer und Frauen auf dem Felde abwechselnd hackend.

Essenholen im City Deep Mine Compound
(Johannesburg).

Neben der Hackkultur dringt allmählich die Pflugkultur ein. Hier und da pflügt der Schwarze selbst, wenn er Zugtiere besitzt; oder er läßt sich auch von einem Bauern sein Land gegen Bezahlung pflügen.

Die Erschütterung der Grundlagen des Eingeborenenlebens.

Aber der Einfluß der Kolonisation hört nicht mit der Einwirkung auf die äußere Lage und die äußere Gestaltung des Lebens der Farbigen auf. Er erstreckt sich auch auf Recht und Sitte und damit, wie wir sahen, auf die Religion der Völker.

In der Kapprovinz und in Oranje gilt für den Farbigen das gemeine Recht. In der Kapprovinz wird für die Kaffernstämme teilweise auch das Eingeborenenrecht mit berücksichtigt. In Oranje gibt es noch einige standesrechtliche Bestimmungen, die für die Eingeborenen von Bedeutung sind. — Für den Bastard in der Kapprovinz und den Oorlam[1] in Oranje macht es nichts aus, daß er unter europäischem Recht steht. Er ist europäisiert. Für den Stammeseingeborenen bedeutet es einen schweren Eingriff in sein innerstes Leben, wenn sein Recht verdrängt und der Geltungsbereich seiner Sitte beschränkt wird. Die Kolonialregierungen in Natal und Transvaal sind deshalb den starken Bantuvölkern gegenüber, mit denen sie es zu tun haben, auch sehr vorsichtig gewesen. In Natal und Sululand gilt für die Eingeborenen Eingeborenenrecht.[2] Der Häuptling hat in gewissem Umfang die Rechtsprechung behalten. Schwerere Sachen kommen vor den hohen Gerichtshof für Eingeborene, in dem Weiße und

[1] Im Süden Transvals und in Oranje besteht ein großer Teil der farbigen Bevölkerung aus sog. Oorlams. Das sind Leute, die durch ihre Erziehung farbige Buren geworden sind. Die Entstehung dieser Bevölkerungsgruppe führt sich auf Kriege mit den Schwarzen zurück, in denen die Weißen junge Eingeborenenkinder mit nach Hause brachten. Auch ohne die Veranlassung eines Krieges wurden wohl gelegentlich schwarze Kinder weggenommen und auf Farmen gebracht. Dort wuchsen sie auf, vergaßen Muttersprache und Heimatsitte und lebten sich von Jugend auf in die Lebensweise ihrer Brotherren ein. In der Folge hat Vermischung stattgefunden. Ein erheblicher Teil der Oorlams besteht heute aus Bastards; aber viele haben auch jetzt in der zweiten und dritten Generation noch zweifellos reines Eingeborenenblut in ihren Adern.

[2] Jedoch dürfen christliche Sulu die Ehe christlich schließen, und die so geschlossene Ehe bedingt auch für später die Anwendung des europäischen Erbrechtes.

Schwarze zusammensitzen. In Transvaal gilt, wie erwähnt, Eingeborenenrecht, „soweit es nicht den allgemeinen Grundsätzen der Zivilisation widerspricht.“ — Das ist eine Schranke, und eine empfindliche Schranke. Die Tötung von Zwillingen, die die Bantusitte fordert, ist strafbar. Die Tötung eines Menschen, den die Zauberwürfel als Hexenmeister bezeichnet haben, ist, wenn die weiße Obrigkeit davon Kenntnis erhält, nicht mehr legitime Strafvollstreckung, sondern Mord. Der Häuptling ist nicht mehr der allmächtige in seinem Stamm. Wenn er will, kann der Untertan vor dem weißen Richter als Kläger gegen ihn auftreten. Die Beamten verfahren, soweit ich davon Kunde erhielt, sehr vorsichtig. Sie hüten sich, ohne ernsten Grund in das in-

Hackende Sulu.

nere Leben der Stämme einzugreifen, und überlassen es oftmals den Eingeborenen, darüber nachzudenken, wer eigentlich König ist, der Häuptling oder der weiße Beamte. Doch sind die Eingriffe in das Stammesrecht und damit in das innere Leben der Völker da, und die Einsichtigen unter den Farbigen wissen es.

Gleichwohl würde man gewaltig irren, wenn man meinte, daß das Alte damit bereits zum bloßen Schein und zur Form geworden wäre, während das Neue in Kraft stünde. Die Häuptlingsmacht, Stammesrecht und -Sitte und Stammesreligion sind auch unter den veränderten Verhältnissen noch sehr beachtenswerte Größen. Man wird sagen könnnen, daß die Mehrzahl der Eingeborenen innerlich noch fest zum Alten steht, ja, daß sie den alten Zusammenhang, je weniger er nach außen augenfällig in Erscheinung tritt, nur um so fester halten und sich in ihm gegen die Weißen abschließen. Früher hat der Stammeseingeborene dem Häuptling sein Geschenk geben d. h. Abgaben und Steuern zahlen müssen. Heute muß er Kopfsteuer oder Hüttensteuer an die Regierung geben und außerdem noch Landabgaben an die Regierung oder an Privatbesitzer zahlen. Trotzdem wird er nicht verfehlen, dem Häuptling seine Abgaben, wie immer, zu entrichten. Auch der Mann, der aus städtischer Arbeit oder aus den Minen zurückkommt, bringt dem Häuptling ein ansehnliches Geschenk. In allen Fragen der Sitte, des Rechts, der Religion bleibt der Häuptling Häuptling, auch wenn seine Untertanen nicht bei ihm in der Lokation oder auf seinem Platz, sondern auf anderen Plätzen wohnen oder in den Städten arbeiten. Dem Befehl des Häuptlings wird gehorcht. Ein Schwarzer, der bisher gut und zuverlässig seinem Herrn gedient hatte, wird plötzlich unruhig. Er verlangt seinen Lohn und will gehen. Es ist nicht zu ermitteln, warum. Bekommt er Lohn und Entlassung nicht, weil vielleicht der Termin noch nicht da ist, so ist er eines Morgens verschwunden und hat den Lohn im Stich gelassen. Warum? Der Häuptling hatte Boten gesandt, er solle nach Hause kommen. Da gilt keine Prüfung der Gründe, da gilt kein abgeschlossener Vertrag. Der Wille des „Königs" entscheidet. Für die Verträge mit den Minenverwaltungen muß freilich die Erlaubnis zum Innehalten der Fristen erteilt werden, und

sie wird erteilt; und auch im übrigen muß für die Zeit der Arbeit in der Industrie ein gewisser Dispens von den Übungen der Religion und Sitte gelten. Trotzdem kann man auch in den Compounds die Wirkung der heimatlichen Sitte beobachten. Es ist fast rührend, zu sehen, wie sich die Eingeborenen auch dort ihre ungefügen Xylophone, die Mbilas, bauen und, da ihnen Kalabassen nicht zur Verfügung stehen, leere Konservenbüchsen anhängen, um Resonanz zu erzielen. Das ist ein kleiner Zug der Anhänglichkeit an die Heimat. Aber in den Compounds treten die Eingeborenen auch zu ihren Tänzen zusammen, und man kann die Trommeltakte und den Lärm der Reigentänze dort wieder hören, die man in der Hinterwelt im Kraal gehört hat. Das ist mehr als Erinnerung und Anhänglichkeit. Dennoch arbeitet die Tatsache des kolonialen Lebens rein für sich, stetig und wirksam an der Erschütterung und Zerstörung des Stammeslebens und der Stammesreligion, und es ist wertvoll, sich klarzumachen, welche psychologischen Wirkungen von dem Zusammenwohnen und Zusammenleben mit den Weißen auf die Schwarzen ausgehen müssen und ausgehen.

Die Waffen des weißen Mannes waren denen des schwarzen überlegen. Seine Acker- und Hausgeräte sind zweckmäßiger und besser hergestellt. Seine Art, den Acker zu bewirtschaften, erweist sich als erfolgreicher. Erst recht zeigt sich der Weiße in der Industrie als ein Mann, der der Natur mit wunderbarer Kraft und wunderbarem Wissen ihre Schätze abgewinnt. Er treibt seine Stollen Hunderte und Tausende von Fuß in die Erde hinein. Er zerschmettert die Felsen mit seinem Sprengpulver. Er hebt durch seine Maschinen die gewaltigen Steinmassen wie Flaumfedern an das Tageslicht. Er mahlt die Steine zu Staub und zieht durch künstliches Wasser das Gold aus ihnen. Und bei dem allen gebraucht er keinen Zauber. Da ist kein Zauberdoktor, der Maschinen, Geräte und Waffen mediziniert, keine Anrufung der Geister, und der Weiße fürchtet sich vor nichts. Hat man auch hier und da vielleicht noch einmal einen abergläubischen weißen Landmann kennen gelernt, der in Krankheitsfällen oder auch wohl, um Regen zu bekommen, den schwarzen Zauberdoktor herbeirief, in

der Industrie fällt das fort. Der Weiße erreicht seine Erfolge ohne Zauber und ohne Ahnenkult, und er ist stärker als der Schwarze. Er hat nun einmal den Schwarzen besiegt. Er hat ihm die Grenzen seines Landes angewiesen. Er fordert und erzwingt von ihm Abgaben, obwohl er nicht der legitime Herr ist. Er hat seine Recht in beträchtlichem Umfange dem Schwarzen aufgezwungen und die Macht der Häuptlinge eingeschränkt. Mag Pietät, Gewohnheit, Widerspruch gegen das Neue viele, ja die meisten, noch innerlich bei dem Alten erhalten, die Erschütterung des Rechtes und der Sitte und damit die Erschütterung des alten Glaubens ist vorhanden, und sie löst nicht wenige innerlich von dem Alten.

Der Bruch mit dem Alten.

Die Folgen solcher inneren Lösung sind verschieden. Der eine geht hin und wird ein Christ. Er glaubt, daß hinter der überlegenen Macht der Weißen auch eine überlegene Religion steht, aus der die andersartige Kultur erwachsen ist. Unsere Mission hat in letzter Zeit wiederholt die Erfahrung gemacht, daß Männer und Jünglinge, die als Heiden nach Johannesburg gezogen waren, von dort zurückkehrten und den bisher verschmähten Taufunterricht aufsuchten, um Christen zu werden. — Andere sehen die Kulturarbeit der Weißen und meinen, daß der Weiße überhaupt keine Religion habe. Da sie wahrnehmen, daß viele von ihnen religionslos und zuchtlos leben, so werfen auch sie ihre Religion und mit ihrem Aberglauben zugleich die heimatliche Sitte und den Zwang des heimatlichen Gesetzes ab. Viele, die in die Stadt gezogen sind, kehren überhaupt nicht wieder zurück in die Heimat. Sie bleiben in den Städten oder in deren Nähe und sind innerlich und äußerlich los geworden von der Heimat, in Zucht gehalten nur durch die Furcht vor der Polizei.

Das Geschlecht, das hierbei heranwächst, ist eine öffentliche Gefahr für das koloniale Leben. Die Banden junger Leute, die, als „Malaita" bekannt, sich in Johannesburg herumtreiben, rekrutieren sich aus ihm. Und wenn man in den Zeitungen unter der Überschrift „Black peril" Berichte darüber liest, daß weiße Frauen von Schwarzen angefallen worden sind, so haben wir es wieder mit ihnen zu tun. Die Artikel, die in den Blättern über die „Schwarze Gefahr" geschrieben und die Reden, die in Versammlungen dar-

über gehalten werden, sind vielfach arg übertrieben und entbehren des widerwärtigen Beigeschmacks der Heuchelei nicht. Gleichwohl bleibt bestehen, daß eine „Schwarze Gefahr" vorhanden ist. Der Bericht der bereits erwähnten südafrikanischen Kommission für Eingeborenenangelegenheiten sagt über Erscheinungen dieser Art:

„Wir müssen als unumstößlich anerkennen, daß das, was wir herkömmlich Zivilisation nennen, auf Primitive zunächst entsittlichend wirkt. Es liegt am Tage, daß der Eingeborene Jahr für Jahr mit neuen Formen geschlechtlicher Unsittlichkeit, Unmäßigkeit und Unredlichkeit bekannt wird, und seine natürliche Neigung zur Nachahmung, seine Manneskraft und der Umstand, daß er den heimatlichen und Stammeseinflüssen entzogen ist, bilden einen nur zu guten Boden für das Gedeihen neu erlernter Laster."

Das bloße Nebeneinanderwohnen und Miteinanderarbeiten von Weiß und Schwarz macht den Schwarzen noch nicht zu einem Gliede des kolonialen Ganzen, auf dessen dauernde, willige und nützliche Mitarbeit man sich verlassen könnte, und die Tatsache, daß die Weißen über die Schwarzen herrschen, schafft noch nicht den Boden inneren Sichverstehens. Die besseren Elemente der stammestreuen Eingeborenen sind still, schließen sich aber innerlich gegen die Weißen ab. Als vor einigen Jahren Dinisulu einen Aufstand in Natal hervorrief, bestand Gefahr, daß die gesamten südafrikanischen Stämme sich anschlossen, und nur die schnelle Niederwerfung des Aufstandes in Natal verhinderte seine weitere Ausdehnung. Die Kolonisation hat wohl das äußere Leben der Farbigen vielfach umgestaltet, aber eine innere Umgestaltung hat bei großen Teilen der Völker nicht stattgefunden. Wo sie aber stattgefunden hat und stattfindet, erzeugt sie Verbrecherbanden und die Entfesselung von Bestien, die das öffentliche Leben in schwerster Weise bedrohen. Mit der Stammesreligion und Stammessitte fällt auch die Zucht, die den Eingeborenen im Verkehr mit Schwarz und Weiß in sittlichen Schranken hielt.

Das ist eine interessante und lehrreiche Beobachtung. Das Zusammentreffen von Schwarz und Weiß in Südafrika erhärtet an zahllosen Beispielen, daß bei gering entwickelter Erkenntnis und völlig von den europäischen abweichenden Lebensformen eine

Lebenshaltung erreicht und bewahrt werden kann, der wir, mögen wir ihre Höhe einschätzen wie wir wollen, den Charakter und den Wert menschlicher Kultur nicht absprechen können, und daß andererseits die Einwirkung unserer Technik, unsere Verstandesbildung und unsere Lebensformen wohl die Kultur der Eingeborenen zerstören, aber nicht die Grundlage herzustellen vermögen, auf der sich eine neue Kultur aufbaut. Mit anderen Worten: der angebetete Götze unserer Zeit, der reine Verstand, erweist sich als unfähig, Kultur zu erzeugen.

Arbeit an der Erziehung der Schwarzen.

Erziehung der Schwarzen ist infolgedessen die Parole, die ausgegeben wird, wo man erkennt, daß man ohne schwersten Schaden für das koloniale Gemeinwesen die Dinge nicht so laufen lassen kann, wie sie von selbst laufen.

Erziehung zur Arbeit nach europäischen Methoden ist von Anfang an geübt worden nnd wird noch täglich geübt. Aber wer hat sich der sittlichen Erziehung der Eingeborenen angenommen? Die Hottentotten und später die Bastards in der Kapkolonie, die Orlams in Oranje und in Südtransvaal sind, solange sie unter der Hand der Buren im landwirtschaftlichen Betriebe waren, in straffer Zucht gehalten. Soweit sie Christen geworden sind, sind sie in allem Abbilder — manchmal Karikaturen — ihrer weißen Lehrmeister. Ob außerdem die strenge Zucht dauernd gute Wirkungen hinterlassen hat, ist mir zweifelhaft. Tatsache ist jedenfalls, daß man in den Compounds bei den Bastards und Orlams die sittlich verkommensten und innerlich haltlosesten unter allen farbigen Arbeitern findet. Sehr viele Buren haben sich um die eigentliche Erziehung und um die Religion ihrer farbigen Dienstboten überhaupt nicht gekümmert. Eine Anzahl burischer und englischer Familien haben sich darum gekümmert und haben ihren Leuten zum Christentum verholfen, sie ehrlich und gründlich christlich erzogen und damit der Kolonie eine Reihe tüchtiger farbiger Elemente zugeführt.

Solange man es wesentlich mit einer Ackerbaukolonie zu tun hatte, mochte die christliche Erziehung an einigen, straffe Zucht an allen Stellen genügen, um die üblen Folgen der Entwurzelung der Eingeborenen aus ihrem Stammesleben wenig hervortreten

zu lassen. Seit die großen Städte und die Arbeit in der Industrie Scharen von Menschen beweglich gemacht und ein Hin- und Herwandern der Eingeborenen veranlaßt haben, ist es anders geworden. — Als ein Mittel, der Erziehung der Farbigen im großen zu dienen, ist gewiß die Fürsorge der Regierung für den Unterricht der eingeborenen Kinder gedacht. Sie wirkt auch so, weil sie in den meisten Fällen sich mit einer anderen Fürsorge in Verbindung setzt (ich werde auf das Schulwesen noch zurückkommen und gehe darum hier nicht auf Einzelheiten ein), aber insofern sie lediglich Verstandesbildung vermittelt, wirkt die Schule ebensowenig erziehlich, wie die bloße straffe Zucht bei der Arbeit.

Man vergegenwärtige sich die innere Lage des Schwarzen und frage sich dann, mit welcher Aufgabe man es zu tun hat, wenn man ihn erziehen will. Der Inhalt der Religion des Schwarzen war ungenügend, aber die edlen Eigenschaften der Treue, der Hingabe, der Willigkeit zum Leben und Leiden für das Ganze — wenn das Ganze auch nur dargestellt war durch das eigene Geschlecht — wurden doch auch durch diese Religion geweckt und wirksam gehalten. Nun zerstören wir ihm durch unsere Kultur den Inhalt seiner Religion und entfremden ihn dem Recht und der Sitte seines Stammes, und unsere Kultur leistet ihm keinen Ersatz für das Verlorene. Wie will man ihn erziehen, wenn man ihm nicht neue Inhalte zeigt und neue Güter bringt, für die es sich lohnt, zu leben und zu leiden? Warum soll er treu sein, und wer hat das Recht, Treue von ihm zu verlangen, wenn man ihm nicht eine andere Lebensgemeinschaft bietet für die verlorene oder doch zu einem geringeren Wert herabgesunkene Gemeinschaft mit dem eigenen Stamm? Will man die sittlichen Kräfte bei dem Schwarzen erhalten oder wieder wecken und ihn zugleich zu einem Menschen machen, der auch uns vertraut und innerliche Verpflichtungen gegen uns anerkennt, dann muß man seinem Innenleben einen neuen religiösen Inhalt geben, man muß ihm das Christentum geben, auf dem unser Kulturleben ruht.

Ich habe gern hervorgehoben, daß an der Lösung dieser zentralsten Aufgabe der Kolonisation, einen inneren Ausgleich zwischen Weiß und Schwarz herbeizuführen und der Verwilderung zu wehren, die die bloße äußere Berührung mit unserer Kultur

hervorruft, eine Reihe von Kolonisten erfolgreich gearbeitet haben. Aber die Hauptarbeit hat von Anfang an die Mission getan und tut sie noch heute. Das ist nicht nur mein Urteil und das Urteil der Missionsleute. Die schon wiederholt erwähnte Eingeborenenkommission sagt in ihrem Bericht:

„Für die sittliche Hebung der Eingeborenen gibt es keinen Einfluß, der dem des religiösen Glaubens an Wert gleichkäme. . . . Die Kommission sieht in dem Zwang des Gesetzes kein ausreichendes Hindernis für die Tendenz zur Entsittlichung und glaubt nicht, daß irgend ein nur weltliches Moralsystem, das man anwenden könnte, dazu dienen würde, die Ideale der Lebensführung bei dem Eingeborenen zu heben und den bezeichneten üblen Einflüssen wirksam zu begegnen. Sie ist der Meinung, daß die Hoffnung auf Hebung der eingeborenen Rasse in der Hauptsache davon abhängt, daß diese Rasse den christlichen Glauben und die christliche Moral annimmt.

Im Blick hierauf schreibt mehr als ein Bericht alles, was für die Erneuerung der Eingeborenen getan ist, der Arbeit der christlichen Mission zu. Man darf das nicht buchstäblich nehmen. Von den frühesten Perioden europäischer Ansiedlung an sind viele gute Einflüsse auf die Eingeborenen ausgegangen dadurch, daß ihnen Wohlwollen zugewandt und auf ihre innere Entwicklung geachtet wurde. . . . Zulassung zu christlichen Haushalten und das Vorbild von Wahrhaftigkeit und Sittenreinheit, das sie an vielen Weißen hatten, haben zweifellos auf eine große Zahl von Eingeborenen bessernd eingewirkt. Aber den Mission treibenden Kirchen muß das große Verdienst zuerkannt werden, den Eingeborenen systematisch höhere Glaubens- und Lebensregeln nahegebracht zu haben."

Von der Arbeit der Mission, die die Brücke zwischen Weiß und Schwarz in Südafrika schlagen hilft, die dem Schwarzen mit dem Evangelium die Kräfte der Erneuerung bringt und die so an der Lösung der Eingeborenenfrage im Kernpunkt mitarbeitet, von der Arbeit der Mission, der ja auch meine Reise nach Südafrika galt, will ich in den nächsten Kapiteln einige Schilderungen geben.

Schwarz und Weiß unter dem Zeichen der Mission.

In der Bavianskloof.
Genadendal.

Die Missionen in Südafrika.

An der großen Aufgabe, den auf demselben Boden zusammenwohnenden Weißen und Schwarzen einen Boden gemeinsamen Lebens zu geben, haben eine nicht kleine Reihe von Missionsgesellschaften gearbeitet; und wie Südafrika auf eine lange koloniale Geschichte zurücksieht, die viele Erfahrungen gezeitigt hat, in der Fehlgriffe und glückliche Griffe, die Ergebnisse verschiedener Praxis und heute gleichzeitig verschiedene Entwicklungsphasen an den verschiedenen Punkten zutage liegen, so hat auch die Mission in diesem Lande eine reiche Geschichte hinter sich, und das Nebeneinanderarbeiten vieler verschiedener Missionen, die in den verschiedensten Entwicklungsstadien vorliegenden Ergeb-

nisse ihres Wirkens, die im geschichtlichen Verlauf offenkundig gewordenen Fehler und offenkundig gewordenen Erfolge bieten Gelegenheit zu reichem Studium. Südafrika ist in seiner Geschichte für missionarische wie für koloniale Bestrebungen ein Registrierapparat geworden, an dem der Sehende vieles ablesen kann.

Es ist nicht meine Absicht, hier sämtliche in Südafrika arbeitenden Missionen aufzuzählen, die Geschichte ihrer Arbeit zu verfolgen und die heute von ihnen besetzten Gebiete zu umschreiben; ich möchte dem Leser nur in großen Umrissen die hauptsächlichsten Vertreter der Mission vorführen, ihre verschiedenen Arbeitsweisen charakterisieren, einige ihrer Erfolge mitteilen und die Stellungnahme des kolonialen weißen Südafrika zur Missionsarbeit an einigen Hauptpunkten zur Anschauung bringen.

Missionsgesellschaften und missionierende Kirchen des europäischen Kontinents, Großbritanniens, Amerikas und Südafrikas selbst stehen heute an der Arbeit.

Die Mission der Brüdergemeine.

Die Ersten, die die Missionsarbeit in Südafrika aufnahmen, sind Deutsche gewesen. Zwar ist die Brüdergemeine eine internationale christliche Gemeinschaft, aber wie ihr Stammland Deutschland ist, so hat ihre Mission im südlichen und östlichen Kapland noch heute deutschen Charakter, und ihr erster Vertreter, der im Jahre 1737 Südafrika als Missionar betrat, war ein Deutscher: Georg Schmidt. Den Buren des Kaplandes war zunächst die Vorstellung, daß der Hottentott eine Seele haben könne, um die man sich bemühen müßte, so völlig neu, der Gedanke, daß man diese Geschöpfe zu Christen machen und taufen dürfe, so anstößig, daß sie dem guten, stillen Mann, der in Baviaanskloof die Eingeborenen sammelte, sie seßhaft machte und unterrichtete und der schließlich etliche taufen konnte, das Leben so schwer machten, daß er nach siebenjähriger Tätigkeit Afrika wieder verließ. Erst 48 Jahre später kamen von neuem Missionare der Brüdergemeine, um nicht wieder zu gehen. Wenngleich es an mancherlei Widerstand auch in der Folge nicht gefehlt hat, so fanden doch die Boten der Brüdergemeine wegen ihres stillen, arbeitsamen Lebens, zu dem sie auch die Eingeborenen zu leiten suchten, Duldung bei der Gesamtheit

der Buren und bei den Einsichtigeren und Ernsteren Anerkennung und Hilfe.

Niemand kann aus seiner eigenen Haut heraus. Wenn auch die Missionen eine große internationale Botschaft zu den Völkern zu tragen haben, so bringen ihre Vertreter sie doch in der Form und dem Gewande, wie sie sie in der Heimat kannten, und die Verpflanzung des heimatlichen Christentums auf fremden Boden und in ein anderes Geistesleben läßt die ursprüngliche Gestalt noch kräftig hervortreten. Die Formen des kirchlichen Lebens, die Organisation der Gemeinden, die Pflege des Unterrichts und der Arbeit bleiben zunächst und für lange dieselben, und wer, wie ich in Genadendal (Baviaanskloof), die Freude hatte, sich einige Tage auf einer Missionsstation der Brüdergemeine aufzuhalten, der hat unter dem starken Eindruck gestanden, daß nicht nur die Form, sondern daß auch der Geist, der ganze stille Friede einer deutschen Herrnhuterniederlassung mitgewandert ist auf afrikanischen Boden.

Mehrere andere deutsche Missionen, die Rheinische, die Berliner, die Hermannsburger, sind später mit in die Arbeit eingetreten, aber die erste Mission, die nach der Brüdergemeine in Südafrika einzog und die in ihrer stark ausgeprägten Eigenart bedeutsam in die Geschichte der Kolonisation eingegriffen hat, war eine englische: die Londoner Mission.

Die Londoner Mission.

Die Londoner Mission hat eine Reihe hervorragender Arbeiter in Südafrika gehabt. Mit bezwingender Liebe und bewunderungswürdiger Hingabe arbeitete der frühere holländische Arzt Dr. van der Kemp an Kaffern und Hottentotten. Er verzehrte seine außerordentliche Kraft in wenigen Jahren (1799—1811), gewann aber auch die Liebe und das Vertrauen der Eingeborenen in ungewöhnlichem Maße. Die Kaffern nannten die Christen nach seinem Namen. Aus einem wüsten Platze, den die Buren ihm in der Hoffnung überwiesen hatten, daß die Farbigen, durch Mangel gezwungen, sich wieder verlaufen würden, schuf er eine blühende Ansiedelung, auf der in einem Jahre für £ 2000 europäische Waren abgesetzt wurden. — Unter den Betschwanen und Matebelen arbeitete mit zäher Geduld und kaltblütiger Unerschrockenheit R. Moffat. — Als Londoner Missionar begann sein Schwieger-

sohn, David Livingstone, sein Werk, das ihn bald auf andere Bahnen führte, ohne ihm jedoch je den Charakter eines Missionars zu nehmen.

An Hingabe und brennender Liebe zur Sache standen die Boten der Londoner Mission sicherlich den Missionaren der Brüdergemeine nicht nach; aber in ihrer Methode unterschieden sie sich gewaltig von den stillen, glaubensinnigen Herrnhutern. Schnelles und überaus energisches Vorwärtsarbeiten in dem Ausbau des eigentlich missionarischen Werkes und in der Erziehung der Farbigen zu allerlei Handfertigkeiten und zum Akerbau ist für sie charakteristisch. Ausgesprochener Zweck ist: in kurzer Zeit völlig sich selbst erhaltende und sich selbst regierende unabhängige Gemeinden zu schaffen und durch die Christianisierung der Schwarzen auch der Industrie und dem Handel Abnehmer und Produzenten zuzuführen. Die blühende Farbigenansiedelung van der Kemps und die ersten Reisen Livingstones, die den Eingeborenen Wege für legalen Handel zeigen sollten, bezeichnen die Methode nach einer Seite; die Tatsache, daß die meisten der gegründeten Gemeinden längst nicht mehr von der Mission bedient werden, sondern sich entweder zerstreut oder in der südafrikanischen kongregationalistischen Union zu einem Verbande zusammengeschlossen haben, die andere Seite. Schnelle Selbständigkeit der Gemeinden ist der Vorteil, Mängel in der christlichen Erziehung, die sich nicht im Sturmschritt bewirken läßt, der Nachteil.

Wie die Londoner Mission durchaus auch wirtschaftliche Werte in ihrer Arbeit zu schaffen trachtete, so scheute sie sich auch nicht, kräftig in das politische Leben einzugreifen. Der von ihr 1819 nach Südafrika entsandte Visitator, Dr. Philipp unternahm, als er die Lage der Hottentotten in der Kapkolonie kennen gelernt hatte, zunächst Reisen zu einflußreichen Persönlichkeiten in der Kapkolonie, um die Abstellung der vorhandenen Härten zu erreichen. Als das nicht half, sammelte er eine Fülle von Material, ging nach England und erfüllte die Öffentlichkeit in dem Maße mit Entrüstung über die Behandlung der Hottentotten, daß das Parlament die Aufhebung der Sklaverei beschloß und den Farbigen das Recht, Grundbesitz zu erwerben, beilegte. Das gab den Anlaß zu dem ersten großen Trek der Buren. Es ist begreiflich, daß Dr.

Philipp lange Zeit einer der bestgehaßten Männer in Burenkreisen gewesen ist, weil die Buren sich nicht nur in ihrer Eingeborenenerziehung nicht verstanden wußten, sondern sich geradezu verleumdet glaubten. Aber man würde dem Mann unrecht tun, wenn man annehmen wollte, daß er aus anderen als wirklich ehrlichen, christlichen und humanen Beweggründen gehandelt habe, wenn er auch aus mangelndem Verständnis hier und da ungerecht gegen die Buren gewesen sein mag. Der Widerwille gegen die Verknechtung von Völkern ist zweifellos ein Charakterzug des englischen Volkes. Und wenn die Regierungen diese Stimmung auch häufig für die Verfolgung politischer Zwecke benutzt haben, so hätten sie das doch nicht tun können, wenn die Volksstimmung selbst nicht echt gewesen wäre. Die Folgen ihres Schrittes für das ganze koloniale Gebiet konnte die damalige britische Regierung schwerlich schon übersehen. Erst recht konnte es Dr. Philipp nicht. — Interessant ist übrigens, daß die Aussendung der ersten Londoner Missionare wesentlich von einem kapholländischen Prediger veranlaßt worden ist, und daß dieser Prediger, namens Voß, mit van der Kemp und Kicherer zusammen Gründer der ersten Missionsgesellschaft auf südafrikanischem Boden geworden ist.

Das Andenken an große, kraftvolle Persönlichkeiten, bedeutsame geschichtliche Nachwirkungen, wertvolle Anregungen für die missionarische Praxis hat die Arbeit der Londoner Mission in Südafrika hinterlassen, aber — ihrer Methode gemäß — nicht eine größere Anzahl von ihr zur Vollreife erzogener und in feste kirchliche Gebilde zusammengefaßter Gemeinden.

Die Pariser Mission.

Ein ganzes Volk unter die erziehliche Wirkung des Christentums zu bringen, in ihm eine fest organisierte, sich selbst erhaltende,[1] unter Mitwirkung der Missionare sich selbst regierende und Mission treibende Kirche mit etwa 25 000 Abendmahlsberechtigten zu gründen, treffliche Schulen und Lehrer-Bildungsinstitute und eine umfassende Literatur zu schaffen, ist der Pariser evangelischen Mission[2] im Baßutoland-Protektorat gelungen. Diese

[1] Nur die weißen Missionsarbeiter werden von der heimatlichen Leitung noch erhalten.

[2] Société des missions évangéliques chez les peuples nonchrétiens.

Mission hat insofern unter besonders günstigen Bedingungen gearbeitet, als sie es mit einem großen, in sich geschlossenen Volk zu tun hatte, das für sich in seinem eigenen Lande wohnt. Mit Ausnahme der Missionare und der britischen Beamten darf kein Weißer seinen Wohnsitz im Lande haben. Kein Weißer darf Grund und Boden erwerben. Auch die Mission hat darauf verzichten müssen, und umso eher darauf verzichten können, als sie Beunruhigung durch Häuptlinge und durch weiße Bewohner des Landes nicht zu befürchten hatte. Das Alleinwohnen des Volkes hat das Missionswerk und die von ihm ausgehende kulturelle Erziehung nicht gehindert, sondern augenscheinlich gefördert. Ich habe nirgend im vereinigten Südafrika bei Eingeborenen so schön gebaute Gutshöfe und so gewaltige Flächen gut bestellten Landes gesehen, wie hier. In welchem Umfange man europäische Wirtschaftsmethoden anzunehmen gelernt hat, trat mir entgegen, als ich die schwarzen Landherren mit Dreschmaschinen arbeiten sah.

Für die Bildung des Volkes sorgt, neben guten Schulen, der Schriftenverlag der Pariser Mission, der auf der Station Morija mit eigener Presse arbeitet. Es sind nicht nur Bücher für den kirchlichen Gebrauch und für die Erbauung geschaffen: Bibelübersetzung, Gesangbuch, gemeinverständliche Auslegungen fast aller neutestamentlichen Schriften usw., sondern auch eine umfassende Schulliteratur bis auf Leitfäden für Sternkunde. Sogar für Unterhaltungsliteratur — zwei von Eingeborenen geschriebene Romane sind vorhanden — ist gesorgt. Eine viel gelesene Zeitung wird von der Mission herausgegeben, eine zweite von einem schwarzen Verleger.

Wenn die Südbaßutho auch allein wohnen, so sind sie doch nicht völlig abgeschlossen. Auch von ihnen gehen große Scharen in die Bergwerke und in die Städte, um Verdienst zu suchen. Und umgekehrt gehen, und gingen in früherer Zeit noch mehr, auch aus anderen Gegenden Leute nach Morija, um die dortigen Unterrichtsanstalten zu besuchen. Immerhin erhält das Bewußtsein, nicht dauernd mit Weißen zusammenleben zu müssen, eine gewisse innere Abgeschlossenheit. Hier liegt eine Schwierigkeit. Das Fürsichsein des Volkes, das die Bildung einer festen Kirchenorganisation und

christliche Erziehung erleichtert und begünstigt, erschwert die Erziehung zum richtigen Verkehr mit den Weißen, die in einem Koloniallande unbedingt Erfordernis ist.

Auf die Pflege des Schulwesens haben sich in ganz besonderem Maße die Amerikaner und Schotten gelegt. Die amerikanische und die schottische Mission.

Die Missionare des American Board arbeiten in Natal. Die von ihnen gegründeten Gemeinden sind der kongregationalistischen Union angeschlossen; aber ihr großes, musterhaft geleitetes Unterrichtsinstitut (Lehrer-Bildungsanstalt und Industrieschule) in Amanzimtoti zieht aus ganz Natal junge Leute beiderlei Geschlechts in reicher Zahl an und sichert der Mission einen weitreichenden Einfluß.

Allen voran in dem Vorwärtstreiben der Unterrichtsziele und in der Ausbildung gehobenen Schulwesens ist die presbyterianische Mission der vereinigten Schottischen Freikirche. Auch sie hat eine Reihe von Gemeinden im östlichen Kapland, einige Stationen in Natal — darunter die ärztliche Missionsstation Gordon-Memorial — und unterhält eine kleine Arbeit im Osten und hohen Norden Transvaals. Ihre Stärke aber und ihre Eigenart liegt in der Verfolgung höherer Bildungs- und Erziehungsziele für die Eingeborenen. Ihr berühmtes Institut in Lovedale (Britisch Kafferland) enthält nicht nur ein Lehrerseminar, das mit Elementarlehrerprüfungen abschließt, sondern auch ein College, das für das höhere Lehrerexamen und für die Berechtigung zum Universitätsbesuch vorbereitet. Auch einige weiße Schüler besuchen mit den Farbigen gemeinsam den Unterricht. Den Schülern der verschiedenen Abteilungen wird Unterweisung in Gesundheitspflege, Landbau und Baumkultur geboten. Für diejenigen, die aus der Elementarschule nicht in das Lehrerseminar überzutreten wünschen, ist Ausbildung ermöglicht in Buchführung, Stenographie, Maschinenschreiben, Konstruktionszeichnen, Photographie, Buchdruckerei, Buchbinderei, in Zimmermannsarbeit, Wagenbau und Schmiedearbeit. In einem stattlichen Hospital werden schwarze Krankenpfleger und Krankenpflegerinnen ausgebildet.

Daß die Augen aller derjenigen Farbigen, die umfassendere und

höhere Bildung für ihre Rasse wünschen, auf Lovedale gerichtet sind, ist begreiflich, und die Führer des Unterrichtswerkes in Lovedale sind auch die Führer der Eingeborenen bei ihren Anträgen an die Regierung um Schaffung höherer Bildungsmöglichkeiten geworden. Das letzte Ziel ist die Errichtung einer Universität für Farbige. — Die Regierung versagt der Arbeit in Lovedale ihre Unterstützung nicht, und es fehlt auch nicht an Anerkennung und Förderung von anderen Seiten. Daß aber von vielen weißen Kolonisten an den hochgespannten Bildungszielen von Lovedale vielfache und scharfe, oft, aber nicht immer unberechtigte Kritik geübt wird, läßt sich verstehen.

Beurteilung der Mission von Seiten der Weißen.

Indes steht die weiße Bevölkerung des Koloniallandes auch der Mission im ganzen nicht durchgängig freundlich gegenüber, und es ist bemerkenswert, daß sich auch bei Leuten englischer Abkunft kräftige Missionsgegnerschaft findet. Selten ist sie freilich bei Männern in verantwortungsvoller Stellung und bei solchen, die sich für das Ganze des kolonialen Lebens mit verantwortlich fühlen und deren Bildungsgrad ihnen ein sachliches und unbefangenes Urteil ermöglicht. Von Haus aus sind die Engländer unleugbar missionsfreundlicher als die Buren. Aber das Kolonialleben hat auch hier manche Annäherung vollzogen. Umgekehrt ist bei den Buren im ganzen ein starker Umschwung in ihrer Stellung zur Mission eingetreten.

Es ist noch nicht so sehr lange her, daß Buren Missionaren gegenüber unverblümt aussprachen: „Unsere Väter haben einen großen Fehler begangen, als sie nicht gleich die ersten von euch, die ins Land kamen, aufknüpften.“ Manch Bur mag heute noch so denken, und manch Engländer, Deutscher, Italiener, der im Lande lebt, und dem die Mission aus allerlei Gründen persönlich unbequem ist, nicht anders. Aber weite Kreise unter den Buren, und zwar die tonangebenden Kreise, urteilen anders und haben ihr Verhalten dem veränderten Urteil gemäß eingerichtet. Daß dieser Umschwung fast allgemein eingetreten ist, wird verständlich, wenn man sich vergegenwärtigt, aus welchen Gründen früher die Missionsgegnerschaft bei den Buren entsprang.

Bei sonstigen Missionsgegnern pflegen Rasseninstinkte und ge-

schäftliche Interessen, vor allem aber persönliche Gegnerschaft gegen das Christentum als solches, den Grund für die Missionsfeindschaft zu bilden. Rassenempfindungen und wirtschaftliche Interessen wirkten auch bei den Buren, aber nicht bewußte Gegnerschaft gegen das Christentum. Im Gegenteil, die Buren suchten ihre Ablehnung der Mission aus der Bibel zu begründen, und als die Sklaverei in Kapland aufgehoben wurde, wanderte Piet Retief mit den Vortrekkern „auf Gott allein vertrauend" nach Norden.

Die Südafrikanische Missionsgesellschaft und die Inlandmissionen.

Daß eine Anzahl von Familien, in denen innerliches persönliches Christentum zu Hause war, sich von Anfang an auch des religiösen Lebens der Farbigen angenommen haben, ist erwähnt. Aus diesen Kreisen rekrutierten sich diejenigen, die mit van der Kemp zusammen 1799 die Südafrikanische Missionsgesellschaft gründeten. Die Gesellschaft hat lange Zeit wenig oder nichts geleistet. Sie erfuhr aber um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts eine Neubelebung durch eingewanderte Schotten. In der Folge hat sie einige Missionsstationen in Transvaal und eine große Reihe von Stationen außerhalb der Grenzen der vier Provinzen, am Njaßa und in Maschonaland gegründet. Doch blieb die Mission Sache kleinerer Kreise. Erst der letzte Krieg schuf ein allgemeineres Missionsinteresse. Die Folgen der bisherigen Eingeborenenpolitik waren während des Krieges sichtbar geworden, und sie wurden religiös verstanden. Burenprediger zogen durch das Land und riefen ihre Volksgenossen zur Mission auf. „Gott hat uns geschlagen, weil wir an den Eingeborenen unsere Schuldigkeit als Christen nicht getan haben. Er wird uns noch härter schlagen, wenn wir es weiter versäumen, unsere Pflicht an ihnen zu tun." Das war der Inhalt vieler Ansprachen, und sie wirkten. Heute haben alle vier Provinzen ihre Inlandmissionen, in denen Burenmissionare den Farbigen nachgehen. Besonders hat man die Städte besetzt.

Wir lernen damit einen weiteren interessanten Typ der Missionsarbeit in Südafrika kennen: kirchliche Missionen, die Parallelgemeinden aus Eingeborenen zu den der Kirche angehörenden weißen Gemeinden bilden. Solche kirchliche Mission hat nament-

lich im kolonialen Interesse große und unverkennbare Vorzüge. Die Formen der kirchlichen Organisation der weißen Gemeinden werden ohne weiteres auch auf die farbigen Gemeinden übertragen. Die letzteren wachsen sozusagen von selbst in das für sie vorhandene Kleid hinein. Und es ist dasselbe Kleid, wie das des Weißen. Das ist für die Farbigen erhebend. Aber auch bei den Weißen wird der Gegensatz durch die Gemeinschaft der gleichen Kirche mit den schwarzen Nachbarn gemildert. Ich weiß, daß es Geistliche gibt, die zielbewußt auf die Milderung dieses Gegensatzes hinarbeiten. Freilich tritt bei der kirchlichen Zusammengehörigkeit manches Trennende nur um so schärfer hervor. Die gesonderten Gottesdienste, verschiedene Kirchgebäude usw. bringen zum Bewußtsein, daß die Gemeinschaft ihre Grenzen hat. Doch glaube ich, daß die Vorteile die Nachteile überwiegen. Selbstverständlich richtet sich bei solchen kirchlichen Kolonialmissionen das Interesse auch darauf, die Farbigen nicht nur zu Christen zu machen, sondern sie auch zum burischen oder zum englischen Denken zu erziehen.

Die Wesleyaner und die Kirche von England.

Neben der Burenmission stehen als kirchliche Missionen die Wesleyanische Mission und die missionierende Kirche von England. Beide haben in allen Provinzen neben den weißen Gemeinden auch Gemeinden von Farbigen. Ihre Erziehungsideale sind von denen der Burenkirchen freilich beträchtlich verschieden. Während die Burenmission bei bescheidener Bildungsvermittlung an die Schwarzen zuverlässige und gehorsame Arbeiter aus ihnen zu machen sucht, sehen die englischen Missionare in dem Eingeborenen von vornherein einen mehr oder weniger zu verständiger Selbstbestimmung bereits fähigen und jedenfalls durchaus freien Mann, dem grundsätzlich jeder Weg zum geistigen, wirtschaftlichen und sozialen Vorwärtskommen offen stehen sollte. Das arglose Vertrauen und die menschliche Anerkennung, die die englische Gesamtanschauung dem Primitiven entgegenbringt, scheint in der englischen Mission ganz besonders verkörpert zu sein. Die britischen Kolonialbeamten sind, soweit ich sah, kritischer und vorsichtiger. Daß solche freundliche Einschätzung für die Schwarzen ungemein anziehend ist und daß sie ihnen in der Tat christliche

Gesinnung von einer der edelsten Seiten zeigt, ist fraglos. Nur verbindet sich mit ihr leicht auch Sorglosigkeit in der Erziehung und Selbsttäuschung über die Ergebnisse der Erziehung, und das ist bedenklich.

Einige Erscheinungen, die für die englische Missionsmethode charakteristisch sind, zeitigt hier wie anderwärts die nur vereinzelt überwundene Abneigung der Engländer, fremde Sprachen zu erlernen. Das zwingt von vornherein, die eigentliche Missionsarbeit in weit größerem Umfange in die Hände der Eingeborenen zu legen, als es andere Missionen tun. Das Angebot des Evangeliums an die Eingeborenen durch Eingeborene tritt schon in den Anfangsstadien stark hervor. Später liegt auch die eigentliche Gemeindebeeinflussung mehr oder weniger in den Händen der Farbigen. Zumal die Christen auf weiter entfernten Außenstationen bekommen zum Teil ihre Missionare nur sehr selten zu sehen. Aber man muß sich mit der Gemeinde und vor allem mit den farbigen Mitarbeitern doch verständigen können. So nötigt geringe Neigung, sich die Sprache der Eingeborenen anzueignen, dazu, auf die Erlernung des Englischen durch die Farbigen starkes Gewicht zu legen. Damit ergibt sich von selbst auch eine Übertragung englischen Denkens und englischer Lebensformen und eine Erziehung zum Englischgesinntsein.

Kontinentale Missionen.

Ich habe, wie gesagt, nicht die Absicht, eine erschöpfende Darstellung der Missionsunternehmungen in Südafrika zu geben. Deshalb erwähne ich von den evangelischen Missionen nur noch die von dem Kontinent Europas aus geleiteteten. Zwei derselben, die brüdergemeinliche und die Pariser Mission, lernten wir bereits kennen. Unter den Batonga arbeitet im südlichen Afrika die aus der Waadtländischen Freikirche hervorgegangene „Mission Romande“, bekannt unter dem Namen „Schweizer Mission“. Sie hat ihr Hauptgebiet im Portugiesischen Ostafrika, arbeitet aber auch auf mehreren Stationen in Transvaal. Die Rheinische Mission hat im Kapland — von Kapstadt an nord- und nordwestwärts — ihre Stationen unter Bastards und Hottentotten. Zu diesen treten die lutherischen Missionen: die Schwedische Kirchenmission und die Norwegischen Missionen, die in

Natal, die Hermannsburger Mission, die in Natal und in Transvaal, die Berliner Mission, die in allen vier Provinzen arbeitet.

Wenn auch unter den kontinentalen Missionen noch Unterschiede vorhanden sind — konfessionelle und kirchliche Eigenart machen sich bemerkbar; namentlich die Schweizer Mission läßt ihren freikirchlichen Ursprung deutlich erkennen und hebt sich dadurch von den übrigen ab — so ist doch ihre Praxis ziemlich einheitlich. Das entspricht der ähnlichen inneren Stellung, die sie fremden Völkern gegenüber einnehmen, und ist mitbedingt durch die gleiche äußere Stellung, die ihnen die Tätigkeit in einem fremden Kolonialande zuweist.

Alle kontinentalen Missionen unterscheiden sich von den burischen und englischen Missionen von vornherein durch das Wegfallen nationaler und politischer Nebeninteressen, die sich bei den Angehörigen der Kolonialvölker gewollt oder ungewollt geltend machen. Frankreich, die Schweiz, Norwegen, Schweden und Deutschland haben keine kolonialen Interessen in Südafrika.[1] Die Arbeit ihrer Missionen ist aufgenommen und wird fortgeführt lediglich um der Mission, um der Christianisierung und christlichen Erziehung heidnischer Völker willen.

Der Trieb, durch ein reich ausgebildetes Schulwesen missionarisch auf die Völker zu wirken und die intellektuelle Hebung als missionarisches Mittel in den Vordergrund zu stellen, wie es die Amerikaner lieben, erst recht der Trieb, die intellektuelle und praktische Bildung der Eingeborenen schnell auf die größtmögliche Höhe zu heben, wie er den Schotten eigen ist, fehlte bei den deutschen und nordischen Missionaren ihrer heimatlichen und konfessionellen Erziehung entsprechend. Schritt für Schritt zu christianisieren und dabei Schritt für Schritt durch Schultätigkeit der Breite der Völker

[1] Die Tätigkeit der deutschen Missionen hat eingesetzt, lange ehe man in Deutschland an die Erwerbung eigener Kolonien dachte. Die erste Station der Berliner Mission in Südafrika, Bethanien, wurde 1834 in einem Gebiet angelegt, das damals überhaupt noch keiner Kolonialmacht unterstand. Es war ein Platz im freien Heidenlande. Erst 1835 gingen die ersten Burenvortrekker in das Land nördlich des Oranje und folgten vorangezogenen Missionaren.

eine ihren Bedürfnissen entsprechende Elementarbildung zu vermitteln, war ihre Weise.

Der Willigkeit und der Neigung gemäß, die Sprache der Eingeborenen zu erlernen und sich in ihr Geistesleben hineinzuarbeiten — die übrigens bei den Schotten und bei Vertretern der Londoner Mission auch in hohem Grade vorhanden ist — fiel auf den weißen Missionar, zumal in der Anfangszeit, der Hauptanteil an der eigentlich missionarischen Tätigkeit. Die Verwendung farbiger Helfer wuchs, ohne besonders getrieben zu werden, mit der Zahl tüchtiger Gemeindeglieder. Man konnte eben ungehinderter selbst predigen und unterrichten. Man konnte später auch die Arbeit der farbigen Hilfskräfte schärfer kontrollieren, die gewonnenen Christen sicherer beurteilen und überwachen. Vertrauen und menschliche Anerkennung brachten die Boten dieser Missionen den Farbigen selbstverständlich auch entgegen, aber sie waren bei vielfach eindringenderer Kenntnis des Volkscharakters und des Volkslebens kritischer und vorsichtiger als die Mehrzahl ihrer englischen Brüder und in diesem Stück den Vertretern der burischen Missionen ähnlicher. Aber während bei den Buren als Kolonisten Rassenempfindungen mitwirkten bei dem Bemühen, die Eingeborenen bescheiden zu erhalten, floß die gleiche Praxis bei ihnen aus erziehlichen Gesichtspunkten und gewann dadurch einen anderen Geschmack. Man tat so um der Eingeborenen willen.

Eine Besonderheit den übrigen lutherischen Missionen gegenüber zeigte am Anfang die Hermannsburger Mission dadurch, daß sie ihre Missionare auch als Kolonisten aussandte. Sie sollten dementsprechend, daß sie von einer gläubigen deutschen Bauerngemeinde gesandt wurden, Bauern und Boten des Evangeliums zugleich sein. Der Gedanke ist später nicht im Vollsinne durchgeführt worden, aber er wirkt noch nach und gibt der Hermannsburger Mission einen Charakter, der sie der burischen Mission annähert.

Unter den kontinentalen Missionen tun die Pariser und die Schweizer Mission ihre Arbeit nur an je einem Volk — die Pariser an den Süd-Baßutho, die Schweizer an den Batonga — in der Hoffnung, diese Völker ganz zu christianisieren. Für die Pariser

Mission scheint die Erfüllung dieser Hoffnung nahegerückt zu sein. Die übrigen arbeiten an verschiedenen Stämmen und Völkern oder teilen, wo sie nur an einem Volk arbeiten, die Arbeit mit anderen Missionen.

Verhältnis der Missionen zu einander.

Überblicken wir die im Dienst des Evangeliums in Südafrika aufmarschierten Missionstruppen, so ist das Bild bunt genug. Kirchliche und Bekenntnisunterschiede, Unterschiede in der Arbeitsweise und in der Anordnung der Ziele, nationale und Temperamentsunterschiede sind in nicht geringer Zahl vorhanden. Daß wir es gleichwohl, wenn auch mit verschiedenen Truppengattungen, doch mit einem Heer zu tun haben, das letztlich einer großen Leitung untersteht, beweist die Tatsache, daß sich die Missionen je länger desto besser verständigen. Es gibt verschiedene kleinere Zusammenschlüsse zu gemeinsamen Konferenzen, auch Zusammenschlüsse zu gemeinsamer Arbeit. Konferenzen aller in der Provinz vertretenen evangelischen Missionen sind für Natal und für Transvaal gebildet. Hier tauscht man nicht nur Erfahrungen aus und lernt sich gegenseitig kennen und schätzen, sondern es werden auch Differenzen ausgeglichen und Verständigungen über gleichartiges Vorgehen erzielt. Fragen, die die Behandlung der Eingeborenen betreffen, werden erörtert, und die Ergebnisse dieser Verhandlungen der Regierung unterbreitet. Das hat schon manche gute Frucht für die Farbigen getragen. Aber auch die, die in dieser Weise einmütig miteinander wirken, wachsen innerlich zusammen. — Außer den provinziellen Konferenzen existiert noch für die Behandlung der großen gemeinsamen Fragen eine südafrikanische Generalkonferenz, zu der alle evangelischen Missionen Vertreter entsenden. Etwas schwierig ist bisher immer noch das Verhältnis der übrigen zu der Mission der Kirche von England, weil die letztere sich den „evangelischen" Missionen nicht ohne weiteres zurechnen kann und will.

In der Arbeit ist die ursprüngliche Eigenart der einzelnen Missionen geblieben, doch haben alle voneinander gelernt, und es wird kaum eine Mission da sein, die nicht auch in ihrer Arbeitsweise manches oder vieles von anderen herübergenommen hätte. So hat sich auch in den Methoden eine nicht unerhebliche Ausgleichung und Annäherung vollzogen.

Davon, daß die verschiedenen Bekenntnisse der Missionen den Eingeborenen große Schwierigkeiten machten, wie man in der Heimat oft befürchtet, habe ich in Südafrika nicht viel gemerkt. Vielmehr scheint mir, daß dem Schwarzen Einheitlichkeit in der kirchlichen Zucht viel wichtiger ist als Einheitlichkeit in der bekenntnismäßigen Ausprägung des Glaubens. Bezeichnend dafür ist, daß die Konferenzen von Transvaal und Natal in der Kirchenzucht den Boden gefunden haben, auf dem sie nachdrücklich einen vollen Ausgleich unter den verschiedenen, in ihnen vertretenen Missionen anstreben.

Erfolge der Missionsarbeit.

Über den zahlenmäßigen Erfolg der Missionsarbeit kann man nur auf Grund einer nicht überall einwandfreien Statistik Auskunft geben. Der von der Edinburger Welt-Missionskonferenz 1910 herausgegebene Missionsatlas enthält umfassende statistische Angaben. Sicherlich sind sie nicht alle zutreffend, aber ein annähernd richtiges Bild läßt sich aus ihnen gewinnen. Ich greife einige charakteristische Zahlen heraus. — Im höheren Schulwesen stehen die britischen und amerikanischen Missionen mit zusammen 2690 Schülern den kontinentalen Missionen mit ihren 430 Schülern weit voran. Im Volksschulwesen erreichen sie sie nicht. Britisch-amerikanische Volksschulen sind vorhanden 691 mit 32699 Schülern, kontinentale Volksschulen 759 mit 33557 Schülern. — An Gemeindegliedern zählen die britisch-amerikanischen Missionen zusammen 174449, die kontinentalen 215556. Auf die deutschen Missionen entfallen von den letzteren 174712. Sie haben also allein mehr Gemeindeglieder als Briten und Amerikaner zusammen. — Auf Grund der Edinburger Statistik einen Vergleich der Arbeit der Missionsgesellschaften mit der der missionierenden Kirchen, der Kirche von England usw. vorzunehmen, hat keinen Wert. Für die letztere sind enorme Zahlen angegeben; es ist aber dazu bemerkt, daß die Angaben nicht zuverlässig seien, da die Kirche von England nur an wenigen Stellen eingeborene Gemeindeglieder von weißen Gemeindegliedern genau getrennt anzugeben vermöge. Ich vermute, daß dasselbe auch für die übrigen Kirchenmissionen zutrifft. Immerhin ergibt sich, auch wenn man von den Zahlen der missionierenden Kirchen 25 % absetzt, für ganz

Südafrika eine Gesamtsumme von fast einer Million farbiger evangelischer Christen.

Die inneren Erfolge der Missionsarbeit lassen sich nicht so leicht übersehen. Man muß die Kämpfe und Siege im einzelnen, an einzelnen Persönlichkeiten und auf einzelnen Arbeitsfeldern vor sich sehen, um davon einen richtigen Eindruck zu bekommen.

Für das Ganze des kolonialen Lebens hat die Tatsache, daß ein beträchtlicher Bruchteil der Eingeborenen christianisiert ist, daß eine von Jahr zu Jahr sich verbreiternde Schicht solcher Farbigen aufwächst, die eine christliche Volksschulbildung empfangen haben, daß auch die Zahl der höher gebildeten Schwarzen wächst, unzweifelhaft die Lösung der Eingeborenenfrage nicht einfacher, sondern verwickelter gemacht. Der geistig und sittlich gehobene christliche Schwarze ist in der Gesamtheit schwieriger unterzubringen als der rohe Heide. Es ist in wirtschaftlicher, politischer und sozialer Beziehung nicht so bequem, mit ihm fertig zu werden. Andererseits ist mit ihm ein Eingeborenenelement gegeben, welches europäische Gesetze, europäische Arbeitsweise, europäische Lebensart zu verstehen vermag und mit dem eine wirkliche Verständigung leichter möglich ist.

Ehe ich dazu übergehe, das Gebiet der Berliner Mission, von deren Arbeit ich in der Folge erzählen will, in großen Umrissen vorzuführen, muß ich noch ein Wort über die katholische Mission und die äthiopischen Kirchen sagen.

Die römisch-katholische Mission.

Die römisch-katholische Mission hat zwar das ganze vereinigte Südafrika mit einem Netz von apostolischen Präfekturen und Vikariaten überzogen, aber im ganzen ist sie in diesem Lande wirklich einmal zu spät aufgestanden, und es wird ihr schwer werden, den Vorsprung der evangelischen Mission einzuholen. Nur in Natal spürt man etwas von intensiverer Arbeit. Dort gibt es katholische Hospitäler, dort wird durch die Presse kräftig auf die Farbigen eingewirkt, und dort besteht die großartige, prachtvoll ausgebaute Missionsanlage von Mariannhill (in der Nähe von Pinetown). Mehr als 70 Brüder — viele Deutsche darunter — und 16 Priester arbeiten an Schulen und in den Handwerks- und Industriewerkstätten der Niederlassung und suchen im Umkreis auch die Heiden

auf. Die Mönche von Mariannhill waren ursprünglich Trappisten, weil aber das Schweigegebot sich mit der Missionsarbeit auf die Dauer nicht vertrug, sind sie aus dem Verbande der Trappisten entlassen und nennen sich jetzt „die Missionare von Mariannhill."

Die äthiopischen Kirchen.

Eine eigene Erscheinung auf südafrikanischem Boden bilden die sogenannten äthiopischen Kirchen. Sie sind hervorgegangen aus farbigen Christen, die sich von ihren Missionskirchen — im Anfang namentlich der Wesleyanischen — lossagten, um eine eigene, nur von Schwarzen geleitete Kirche zu gründen. Sie gewannen Anschluß an die amerikanisch-bischöfliche Methodistenkirche und ließen ihre Leiter von ihr ordinieren. Ein Teil von ihnen verließ die amerikanische Kirche wieder und schloß sich als „Orden von Äthiopien" der Kirche von England an. Die äthiopische Kirche gab, namentlich in der Anfangszeit, Beweise dafür, daß eine vorzeitige Loslösung von der weißen Leitung den jungen schwarzen Christen nicht gut tut. Die Qualität ihrer Geistlichen und Helfer ließ viel, die ihrer Gemeinden fast alles zu wünschen übrig. Zeitweise waren die äthiopischen Kirchen kaum etwas anderes als Sammelbecken für die faulen Christen, die von den Missionskirchen ausgeschlossen waren und die die Wiederaufnahme nicht nachsuchen wollten, weil ihnen die Kirchenzucht in jenen Kirchen zu streng war. So standen die äthiopischen Gemeinden und stehen noch heute auch bei dem besseren Teil ihrer Volksgenossen vielfach nicht in gutem Rufe. Dazu kam, daß sich der politische Gedanke: „Afrika für die Schwarzen!" mit den kirchlichen Selbständigkeitsbestrebungen verband. Seitdem die politischen Bestrebungen der Farbigen durch eine eigene Organisation, die African Political Organisation, vertreten werden, sind die äthiopischen Gemeinden mehr auf rein kirchliche Tätigkeit beschränkt. Nach dem Urteil der Missionare hat die Gefahr, die mit dieser Kirchenbildung verbunden war, sich durch die Gründung der gesonderten politischen Organisation vermindert. Die äthiopischen Kirchen werden nun zeigen müssen, was sie in evangelistischer Tätigkeit und in kirchlicher Erziehung zu leisten gewillt und imstande sind. Übrigens würde man fehl gehen, wenn man glaubte, daß nur untüchtige Leute und nur minderwertige Bestrebungen in den äthiopischen Kirchen zu Gesicht kämen.

Es sind auch eine ganze Anzahl tüchtiger und achtungswerter Männer unter ihnen, und ihre Ideale, sofern sie kirchlicher und nicht politischer Natur sind, sind berechtigt. Nur täuschte man sich in dem Wege, der zum Ziel führt, und in dem Tempo, das anzuschlagen ist. Die evangelischen Missionen, die nicht ihren eigenen Kirchen farbige Gemeinden anzuschließen in der Lage sind, streben sämtlich die Bildung selbständiger Eingeborenenkirchen an. Aber dies Ziel ist nicht mit einem Sprung zu erreichen. Indes muß man zur Steuer der Wahrheit sagen, daß nicht nur überspannter Idealismus und übertriebenes Selbstgefühl zur Gründung der äthiopischen Kirchen geführt hat, sondern daß auch tatsächliche Fehler und Mißgriffe weißer Missionare an dem Zustandekommen dieser Frühgeburten mitgewirkt haben.

Bilder aus der Arbeit der Berliner Mission.

Die von der Berliner Mission in den vier Provinzen besetzten Gebiete sind von sehr verschiedener Größe und Geschlossenheit.

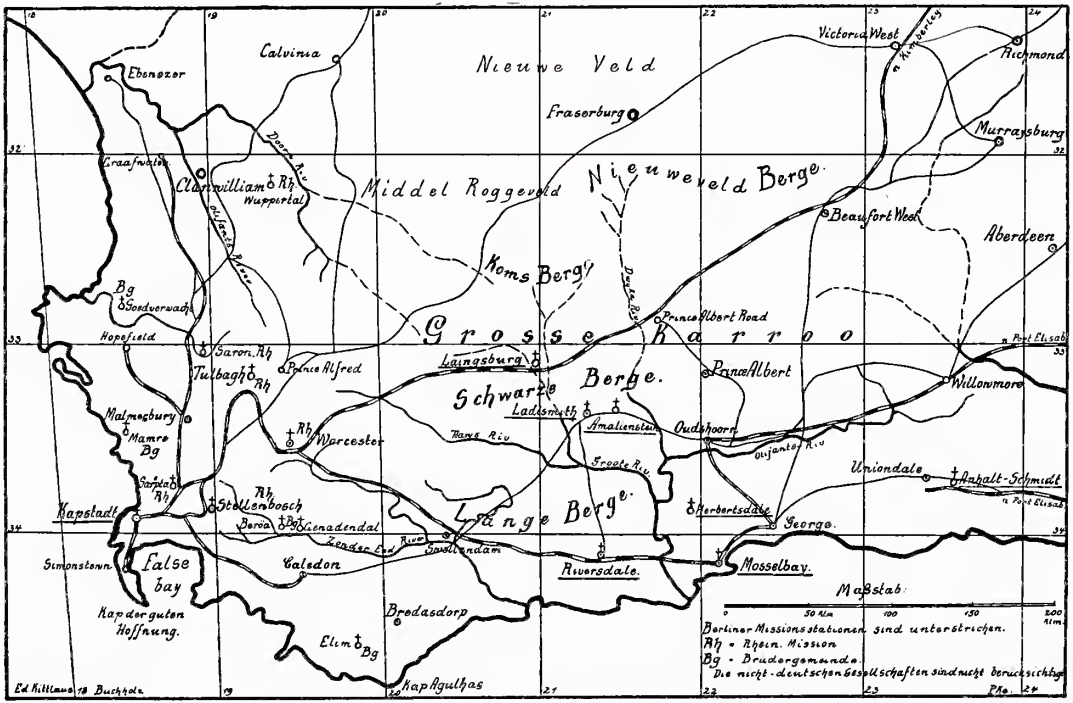
Im Süden der Kapprovinz sind von Kapstadt bis Harlem und von Mosselbay bis Laingsburg fünf städtische und drei ländliche Plätze besetzt. Nur bei zweien von ihnen haben die Gebiete lose Fühlung miteinander. Die Gemeindeglieder bestehen durchgehend aus Bastards.

Gar keine Fühlung haben im Osten der Kapprovinz die vier kleinen Stationen von Britisch-Kafferland, die neuerdings mit Natal zu einer Synode verbunden sind. Eine Station, Bethel, grenzt an das Städtchen Stutterheim; die anderen sind ländliche Stationen. Das Volk, an dem gearbeitet wird, sind die Xosakaffern.

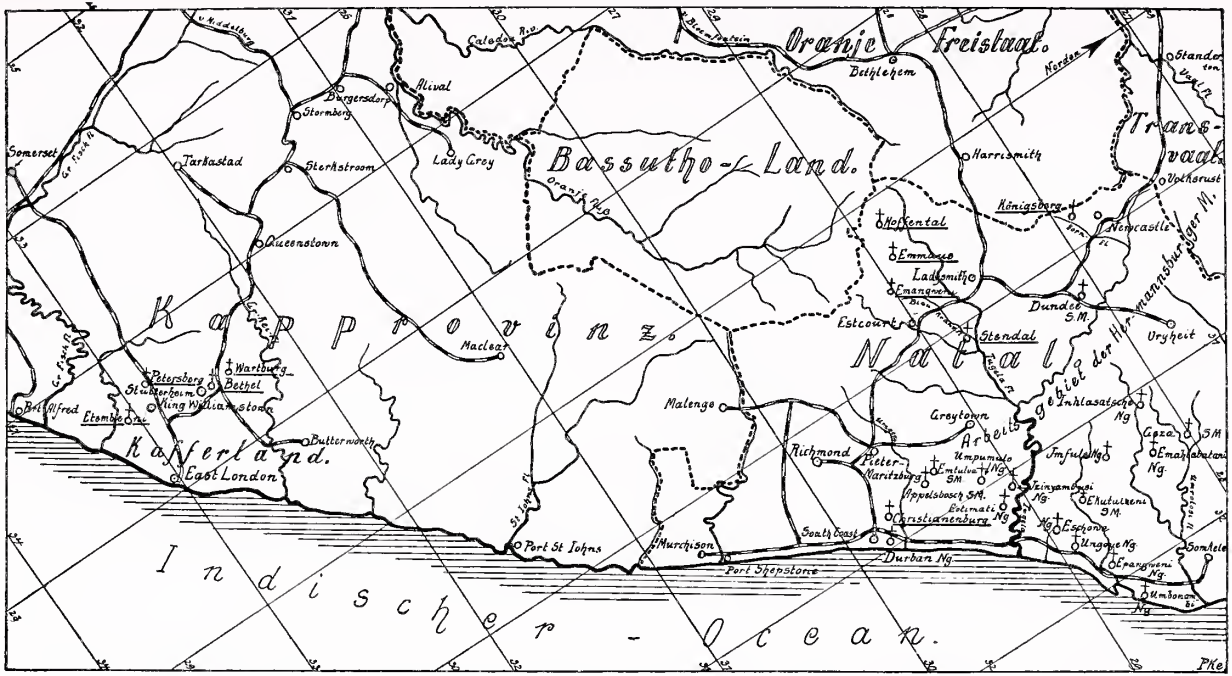
Von den sechs, sämtlich ländlichen Stationen in Natal liegt eine im Norden nahe der Transvaalgrenze, eine im Südosten in der Nähe von Durban, drei miteinander benachbart im Drakensgebirge, westlich Estcourt und eine im Buschfeld, östlich von Estcourt. Die Ausdehnung der Arbeit durch Anlegung neuer Hauptstationen ist frühzeitig (bereits 1868) abgebrochen, da in dieser Zeit die Berliner Mission begann, ihre Hauptkraft auf Transvaal zu legen. Gearbeitet wird an den Sulu.

In dem ältesten Arbeitsgebiet: Oranje, ist es zur Gründung von acht Stationen, drei ländlichen und fünf städtischen, gekommen. Vier von ihnen liegen in der Südwestecke des Landes, die durch die Eisenbahnen Bloemfontein-De Aar und Bloemfontein-Kimberley begrenzt wird. Drei: Kimberley, Beaconsfield, Pniel liegen in dem Gebiet, das England 1870 dem Oranjefreistaat abnahm, gehören also heute zur Kapprovinz; die achte, Douglas liegt am Vaalfluß unweit seiner Mündung in den Oranjefluß. Die Farbigen, an denen gearbeitet wird, sind teils Bastards, teils Betschwanen. Vereinzelt finden sich noch einige Hottentotten in den Stationsgebieten.

In Transvaal, in dem seit den 60er Jahren des vorigen Jahrhunderts gearbeitet und die Arbeit planmäßig ausgebaut ist, sind heute 30 Stationen, 8 städtische und 22 ländliche, vorhanden.

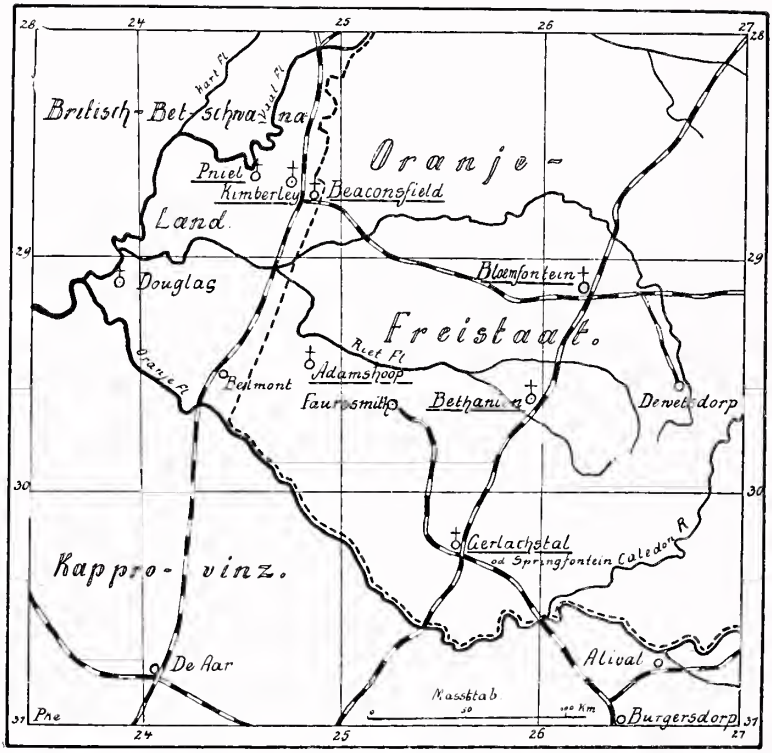


Stationen im südwestlichen Kapland.



Ng = Station der Norwegischen Mission.
SM. = Station der Schwedischen Kirchen-

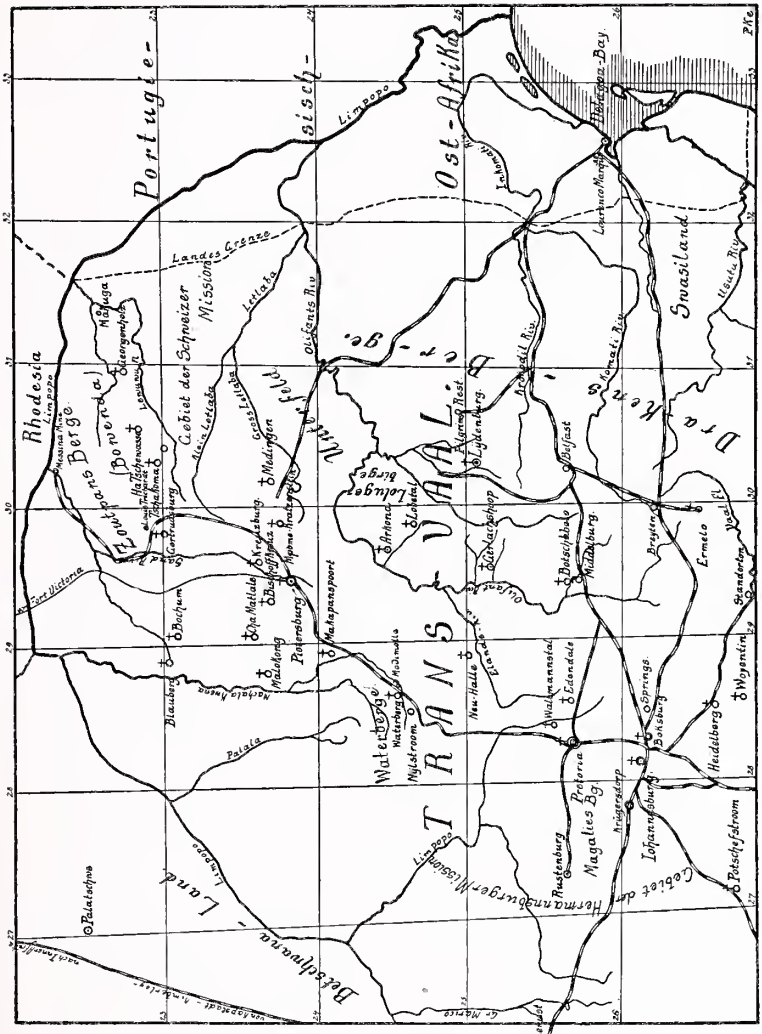
Stationen in Kafferland und Natal.



Stationen in Oranje.

Soweit das Land überhaupt besetzt ist, grenzt Stationsbezirk an Stationsbezirk.[1] Freilich sind die Bezirke, die zu einer Hauptstation gehören, zum Teil sehr groß, und das Netz der Außenstationen ist sehr weitmaschig. Gebiete von über 2000 (bis zu 10000) Quadratkilometern sind in beträchtlicher Zahl vorhanden. Fast ausnahmslos liegen die Stationen im östlichen Teil Transvaals. Die Westgrenze wird bezeichnet durch eine Südnordlinie, die über Johannesburg läuft und bis zum Limpopo reicht; nur Potchefstroom liegt noch westlich derselben. In dem Gebiet zwischen dem Lewuwu und

[1] Das bedeutet nicht, daß sich in den Bezirken nicht auch Arbeit anderer Missionen fände; es soll damit nur gesagt sein, daß zwischen den letzten Außenstationen des einen Bezirks und den letzten Außenstationen des anderen Fühlung besteht.


Portugie-
sisch-
Ost-Afrika
Rhodesia
Limpopo
Matabele Berge
Landes Grenze
Gebiet der Schweizer Mission
Letlaba
Olifants Fluß
Lydenburg
Barberton
Delagoa Bay
Swasiland
Drakensberge
Transvaal
Waterberge
Pretoria
Magalies Bg
Johannesburg
Heidelberg
Potschefstroom
Rustenburg
Zoutpansberge
Pietersburg
Leydsdorp
Wyndham
Standerton
Ermelo
Middelburg
Witbank
Nelspruit
Komati Fl.
Crocodile R.
Pongola R.
Umbelosi R.
Usutu Riv.
Limpopo
Pafuri
Pafuri Fl.
Luvuvhu
Letaba
Olifants
Steelpoort
Spelonken
Waterval Boven
Barberton
Lydenburg
Carolina
Ermelo
Standerton
Heidelberg
Potschefstroom
Johannesburg
Pretoria
Rustenburg
Zeerust
Mafeking
Pietersburg
Leydsdorp

eine wesleyanische und eine englisch-kirchliche) Stationen neben 14 Berliner Stationen. Im Westen hat die Hermannsburger Mission ein umfangreiches Arbeitsgebiet. Die Farbigen, an denen gearbeitet wird, sind im Süden Orlams, Betschwanen, Baßutho, Sulu, Swasi; im Norden Baßutho, Matebelen, Bawenda und in kleineren Zahlen Batonga und Valemba.

Die Berliner Mission hat ihre Arbeit nicht in den Städten und nicht an den Farbigen, die unter Weißen zerstreut wohnten, angefangen, sondern hat die Stämme in ihren Gebieten aufgesucht. Alle weitere Arbeit ist erst später hinzugekommen und hat sich aus der Arbeit an den Stämmen entwickelt. Es entspricht daher dem geschichtlichen Gang, zuerst die Arbeit an den Stämmen zu schildern.

Aber noch eine andere Betrachtung führt dahin. Wenn ich rückschauend mein Auge über das ganze Gebiet wandern lasse, das ich bereist habe, kommt mir immer wieder zum Bewußtsein, wie verschiedenartig sich das Missionswerk in den verschiedenen Gegenden gestaltet hat. Sucht man nach dem Grund dieser Unterschiede, so ergibt sich, daß es neben der Verschiedenartigkeit der Missionsobjekte (Eingeborene und Bastards) und der Verschiedenartigkeit der einzelnen Eingeborenenstämme untereinander vor allem die verschiedene Umgebung der Farbigen ist. Ob an Eingeborenen gearbeitet wird, deren Stammesverband noch ziemlich erhalten ist, die in der Hauptsache noch unter ihren Häuptlingen leben, oder an Farbigen, die, unter Weißen wohnend und unter der Hand von Weißen arbeitend, den Stammeszusammenhang verloren haben, das bewirkt den eigentlichen und durchgreifenden Unterschied. Die Arbeit an der zweiten Gruppe von Missionsobjekten wird erst voll verständlich, wenn man die Arbeit an der ersten kennt. Es ist also auch sachlich berechtigt, zuerst von dem Missionswerk unter den Stämmen zu sprechen.

Heidenpredigt in Tschakoma.

Arbeit an den Stämmen.

Die Arbeit der Berliner Mission an den Stämmen ist zum Teil noch Anfangsarbeit. Das heißt nicht, daß mit der Arbeit an bestimmten Stämmen erst kürzlich eingesetzt worden wäre. Aber an verschiedenen Stellen ist das schon länger begonnene Werk noch nicht über die Anfänge hinausgekommen. Es zeigt zum guten Teil noch die charakteristischen Züge missionarischer Anfangsarbeit.

Anfangsarbeit

Als ich unsere nordöstlichste Station in Nordtransvaal, Neu-Georgenholtz (Luvimbi),[1] besuchte, führte mir Missionar Giesekke die ganze Hauptstationsgemeinde als seine Hausgenossen vor. Die kleine Veranda des sehr kleinen Missionarshäuschens war Unterrichtsraum für Schul- und Katechumenenunterricht und war Gotteshaus. Seine jungen Taufbewerber hatte der Missionar in Lohn und Brot nehmen müssen, weil ihnen sonst ihre heidnischen Verwandten keinen Frieden und keine Ruhe gelassen hätten, um auch nur zu hören, was der weiße Lehrer zu sagen hatte. Frauen waren

[1] Die Mittel für den Bau der ursprünglichen Station Georgenholtz sind geschenkt worden von dem verstorbenen Rittergutsbesitzer Georg Holtz. Der Name seines hinterpommerschen Gutes „Woyenthin" ist einer zweiten, von ihm gestifteten Station in Südtransvaal beigelegt.

überhaupt nicht vorhanden. Auf meine Frage, ob sich denn unter den heidnischen Frauen und Mädchen niemand gefunden habe, der in den Taufunterricht hätte eintreten wollen, antwortete der Missionar: „Gewiß, es sind Mädchen da, die gern kommen würden; aber sobald eines den Wunsch ausspricht, wird es meilenweit weg zu Verwandten geschickt, und mir erzählt man, es habe so sehr gewünscht, diesen Besuch auszuführen." — Einige Tage später besuchte ich die Außenstation bei dem Häuptling Khaku. Der dortige Helfer Andreas hatte Taufbewerber und Taufbewerberinnen, aber auch er hatte sie aus der ganzen Umgegend auf seiner Ansiedelung zusammengezogen und hatte je ein Haus für Katechumenen und Katechumeninnen gebaut, damit die Taufbewerber wenigstens in der Vorbereitungszeit Ruhe vor ihren heidnischen Verwandten hätten. Doch waren Nachstellungen damit noch nicht völlig ausgeschlossen, wie ein Beispiel zeigt, das man mir erzählte.

Die Heiden wollten ein Mädchen aus dem Unterricht wieder heraushaben. Sie wandten sich an den Häuptling: „Gieb Befehl, daß sie zum Hacken in deine Gärten komme. Dann werden wir dafür sorgen, daß sie nicht wieder in den Unterricht zurückkehrt." — Der Häuptling gab den Befehl, aber Andreas hatte von seinem Herrn gelernt, alle Gerechtigkeit zu erfüllen und so das Gute durchzusetzen. Dem Befehl des Häuptlings mußte gehorcht werden, denn er enthielt an sich keine unberechtigte Forderung. So sagte Andreas zu dem Mädchen: „Ich werde als dein Vertreter gehen, du wirst hier bleiben", und in der Reihe der hackenden Frauen tat er als „Vertreter" die Arbeit. — Zum zweiten Male kam in der Erntezeit der Befehl: „Das Mädchen soll kommen und aus des Königs Garten den Mais eintragen helfen." Wieder ging der „Vertreter." Da wurde man des Dinges müde. Der Christ hatte die Heiden durch Gerechtigkeit und Geduld überwunden.

Des Tages darauf ritten wir nach der Außenstation Tschiheni. Es war ein heißer Vormittag. Missionar Th. Schwellnus sagte zu mir: „Der Zahl der Christen nach lohnt es sich nicht, daß wir uns diesen Umweg machen und in der Hitze die kleine Ansiedlung aufsuchen. Es sind nur 11 Gemeindeglieder da. Aber sie sind es wert, daß wir sie besuchen. Sie haben sich wegen ihres Christentums nicht.

nur schmähen und verspotten und schikanieren lassen, sie haben sich schlagen und mißhandeln lassen, ohne wieder zu schlagen, und haben ihren Glauben nicht weggeworfen."

Das ist Anfangsarbeit. Sie ist bezeichnet dadurch, daß der Geist des ganzen Volkes dem Christentum noch ablehnend und feindselig gegenübersteht und daß man alles versucht, das Christwerden zu verhindern und das Christbleiben unmöglich zu machen. Dabei ist schon vierzig Jahre in Bowenda gearbeitet. Kleine Gemeinden von 2 und 300 Seelen sind in Tschakoma, Tschewasse und Gertrudsburg dem Heidentum abgerungen, aber sie stehen als geringe Häuflein geschlossenen feindlichen Volksmassen gegenüber.[1]

Ähnlich wie hier sieht es in den Blaubergen aus. Teilweise ist es so unter den Matebelen, in den Stationsgebieten von Malokong, Makapanspoort und Gerlachshoop, unter den Baßutho in Matlale und Sekukunisland und vor allem unter den Sulu in Natal. In Natal liegen die Anfänge der Arbeit mehr als ein halbes Jahrhundert zurück. Doch zählt nur die größte Gemeinde etwas über 1100 Seelen, die übrigen 6—800 und eine nur etwas über 200. Die große Mehrzahl der Gemeinden besteht aus Frauen. „Glauben ist Sache der Frauen", sagen die Sulu. Gewiß sind auch Männer in den Gemeinden vorhanden. Und diese sind vielfach christliche Männer im besten Sinne des Wortes. Sie waren hart und steifnackig als Heiden und Krieger. Charakterfest sind sie als Christen. Aber die große Menge der Sulustämme verachtet bisher das Christentum.[2]

Die Ablehnung von Seiten des Volksganzen, die das Evangelium in dieser Weise bis in die Gegenwart an mehr als einer Stelle erfährt, hat es aber auch an den Verkündigungszentren gefunden, die heute eine ungehinderte, reiche Ausbreitung und Entwicklung des Christentums und des christlichen Lebens zeigen. Wie ist der Umschwung zustande gekommen? Ein volles Verständnis dafür

[1] Seit gut Jahresfrist scheint ein Umschwung einzutreten. Die Zahl der Taufbewerber mehrt sich, und eine Bewegung zum Christentum hin macht sich im Volk bemerkbar.

[2] Auch hier mehren sich in neuerer Zeit die Anzeichen, daß ein Umschwung im Geist des Volksganzen sich vorbereitet. Vergl. was ich S. 72 über den Besuch des Häuptlings Ngamusana erzählte.

kann nur gewonnen werden, wenn man eine befriedigende Antwort gefunden hat auf die Frage nach der noch viel merkwürdigeren Tatsache des Zustandekommens der ersten kleinen Christengemeinden im Widerspruch gegen die Geistesrichtung des ganzen Volkes. Wie entstehen die Anfänge christlichen Lebens?

Die Anfänge christlichen Lebens.

Es ist mir eine mit der Empfindung aufrichtiger und tiefer Ehrfurcht gemischte Freude gewesen, noch vor einigen derjenigen schwarzen Christen stehen zu dürfen, die die Erstlinge des Evangeliums unter ihren Völkern gewesen sind und die ein Leben im Dienst Christi hinter sich haben. Sie gehen jetzt einer nach dem andern zur Ruhe. Aber wir kennen ihre Lebensläufe und die entscheidenden Wendepunkte in ihrem Leben. Es liegen darüber eine Reihe von Einzelschilderungen vor, die für den Psychologen ebenso interessant und lehrreich sind wie für den einfachen Leser, für den Missionsfachmann wie für den Missionsfreund.[1]

Es ist den ersten fast immer so gegangen, wie es in dem Evangelium von dem Taubstummen heißt: „Er nahm ihn von dem Volk besonders." Typisch ist der Fall, daß einzelne aus den Stämmen des südafrikanischen Inlandes an die Küste wanderten, um Geld zu verdienen und dafür Gewehre zu kaufen. Dort wurden sie mit dem Christentum bekannt.

Der Eindruck, den das Evangelium im Anfang auf sie machte, war verschieden. Der eine öffnete sich ihm ohne sonderliches Widerstreben, wie sich die Blüte der Sonne öffnet. Die meisten flohen mit Schrecken davor. Vor ihren Augen tauchte der schneidende Gegensatz auf, in dem das Neue zu dem Geist der Heimat, in die sie zurück wollten, und zu dem Geist stand, in dem sie selbst bis zur Stunde gelebt hatten. Aber sie kamen wieder, um zu hören. Immer wieder und immer länger hörten sie, und das Wort gewann Gewalt über ihr Inneres. Sie beugten ihren Hals dem neuen Joch. Man kann nirgend so deutlich als in den Anfangszeiten der

[1] Vergl. „Karl Matschawa" von Miss. Chr. Endemann; „Salomo Koata, der Matebeleprediger" von Missionssuperintendent Schloemann; „Kashane-Mamathepa" von Miss.-Dir. Wangemann; „Geschichte der Station Medingen" Heft I von Beyer; „Petrus von Wyk, der Nationalhelfer." — Sämtlich im Verlage der Berliner Missionsgesellschaft erschienen.

Mission erkennen, daß wirkliche Bekehrung nicht nur ohne Beweggründe, die aus vernünftiger Überlegung gewonnen wären, sondern gegen alle Beweggründe zustandekommt, die dem bisherigen, vermeintlich vernünftigen, Denken zu entnehmen sind, daß sie nicht das Werk menschlicher Überredung, sondern das Werk einer höheren Hand ist, die sich auf das Herz des Menschen legt und in sein geistiges Leben eingreift. Die Mission fängt nicht mit Volksbekehrungen sondern mit Einzelbekehrungen an, und die Kraft des Christentums in den Gemeinden beruht darin, daß sich immer wieder, auch in späteren Zeiten, Leute finden, die nicht aus vernünftigen Erwägungen Christen werden, sondern gegen die Welt von Erwägungen, die es widerraten.

Die Tat des Leidens.

Leute dieser Art, die innerlich vom Christentum überwunden, zum Teil schon getauft waren, haben die Missionare in vielen Fällen in den Stämmen vorgefunden, an denen sie die Arbeit aufnahmen, und an ihnen haben sie die ersten Gemeindeglieder und die ersten Helfer in der Arbeit gehabt. Aber ob schon vorher oder erst durch das Wort der zu ihnen gekommenen Missionare gewonnen, ob schnell und leicht oder nach harten inneren Kämpfen bekehrt, alle Christen der Anfangszeit mußten mit Leiden ihr Christsein bezahlen. Sie hatten das Recht und die Sitte des Stammes gebrochen. Sie drohten den Zorn der Geister über das Volk zu bringen. Die Missionare hatten sie vermutlich bezaubert durch Medizinen, die sie ihnen eingegeben hatten. Der Zauber mußte gebrochen werden. Der Weiße mochte anders leben als sie. Vielleicht hatte er einen starken Zauber, so daß ihm nichts schadete, was dem Schwarzen schadet. Aber er sollte den Zauber nicht über ihre Volksangehörigen bringen. So begannen die Versuchungen und Beredungen, die Drohungen und Beschimpfungen, die Schläge und Mißhandlungen. Dieser und jener fiel wieder ab. Namentlich von christlichen Häuptlingen, denen ihre Ratsleute klar machten, daß sie als Christen ihr Volk nicht regieren könnten, und denen man schließlich eine zweite Frau aufredete, sind eine nicht geringe Zahl zurückgegangen. Aber eine Anzahl stand fest. Sie hatten ihren Anhalt an dem Missionar und an dem kleinen Kreis der Gläubigen, und litten willig um des willen, an den sie glaubten. — Ich habe

auf der Stätte des alten Modubeng, unweit Medingen, an der Stelle gestanden, an der Khaschane, der auch, an der Küste Christ geworden, in seiner Heimat predigte, mit einigen seiner schwarzen Mitchristen am Karfreitag 1884 getötet wurde, weil er vom Predigen nicht lassen wollte. Man hatte ihm gesagt: „Du bist der einzige Sohn deines Vaters. Die Königin wird dich umbringen lassen, wenn du nicht mit Predigen aufhörst. Du kannst ja deines Glaubens für dich leben, aber rede nicht davon. Höre auf mit Predigen!“ Und der wackere Mann hatte geantwortet: „Gott hat auch nur einen Sohn gehabt und hat ihn für uns alle dahingegeben. Was wäre es, wenn ich wirklich um des Glaubens willen getötet würde?“ Und er nahm den Tod aus der Hand seiner Volksgenossen. — Der alte Salomo Koata, Helfer auf der Station Malokong, trägt noch heute die Narben der Wunden an seinem Leibe, die ihm seine Landsleute um seines Christentums und seiner Predigttätigkeit willen beigebracht haben.

Die Überwindung der Widerstände.

Dies geduldige, leidensfähige Ausharren und das unerschrockene und nicht zum Schweigen zu bringende Zeugnis ist, soweit ich sehe, die Kraft, die eigentlich wirkende Kraft, die schließlich den Umschwung im Geist des Volksganzen zustande bringt, die innerlich den Widerstand überwindet und niederbricht, und nach deren Siege wie über Nacht die neue Periode da ist, in der die Bahn für das Christentum frei ist.

Aber so gewiß dieses Zeugnis des Wortes, der Tat und des Leidens die eigentliche Kraft ist, die dem Christentum im Volksganzen den Boden bereitet, so gewiß wirken auch äußere Kräfte zur Vorbereitung der zweiten Periode mit. Die Schwarzen merken die Überlegenheit der Weißen, nicht so sehr des weißen Missionars, der als Einzelner unter ihnen lebt und keine Gewalt über sie hat, als die der Gesamtheit der weißen Einwanderer. Die Weißen können mehr, als sie können, und sie schlagen den Schwarzen schließlich in jedem Kampf. Das hat manchen Häuptling veranlaßt, einen Missionar bei sich aufzunehmen. Er wollte einen ihm freundlich gesinnten Mittelsmann haben, der ihm im Verkehr mit den weißen Machthabern hülfe. Seine Botschaft interessierte ihn wenig. Doch hatte er dem Evangelium damit einen berechtigten Weg in sein Volk geöffnet

Er quälte nachher die Gläubigen, aber den Missionar wieder zu vertreiben, verbot ihm in den meisten Fällen die Klugheit und auch die Rücksicht darauf, daß ein König sein Wort nicht brechen soll. So machte Politik und Diplomatie des Häuptlings der Mission Bahn und schützte sie, wenigstens in gewissem Umfang.

Das völlige Niederbrechen der Häuptlingsmacht durch die Burenregierung hat an manchen Stellen die Völker frei machen helfen, sich dem Einfluß des Evangeliums hinzugeben, z. B. im Osten von Mpome-Kratzenstein, und hat den Trieb ausgelöst, sich die geistigen Kräfte der Weißen, zunächst ihre Bildung, anzueignen, die man nur in den Schulen der Mission finden konnte. Die Wirksamkeit dieser äußeren Beweggründe ist Tatsache. Aber sie haben nicht an allen Stellen gleich stark und gleich schnell gewirkt. Auch der Häuptling Maloboch in den Blaubergen ist von den Buren geschlagen. Die Häuptlinge im Gebiet von Makapanspoort sind hart geschlagen. Die Sulu sind geschlagen. Doch haben sie darum wohl vor dem Weißen, aber noch lange nicht vor dem Christentum kapituliert.

Wachstum der Gemeinden.

Wo aber diese Kapitulation innerlich vollzogen ist, wo das Volk als Ganzes niemanden mehr ernstlich hindert, Christ zu werden, da beginnt das Wachstum und die Entwicklung der zweiten Periode. Jetzt kommen viele, die früher wohl Neigung hatten zu kommen, aber bei den Schwierigkeiten nicht den Mut dazu fanden. Andere sagen: „Mein Vater, meine Mutter, meine Kinder sind schon Christen. Ich will auch hören.“ Andere schicken ihre Kinder zur Schule der Mission mit dem mehr oder minder ausgesprochenen Einverständnis, daß sie auch Christen werden sollen. So wächst die Zahl der Taufbewerber ins Große, und die Zahl der Gemeindeglieder wächst. Die Ausbreitung des Glaubens findet wohl noch im einzelnen Widerstand, aber der Gesamtwiderstand fehlt. Die einen freuen sich des Neuen, und die anderen schicken sich darein, weil es nun einmal nicht anders ist. Aber man hindert die Ausbreitung des Evangeliums nicht mehr ernstlich. Die blühenden, großen Gemeinden in den Stammesgebieten: Kreuzburg, Medingen, Mpome-Kratzenstein, Wallmannstal stehen in der zweiten Periode ihrer Entwickelung. Und auch bei kleineren, wie Maka-

panspoort, Bischoffkreuz, Matlale, Neu-Halle scheint die neue Zeit anzubrechen.

Damit, daß es leichter geworden ist, Christ zu werden und leichter, Christ zu sein, wird auch der Charakter der Gemeinden in etwas verändert. Wenn auch der innere Wunsch nicht fehlte, so haben doch bei der großen Zahl der Neuhinzugekommenen äußere Motive zur Entscheidung mitgewirkt. Bei einigen haben überhaupt nur äußere Beweggründe gewirkt. Demgemäß sind die vergrößerten Gemeinden in ihrem Christentum nicht so fest wie die alten, kleinen Stammgemeinden. Die Alten klagen, es sei ein großer Schaden, daß es jetzt so leicht sei, Christ zu werden. Das Christentum der Gemeinden werde minderwertiger. Die Beobachtung scheint zutreffend, und die Klagen wären berechtigt, wenn nicht immer wieder Bekehrungen der innerlichsten Art, wie bei den Erstlingen, vorkämen. Wenn Leute dieses Schlages in der Gemeinde ausstürben, dann wäre die Kraft des Christentums in ihr dahin. So lange sie aber da sind, ist das Neue nicht zu beklagen, sondern es muß mit Dank begrüßt werden. Statt der Aufgabe des Leidens ist den ernsten Christen jetzt die Aufgabe zugefallen, den anderen Halt zu gewähren und sie erziehen zu helfen, den Sauerteig darzustellen, der allmählich die Scheffel Mehls durchsäuert. Darum ist es verkehrt, von Minderwertigkeit der Gemeinden zu reden. Das Alte ist vorhanden, aber ein großes Neues ist dazugekommen. Die Gemeinden haben in der Entwickelung ihren christlichen Charakter so wenig verloren, wie ein Baum seinen Charakter verliert, der, nachdem er klein in Stürmen und Unwetter Festigkeit gewonnen hat, sich weit breitet und viele Blüten ansetzt, die nicht alle zu Früchten werden. Diejenigen, die lediglich aus äußeren Beweggründen gekommen waren, fallen wieder ab; die, denen die veränderten Verhältnisse den Schritt ermöglichten, die aber doch guten Willens waren, entwickeln sich langsam an der Kraft des Stammes zu brauchbaren Christen. Freilich muß in solcher Periode verschärfte Kritik bei der Aufnahme geübt werden, aber an sich ist die Entwickelung normal und erfreulich.

Wie sieht nun unter entwickelteren Verhältnissen Leben und Arbeit auf einer ländlichen Station aus?

Singende Schulkinder
(Ramokchopa).

Leben und Arbeit auf einer ländlichen Station.

Ich führe den Leser durch eine solche auf dem Wege, den ich auf meiner Reise oft gemacht habe. Wir nähern uns dem Dorf. Eine Schar von Kindern und Erwachsenen kommt uns singend entgegen. Worte einer fremden Sprache, aber getragen von unseren heimatlichen Choralmelodien, dringen an unser Ohr. Der Sängerchor begleitet uns bis zum Missionarshaus. Dann wird der Wagen verlassen und es geht ans „Grüßen". Alle wollen ein freundliches Wort hören, alle wollen einen Händedruck haben. Das dauert seine Zeit, denn die Zahl der Sänger ist inzwischen durch weitere Teile der Gemeinde verstärkt worden, die sich zur Begrüßung eingefunden haben. Endlich ist der letzte Händedruck gewechselt, und wir treten ins Haus. Nicht immer ist der Gesang damit schon vorüber. Der Schwarze singt sehr gern. Als wir in Tschakoma ankamen, sangen die Kinder mit solcher Begeisterung und schwenkten ihre schwarz-weiß-roten Fähnchen, die dem Lehrer aus Deutschland zu Ehren hergestellt waren, mit solchem Eifer, daß die Tiere am Packwagen scheu wurden und die Deichsel zerbrachen. Und als wir in die Wohnung gegangen waren, zogen sie wohl eine Stunde noch singend um das Haus herum. Ich hatte nach der ersten Begrüßung einigen der Kleinen gesagt, daß ihre Fahnen zwar sehr schön seien,

Missionarshaus in Cha Matlale.

die schwarze Farbe aber nach oben gehöre. Als ich später wieder heraustrat, sah ich, daß die, deren Fähnchen die Farben in verkehrter Reihenfolge gezeigt hatten, schnell den Fehler gebessert hatten.

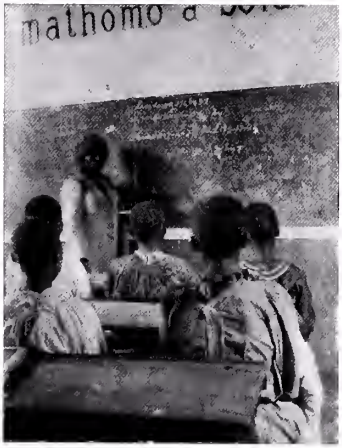
Nach kurzer Rast gehen wir in die Schule. Sauber gekleidete Kinder sitzen auf den Bänken. In den besser eingerichteten Schulen sind auch Schultische vorhanden. Tafeln und Griffel, Schreibhefte, Fibel, Lese- und Rechenbücher sind da. Eine Wandtafel ist vorhanden, Karten und Tafeln für den Gesangunterricht in Tonic-Sol-fa[1] hängen an den Wänden. Vor den Kindern steht der schwarze Lehrer. Häufig ist für die Kleinen auch noch eine schwarze Lehrerin angestellt. Ist ein geprüfter Lehrer vorhanden, so ist die Lehrerin meist nur eine Hilfskraft. Mädchen, die fünf Jahreskurse der Schule mit Erfolg durchgemacht und Lust und Geschick zum Unterricht gezeigt haben, werden mit kleinem Gehalt als Hilfslehrerinnen angestellt und machen ihre Sache oft vortrefflich.

Der Unterricht beginnt. Da wir der Sprache nicht mächtig sind,

[1] Ich fand diese Gesangunterrichts-Methode, bei der nicht nach Noten, sondern nach fortlaufend geschriebenen Buchstaben und Schriftzeichen gesungen wird, bei allen unter Regierungsaufsicht stehenden Schulen in Südafrika.

Baßuthokinder im Kraal
(Makwäla).

Aufgen. v. Miss. C. Hoffmann.
Tafel zeigen!



Aufgenom. v. Miss. C. Hoffmann.
Rechenunterricht.

können wir die Leseübungen nur auf Lautrichtigkeit, die Schreibhefte nur auf Sauberkeit und gute Handschrift prüfen. Bei den größeren Kindern geht's mit dem Verständnis besser. Der Unterricht wird in englischer oder holländischer Sprache erteilt. Ich habe den Eindruck gehabt, daß eine unsrer, unter Regierungsaufsicht stehenden Missionsschulen hinter dem Stand einer einklassigen deutschen Landschule in der Regel nicht zurücksteht. Auch das Kopfrechnen geht meist gut. Wenn man früher behauptet hat, die Schwarzen könnten nicht rechnen, so hat das zweifellos seinen Grund in den endlosen Zahlwörtern der Eingeborenensprachen gehabt, bei denen es unmöglich ist, die Aufgaben schnell zu übersehen. Heute, wo man englische oder holländische Zahlwörter gebraucht, werden die Aufgaben zum Teil überraschend schnell und sicher gelöst.

Aufgen. v. Miss. C. Hoffmann.
Erdkunde.

Aber wir sind in einer Missionsschule. Auch der Religionsunterricht kommt an die Reihe. Er wird wieder in der Muttersprache erteilt, und der Missionar muß flüsternd helfen, damit wir Fragen und Antworten verstehen. — Nun Begrüßung, Anerkennung und Mahnung an die Kinder, vor allem Mahnung zur Dankbarkeit, und befriedigt verläßt nach dem wichtigen Akt das kleine Volk das Schulzimmer, durch dessen Fenster während der Prüfung Väter und noch mehr Mütter

Aufgen. v. Miss. C. Hoffmann.
Freiübungen.

Aufgen. v. Miss. C. Hoffmann.
Nach Hause!

von außen hineingesehen und ihren Sprößlingen zugehört haben.

Andere Gestalten treten in den Raum. Ältere Knaben, junge Männer, junge Mädchen, Männer und Frauen — manche Frau hat ein Kindchen im Tragetuch auf dem Rücken — alte Leute, deren Haar weiß zu werden beginnt. Es sind die Taufbewerber. Der Helfer tritt vor sie hin, unterrichtet und fragt. Verschieden, wie die Lebensalter, sind die Antworten an innerem und äußerem Verständnis, verschieden der Ausdruck der Gesichter an innerer Anteilnahme. Neben den weichen Zügen der Jugend, die alten Gesichter, in die ein langes Leben seine Schriftzüge eingegraben hat. Hier und da ein stumpfes, ja, ein erschreckendes Gesicht. Daneben ein anderes, das der Ausdruck neuen inneren Lebens zu verklären beginnt. — Hinter dem Helfer aber, der sich um seine so verschiedenen Schüler müht, dringen die Strahlen der Spätnachmittagssonne durch das Fenster in den Raum und füllen ihn mit Licht. Ist nicht der Helfer selbst auch ein Lichtträger, und steht nicht hinter ihm der, der von sich gesagt hat „Ich bin das Licht der Welt", der große Säemann, der durch seinen armen schwarzen Knecht seinen Licht- und Lebenssamen ausstreut auf viererlei Acker? — Der Unterricht ist zu Ende. Noch ein freundliches Wort an die Taufbewerber und wir kehren zurück in das Missionarshaus, während die Sonne sich tief senkt und mit ihren Strahlen das Land in goldiges Rot taucht.

Am Abend gehen wir noch einmal ins Dorf. Die Glocke ruft die Gemeinde zur Andacht. In dem bescheiden erleuchteten Kirchlein hält der Helfer oder der Missionar den Abendsegen.

Der nächste Tag ist ein Sonntag. Wir betreten das gefüllte Gotteshaus. Nur der vordere Raum hat Bänke. Hinten hocken die Christen dicht gedrängt auf dem Fußboden. Der Mittelgang,

Philippus Bopape vor seiner Taufklasse
(Makwäla).

manchmal bis an die Stufen des Altars, ist gefüllt mit Heiden. Ich habe immer fröhlich die fremden Worte der Choräle mitgesungen, Liturgie und Predigt mit angehört, von denen ich nichts verstand. Während der Predigt aber habe ich den Ausdruck der Gesichter beobachtet und den Widerschein der Predigt in ihnen wahrzunehmen gesucht. Da zieht plötzlich ein vergnügtes Lächeln über viele Gesichter: „Warum lachen sie? Was hat der Missionar gesagt", frage ich leise den zweiten Missionar, der neben mir sitzt. — „Sie müssen das Lächeln bei unseren Leuten nicht mit dem europäischen Lachen bei gleichen Gelegenheiten verwechseln", ist die Antwort, „bei den Farbigen ist es das Zeichen, daß sie gut verstanden haben und ihnen die Sache völlig klar geworden ist. Der Bruder predigt über die enge Pforte und er hat ihnen eben gesagt, sie sei so enge, daß sie den großen Biertopf nicht mit hindurch bekommen könnten." — Es geht nicht immer so still zu, wie in unseren Kirchen. Die Frauen haben ihre Kinder mitgebracht — wo hätten sie sie sonst auch lassen sollen? — und je und dann ertönt Kinderweinen. Nach etlichen vergeblichen Beruhigungsversuchen erhebt sich die Mutter und geht mit dem Kleinen hinaus. Nach

Kirche in Kreuzburg.

einiger Zeit kommt sie zurück. Aber Unterbrechungen dieser Art tun der Andacht und der Wirkung der Predigt keinen Abbruch. — Am Schluß halte ich noch eine Ansprache, die gedolmetscht wird, und nach Gebet und Segen wird die Gemeinde entlassen.

Eine besondere Freude ist es für mich gewesen, wenn ich hier und da die reif befundenen Katechumenen habe taufen dürfen. Es sind Freudenfeste nicht nur für die Täuflinge, sondern auch für die Gemeinde und die Missionsarbeiter, wenn neue Scharen einrücken in die Reihen der Christen. Aber von besonders tiefem Eindruck sind mir die Abendmahlsfeiern gewesen. Ich gedenke der Feier in Emangweni, die im Vormittagsgottesdienst stattfand, und zu der sich die Abendmahlsgemeinde zusammengefunden hatte, nachdem eine große Zahl von Katechumenen getauft war, und ich gedenke der Abendfeiern der Gemeinden in Makapanspoort und Medingen. Da treten sie heran aus dem nur matt erleuchteten Kirchenraum, Reihe um Reihe, erst die Männer, dann die Frauen, still und ernst — in Medingen 400 Gäste nacheinander. Da sind Männer, deren Väter und die selbst noch nach siegreichem Kampf das Blut ihrer Feinde getrunken, das Fleisch ihrer Feinde gegessen haben. Sie trinken den Kelch dessen, der sein eigenes Blut vergossen hat auf den Boden der Menschheit, um als eine Quelle nicht mehr versiegenden neuen Lebens die Gottesliebe hinabsteigen zu lassen bis an die Wurzeln ihrer Seele. Da sind Frauen, die die ekelhaften Riten der Mannbarkeitsfeier durchgekostet und sich

entwürdigt haben, und sie essen das Brot im Reiche Gottes. — Auf einer Außenstation von Rosenstein (Natal) sagte mir der Helfer: „Lehrer, wir waren schwarze Tiere, aber ihr habt uns das Wort Gottes gesandt und uns so zu Menschen gemacht.“ In der Tat, das Wort Gottes macht aus Heiden Menschen.

Aber wir kehren zu dem Visitationssonntag zurück. Der Nachmittag ist für einen Gang durch die Station bestimmt. Die Dorfanlage ist auf den Stationen nicht überall die gleiche. Hier sind die Häuser zerstreuter, dort in regelmäßigerer Anordnung gebaut. Vielfach sind feste Baufluchtlinien innegehalten, und zum Teil ist die Anlage einem deutschen Dorfe so ähnlich, daß man erstaunt vor der heimatlichen Erscheinung in afrikanischem Gewande steht. Die charakteristische Lehmmauer (oder Rohrwand) um den viereckigen Hofraum, dahinter das Haus mit roten Lehmwänden. Aber die Straßenzüge wie daheim, und Baum und Strauch, hier reichlicher, dort spärlicher, um die Hoflage herum. Kirche und Schule beherrschen das Gesamtbild.

Wir treten hinein in ein Haus. Wie die Schwarzen zur Anlegung der Kleidung nicht getrieben zu werden brauchen — auch wenn der Missionar aus theoretischen Gründen dem widerstrebte, würden sie europäische Kleider anlegen; sie wollen nicht mehr so herumlaufen wie früher — so bauen sie jetzt willig viereckige Häuser, die mehrere Räume enthalten und in denen nicht mehr Vater, Mutter, Kinder und einiges Hausgetier zusammen logieren. Meist ist in der Mitte ein Wohnraum. Tische und Stühle, ein Sofa nach alter Burenart (Bankgestell mit Rücken- und Seitenlehnen, der Sitz aus kreuzweis befestigten Riemen aus Ochsenhaut hergestellt) sind vorhanden. Auf vielen Tischen habe ich Tischdecken gefunden, auf einem sogar eine Vase mit Blumen (die Frau hatte lange Zeit bei einer Missionarsfrau gedient). Auf der einen Seite des Wohnhauses der Schlafraum für die Eltern, auf der anderen der für die Kinder, hinten Küche und Wirtschaftsräume. Die Nebengebäude sind vielfach noch in der Form von Rondabeln errichtet. — Der Schmuck der Wände des Wohnraumes läßt freilich noch manches an gutem Geschmack vermissen. Schreiend bunte Bilder, die man vom Kaufmann erstanden oder Reklamebilder, die einem der

Dorfstraße in Bischoffkreuz.

Kaufmann umsonst gegeben hat. Aber — es soll auch anderswo so aussehen. Die Gleichheit der „Negerseele" mit der Seele anderer Menschenkinder ist erstaunlich. Zwischen den Bildern findet sich in vielen Häusern und jedenfalls in allen Helfer- und Lehrerhäusern ein Bücherbord. Bibel und Gesangbücher, Predigtbücher, kleinere Schriften in der Eingeborenensprache, Schulbücher sind dort aufgestellt. Ein näheres Hinsehen zeigt die Sprachbegabung der Leute. Schriften in Sepedi, in Setschwana, in Süd-Seßutho finden sich friedlich nebeneinander und sind benutzt. Wer einmal lesen kann, dem macht es, wie es scheint, keine große Mühe, auch beträchtlich voneinander abweichende Bantudialekte zu lesen und zu verstehen.

Nachdem möglichst viele Häuser besucht und freundliche, manchmal auch ernste Unterhaltungen geführt sind, suchen wir den Kirchhof auf. Er ist äußerlich meist gut gehalten. Eine zuweilen stattliche Mauer umgibt ihn. Die Wege sind sauber, aber die Grabhügel sind mit Steinen bedeckt, und allermeist wuchert zwischen ihnen Unkraut hervor. Manch Missionar führt einen Kampf darum, daß hier Wandel eintritt. Er tadelt, er mahnt, er bittet, man solle die Gräber in Ordnung halten, aber die alten animistischen Vorstellungen wirken noch nach. Zu einem Missionar sagten die Frauen unter Tränen: „Du kannst doch nicht verlangen, daß wir unseren Eltern und Kindern auf dem Kopf herumhacken." Ein Bild aber habe ich gesehen, freilich auf einer Station, die selbst nicht mehr im Stammesgebiet liegt, das mir den Sieg des christlichen Gedankens hell vor Augen gestellt hat. Ich war an einem Sonntag nachmittag in Botschabelo ausgegangen, um den Kirchhof zu besuchen. Da traf ich eine Gruppe von Frauen mit einem Bürschchen dabei, die, Blumen in den Händen, unterwegs waren, um ihre Gräber zu schmücken. Hier ist das Alte vergangen und eine neue, christliche Empfindung an seine Stelle getreten.

Schatten und Licht im christlichen Gemeindeleben.

Wir kehren nach Hause zurück. Da haben sich Helfer eingefunden. Es sind allerlei Gemeindesachen mit dem Missionar zu besprechen. Äußerliche Dinge: Zahlung von Gebühren, von Kirchenbeiträgen, Bau- und Reparaturangelegenheiten, aber auch Angelegenheiten des inneren Lebens der Gemeinde. Da ist ein Verstoß gegen das

Frauen auf dem Wege zum Kirchhof
(Botschabelo).

sechste Gebot vorgekommen. Hier haben sich Eheleute gezankt. Es ist eine böse Nachrede gegen ein Gemeindeglied entstanden, und Familien haben sich deshalb erzürnt. Vielleicht hat gar einer dem andern im Zorn Hexerei vorgeworfen. — Man sieht, die Gemeinde hat nicht nur eine Festtagsseite. Verfehlungen, in denen der „Neger" uns gleicht wie ein Ei dem andern, Verfehlungen, in denen noch nicht überwundene heidnische Vorstellungen mitwirken, kommen zu Gesicht. Und da sind Fälle, in denen die Schuldigen leugnen, und Freunde und Verwandte helfen leugnen.

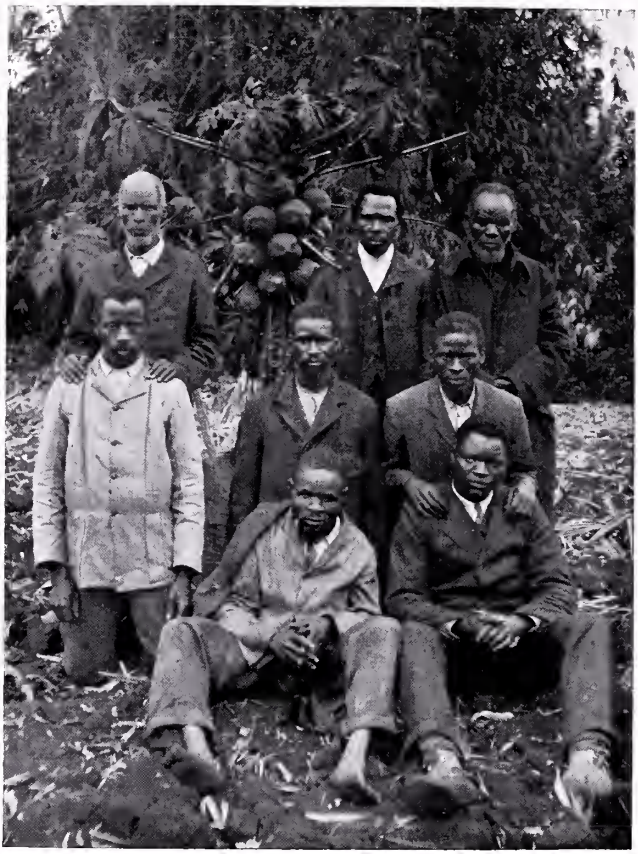
Es ist verschieden, in welchem Maße sich Rückwirkungen des Heidentums zeigen. Die Anfangsgeschichte der Gemeinde, die Festigkeit der Ältesten und Helfer, ob die Gemeinde unmittelbar oder entfernter unter den Einwirkungen der heidnischen Moschate (Hauptstadt) steht, spielen dabei mit. Aber jedenfalls — es sind reichlich Schattenseiten da und man möchte den Kopf hängen lassen. Aber zwei Dinge trösten wieder. Erstens: es wird mit Ernst Kirchenzucht geübt, und es ist eine viel größere Offenheit und Öffentlichkeit in der Besprechung des Wandels der einzelnen Gemeindeglieder vorhanden als bei uns. Die Ernsten in der Gemeinde ruhen und rasten nicht, bis sie dem Missionar geholfen haben, die Verfehlungen ans Licht zu bringen. Und ist dann das Unrecht eingestanden, so wird das Herz des Sünders wieder leicht, und er unterwirft sich in den meisten Fällen willig der Kirchenzucht: zeitweiligem Ausschluß vom Abendmahl, erneutem Besuch des Konfirmandenunterrichtes, Kirchenbuße usw.

Der Eingeborene erkennt — dazu hilft die Stammeserziehung mit — willig das Recht und die Notwendigkeit der Zucht an. Zu einem Ausgeschlossenen aus einer unserer Gemeinden sagten Aethiopier: „Komm zu uns. Wir nehmen dich, wie du bist. Du brauchst nicht erst Kirchenbuße zu tun." Der Mann antwortete: „Nein. Dann könnte ich ja nur gleich wieder ein Heide werden. Wenn ich zu einer Kirche gehöre, dann will ich auch zu einer anständigen gehören (d. h. zu einer, die auf Zucht und Ordnung hält)." — Freilich gehen auch manche im Trotz weg für Jahre und Jahrzehnte und tun nicht Kirchenbuße, und dieser und jener geht ganz wieder zu Grunde. Aber im großen wird Zucht geübt und Zucht angenommen.

Und noch ein Zweites tröstet. Neben den Schattenseiten strahlt hie und da die tiefe innere Veränderung hervor. Ich will ein Beispiel erzählen. Samuel Maharero ist bekanntlich nach dem südwestafrikanischen Kriege mit einem Teil seines Volkes durch die Kalahariwüste nach dem Osten gezogen. Ein Teil der Leute sitzt in Johannesburg, ein Teil nördlich des Limpopo, Samuel selbst mit der dritten Gruppe im Nordwesten Transvaals. Diese letztere Gruppe wandte sich an die Berliner Mission mit der Bitte um kirchliche Bedienung. Nach Überwindung vieler Schwierigkeiten, die die unbekannte Sprache verursachte, wurde kirchliche Versorgung eingerichtet. Die Hereroansiedlung bildet jetzt eine Außenstation der Station Malokong. Als jene Leute sich mit ihrer Bitte an uns wandten, sagte ein Eingeborenenkommissar zu ihnen: „Da ihr Christen seid, begreife ich wohl, daß ihr wieder Anschluß an eine Kirche sucht. Aber ich begreife nicht, daß ihr ihn bei einer deutschen Mission sucht. Ihr habt doch mit den Deutschen gekämpft und um ihrer willen euer Vaterland verlassen." — Die Leute antworteten: „Zwischen Deutschen und Deutschen ist ein Unterschied. Erstens haben wir von Deutschen unseren Glauben bekommen. Dann aber waren auch unter den deutschen Beamten Männer, die wir von Herzen Väter genannt haben und die wir heute noch so nennen würden." — Die Bewahrung eines solchen Gerechtigkeitsgefühls einem Volk gegenüber, mit dem man — ob mit Recht oder Unrecht kommt nicht in Betracht — bis aufs Blut gekämpft hat, ist ein Zeichen von der tiefgehenden Wirkung des Christentums. Und dies Wort der Herero ist gleichzeitig ein Ehrenzeugnis für die Arbeit der Rheinischen Mission, aus deren Pflege sie gekommen sind.

Arbeit in der Umgebung der Station.

Aber es kommen nicht nur Älteste und andere Leute mit Gemeindeangelegenheiten. Helfer kehren zurück von näheren und entfernteren Predigtplätzen und erzählen dem Missionar, wie sie aufgenommen sind, wo und wievielmal sie gepredigt haben. — Während wir die Station besichtigten, hat die Missionsarbeit auf den Predigtplätzen nicht stillgestanden. Einzeln oder zu zweien sind Helfer ausgezogen, um in den Heidenkraalen zu predigen, und manche werden von den weit entfernten Plätzen erst morgen zurückkehren, um dem Missionar Meldung zu erstatten, wie es ihnen



Die Helfer in Tschakoma.

auf ihren Predigtreisen ergangen ist, und ob sich vielleicht Leute gemeldet haben, die in den Taufunterricht eintreten wollen.

An anderen Sonntagen gehen auch Teile der Gemeinde, manchmal fast die ganze Gemeinde, mit auf die Heidenkraale. Auf zwei Stationen, Lobethal und Arkona, habe ich solche großen Heidenpredigten mit erlebt. Der Missionar hatte bei dem Häuptling Gottesdienst auf der „Moschate" angemeldet und war willkommen geheißen worden. Am Vormittag machte er es der Gemeinde im Hauptgottesdienst bekannt und forderte sie auf mitzugehen. Zur festgesetzten Zeit ergoß sich dann der Strom der Christen auf den

Weg zur Hauptstadt. Choräle singend ziehen sie ein. Im Kchoro (dem Ratsplatz) lassen sie sich nieder. Der Häuptling mit seinen Räten erscheint. Ein Teil Heiden sammelt sich im Kchoro; andere, namentlich Frauen, die sich scheuen einzutreten, sehen von außen durch den Palisadenzaun auf den Platz und hören zu. Von Gesängen umrahmt werden zwei oder drei kurze Ansprachen gehalten mit der Aufforderung zum Glauben. Dann ziehen Gemeinde und Prediger wieder ab.

Der Dank der farbigen Christen.

Der Lehrer aus Deutschland will am nächsten Morgen weiterreisen. Da ertönt noch einmal Gesang vor dem Haus. Ein Teil der Gemeinde steht da, um zum Abschied zu grüßen. Ein Helfer tritt vor und hält eine Ansprache. Die Schwarzen sind geborene Redner. Ich habe mich oft der Feinheit ihrer Wendungen gefreut. Die Gemeinde wird aufgefordert zum Dank gegen die Väter (das Komitee), die einen der Ihrigen über das große, schreckliche Meer geschickt haben, und zum Dank gegen den Gast, der sich solcher Mühsal unterzogen hat. Diese Aufforderung kehrt regelmäßig wieder. Dann folgt irgend eine besondere Ausführung. Ich führe eine an. „Ich bin auch einmal an der Küste gewesen und habe das Meer gesehen. Wißt ihr, das Meer ist manchmal groß und manchmal klein. Wenn es groß ist, bringt es allerlei gute Dinge mit sich: Muscheln und schöne, bunte und wertvolle Steine. Wenn es dann wieder klein geworden ist, gehen wir auf den Sand und holen uns die guten Dinge. So ist es mit uns. Jetzt, wo der große Lehrer hier ist, ist das Wasser hoch. Wenn er wieder fort sein wird, wird es klein sein. Dann werden wir gehen und uns die guten Dinge holen, die er hier gelassen hat. Und die guten Dinge sind die Worte, die er zu uns geredet hat." — Dem Dank gegen den Gast folgt in einer häufig fast beschämenden Weise der Dank gegen die Gesamtheit der deutschen Christen, den der Gast übermitteln soll, für die große Liebe, mit der sie sich der Schwarzen dadurch annehmen, daß sie ihnen das Wort Gottes und Lehrer des Wortes Gottes senden. — Nicht überall ist diese Danksagung gleich ausdrucksvoll. Wo die Gemeinde mit vielen Weißen zusammenlebt, klingt sie manchmal schon etwas gedämpfter; aber in den Stammesgebieten

trägt sie allermeist den Stempel lebendiger und ungetrübter Empfindung. Und wollte man an den Worten noch zweifeln, so kommt der Tatbeweis. „Wir wollten dem Lehrer auch ein kleines Hühnchen mitgeben (die bescheidenste Art der Bewirtung bei den Eingeborenen), damit er auf dem Wege nicht zu hungern braucht." Damit überreicht ein Ältester eine Sammlung, die die Gemeinde für die Reisekosten des großen Lehrers veranstaltet hat. Die kleinen Hühnchen der afrikanischen Gemeinden haben ausgereicht, um meine Reise von Berlin bis Berlin, die Ausrüstung und zehneinhalbmonatliche Reisen in Südafrika zu bezahlen, und ich habe 1600 Mark zurückgelassen, die Zwecken der Missionsarbeit zugeflossen sind.

Es ist dunkel geworden. Wir gehen zur Ruhe. Noch klingt draußen hier und da ein Choral oder ein geistliches Volkslied. Wie haben es die Kinder dieser Generation gut! Gebete und geistliche Lieder, unter denen sie einschlafen und die sie früh am Morgen im Hause der Eltern hören, sind andere Klänge als der Schlag der Trommel, die monotonen Reigen, die tiefen Triller, die manchmal Tag und Nacht zu Saufgelagen im Heidenkraal erklingen. Und statt auf den Zauberspuk und die Ahnenanrufung wird ihr Denken frühe gerichtet auf den allmächtigen Vater im Himmel, auf den Heiland, der die Großen und Kleinen seiner Herde lieb hat. — Mögen auch noch manche Schatten da sein, an den Wänden der Häuser und in den Angesichtern der Menschen steht geschrieben, und über den Kindern und den Alten in Haus und Schule und Kirche liegt der Hauch des Wortes unseres Heilandes: „Siehe, ich mache alles neu!"

Außenstationen.

Die folgenden Tage sind für den Besuch einiger Außenstationen bestimmt. Die Außenstationen umgeben in weitem, manchmal sehr weitem Umkreis die Hauptstation. Leute aus der näheren Umgebung der Hauptstation besuchen auf ihr den Taufunterricht und schicken ihre Kinder in ihre Schule. Haben sich in weiterer Entfernung infolge der Reisepredigttätigkeit des Missionars und seiner Gehilfen Taufbewerber gemeldet, sind womöglich schon einige Christen gesammelt, so wird eine Außenstation eingerichtet, d. h. es wird ein besoldeter Helfer angestellt, der dem Gemeindlein sonntäglich Gottesdienste hält, die Morgen- und Abendandachten

leitet, die Taufbewerber unterrichtet und mit den Kleinen Schule hält. Auch von hier aus wird wieder im Umkreis Predigttätigkeit unter den Heiden geübt.

Die Berliner Mission hat auf ihrem südafrikanischen Missionsgebiet neben 56 Hauptstationen 297 solcher Außenstationen. Von Haupt- und Außenstationen aus wird außerdem auf 455 Predigtplätzen das Evangelium verkündet, so daß sonntäglich auf 808 Plätzen gepredigt wird. Der Vergleich der Zahlen ergibt, daß jede Station durchschnittlich etwas mehr als 5 Außenstationen hat. Aber der Durchschnitt macht hier nichts deutlich. In Wirklichkeit liegt die gewaltige Mehrzahl der Außenstationen im Gebiet der Stämme. In Nordtransvaal fallen auf eine Hauptstation durchschnittlich 9 Außenstationen, und mehrere Stationen haben viel mehr. Mpome-Kratzenstein hat 31 Außenstationen. Die Zahl der Außenstationen und die Ausdehnung des von ihnen aus bedienten Gebietes bezeichnen einerseits (wenn auch nicht immer) die Stellung der Stämme zum Christentum, andererseits sind sie Kraftmesser des von der Hauptstation aus entwickelten missionarischen Vorstoßes. Das letztere trifft natürlich nur für die ländlichen, nicht für die städtischen Stationen zu, deren Arbeit sich anders gestalten muß.

Je nach der Größe der Gemeinde und nach ihrem Alter ist die Arbeit auf der Außenstation reicher oder geringer entwickelt. Ich habe in Makuya (nordöstlichste Außenstation von Neu-Georgenholtz) in einem kleinen Rohrkirchlein mit der Gemeinde bei der Abendandacht zusammengesessen und mit ihnen den Worten des 121. Psalms gelauscht. — Es ist wunderbar, wie stark man die Kraft solcher Worte empfindet und wie unmittelbar man an ihnen Zuspruch aus der Höhe hat, wenn man sie mit wenigen Christen zusammen in der Einsamkeit, im weiten Heidenfelde hört und betet. — Ich habe in einer ebensolchen Rohrhütte in Groenfontein (Malokong) eine Anzahl von Herero getauft, habe in manchem schief und krumm gebauten Lehmhause dem Unterricht und dem Gottesdienste beigewohnt und habe in Ramokchopa (Kreuzburg) eine massive, sauber abgeputzte Kirche eingeweiht, an der auch das Auge des europäischen Maurers keinen Tadel für seinen schwarzen Kollegen gefunden hätte. — Kirchen und Schulen zu er-

Der Helfer Nathanael in Makuya
(Außenstation von Neu-Georgenholz).

richten ist, wie auf der Hauptstation, so auch auf den Außenstationen Sache der Gemeinden. Deshalb muß man sich am Anfang oft so behelfen, wie ich es auf Mpitimpitis Lokation (Rosenstein) vorfand, daß die Wohnung des Helfers zugleich auch Gottesdienst- und Schulraum ist. Später wird eine Kapelle gebaut, die für längere Zeit auch als Schule dient, und endlich ein stattliches Kirchlein, während die alte Kapelle ausschließlich für Schulzwecke in Gebrauch genommen wird. Muster für die innere und äußere Entwickelung der Außenstation ist immer die Hauptstation. Das gilt auch für den Aufbau des Christendörfleins. Ich habe manchmal meine helle Freude an den freundlichen kleinen Ansiedlungen gehabt.

Fünf Tage war ich mit dem Missionar Hoffmann unterwegs, um das östliche, im Gebirgslande gelegene Außengebiet von Mpome-Kratzenstein kennen zu lernen. Es waren herrliche Wege über Höhen und durch Täler, durch Urwald und über grüne Matten. Tief unter uns lag am ersten Tage nach mehrstündigem Ritt durch das Holzbuschgebirge das Tal des großen Letlaba. Drüben die steilen Höhen des Berglandes von Neu-Agatha. Im

Dorfstraße in Mamaïla.
(Außenstation von Medingen).

Süden die mächtigen Wolkenberge. — „Dort unten, da drüben, in dem Tal, in dem Tal, auf der Höhe liegt die, die, die Außenstation." — Es wird einem in solcher Gebirgsgegend mit ihren starken Geländeschwierigkeiten noch deutlicher als in der Ebene, wie absolut nötig die Schaffung vieler solcher Mittelpunkte des Christentums ist, wenn die Heidenstämme wirklich erreicht und mit dem Worte Gottes bekannt gemacht werden sollen.

Die Helfer.

Wesentlich die Notwendigkeit der Außenstationen bedingt die Schaffung eines berufsmäßigen Helferstabes. In den Anfangszeiten finden sich unter den Christen freiwillige Helfer, die ohne irgend ein Entgelt einen Teil ihrer Zeit für die Arbeit opfern. Noch heute stehen 347 solcher unbesoldeten Helfer im Dienst auf den Berliner Stationen in Südafrika. Muß aber, wie bei Anstellung eines Helfers auf den Außenstationen, die ganze Zeit eines Mannes gefordert werden, so wird der Dienst ein berufsmäßiger. Es wird ein bescheidenes Gehalt gewährt, und der Helfer ist, wie es in der Anfangszeit der Missionar war, Baumeister, Geistlicher, Lehrer, wandernder Evangelist in einer Person. Die Zahl der besoldeten Helfer in Südafrika beträgt 229.

Die Helfer alten Schlages mit geringer Ausbildung sind nicht die schlechtesten gewesen. Wenn es auch wohl vorkam, daß nach einiger Zeit einer oder der andere dem Missionar sagen mußte:

Aufgen. v. Miss. G. Eiselen.
Der farbige Geistliche Jan Sekoto bei der Bauarbeit.

„Lehrer, meine Schulkinder wissen jetzt alles, was ich selbst weiß", und die Prüfung ergab die Richtigkeit der Aussage, so war doch das, was sie geben konnten, für die Empfänger ein Reichtum gewesen; und mit ihrer Herzenswärme und Glaubensfestigkeit richteten jene einfachen Männer in der Gemeinde und unter den Heiden ihren Dienst sehr wirksam aus. Später ist eine planmäßige Ausbildung der Helfer in die Wege geleitet worden. Die Missionare hielten auf ihren Stationen Helferausbildungskurse ab. Dann wurde auch die Möglichkeit seminaristischer Ausbildung geschaffen. 76 seminaristisch ausgebildete Helfer standen 1911 im Dienst, nachdem 19 ältere, tüchtige und bewährte Leute nach Absolvierung eines theologischen Kursus ordiniert worden waren. Heute hat die Berliner Mission 22 schwarze Pastoren in Südafrika, und eine sehr viel umfangreichere Vorbildung für solche Pastoren ist für die Zukunft ins Auge gefaßt.

Auf den Außenstationen mit größeren Gemeinden steht zum Teil schon neben den Helfern ein Schullehrer an der Arbeit. Auf den kleinen, weit entfernten Außenplätzen liegt die ganze Last auf

einem Mann, und es ist manchmal keine kleine Last. Die Schule ist auf den Außenstationen vieler Bezirke ein Missionsmittel geworden. Die alten Heiden zwar suchen das Christentum noch nicht, aber ihre Kinder sollen lernen. So sind die Schulen nur zu einem Bruchteil von Christenkindern, daneben aber von vielen Heidenkindern besucht. Hier hilft das Elternhaus dem Lehrer noch in keiner Weise mit. Die Beschaffung von Lehrmitteln für die Kinder durch die Eltern ist schwer zu erreichen, und wenn auch die Alten nicht mehr viel dagegen haben, daß die Kinder später Christen werden, so nötigen sie sie doch vielfach, die Beschneidungsschule durchzumachen. Dann sieht eines Tages der Lehrer seine Kinderschar auf die paar Christenkinder zusammengeschrumpft, und kommen die anderen später zurück, so haben sie viel Übles aufgenommen, und die ganze Geduldsarbeit muß von vorn angefangen werden. Auf den Schulen der Hauptstationen kann man sich solcher Störungen mit größerem Nachdruck erwehren. Draußen in der Einöde gilt es mahnen, bitten, lehren und Geduld haben.

In der Predigt muß sich das Wort Gottes in das Gewand des Volksdenkens kleiden, und viele der Helfer verstehen es trefflich, an das Herz ihrer Landsleute heranzukommen. Ich erwähnte (S. 118) die Erzählung eines Moßutho von dem Mann, dem kein Zauberdoktor helfen konnte und der Hand an sich legte, weil sein Zwerchfell zerrissen war und er keinen Schlaf mehr finden konnte, nachdem er einen Gegner umgebracht hatte. Das war die Predigt eines Helfers, mit der er die Heiden hineinschauen ließ in ihr tiefstes, ungeheiltes Weh und sie ihr Unheil empfinden ließ. Wenn er dann schloß: „Jetzt ist der Arzt ins Land gekommen, der uns heilen kann, weil er Sünde vergibt. Es ist Jesus. Kommt laßt euch heilen!“ — so, denke ich, ist er verstanden worden. Es war das alte Evangelium in afrikanischem Gewande.

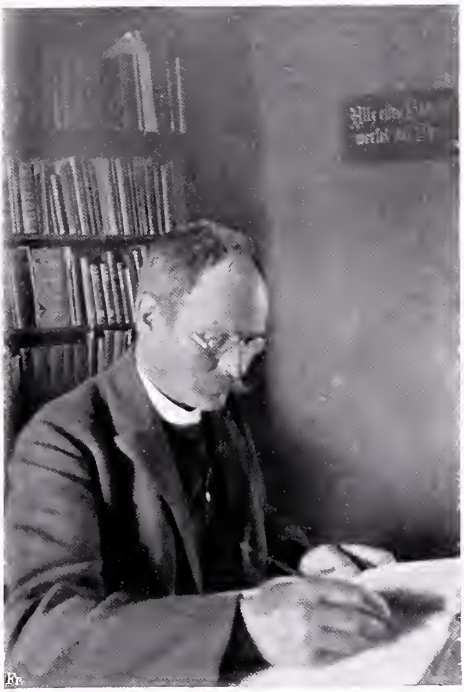
Die Heiden in den Stationsbezirken.

Ist das Netz der Außenstationen planmäßig ausgebaut, so daß möglichst das ganze Stationsgebiet in weiten Maschen mit ihm bedeckt ist, so breitet sich die Kenntnis des Christentums fast überall hin aus. Das hat zur Folge, daß die heutigen Heiden nicht mehr dieselben sind, wie die in früheren Zeiten. Manch Häuptling hat die Bibel gelesen und antwortet dem Missionar mit Bibel-

sprüchen, und sein Volk kennt das Christentum aus Anschauung und Predigt. Doch stehen gewaltige Scharen noch abseits. Im Kreuzburger Gebiet stehen neben 1617 Christen 30000 Heiden, in Medingen neben 1673 Christen 68000 Heiden, in Mpome-Kratzenstein neben 3158 Christen 37000 Heiden. Und diese Heiden lehnen persönlich das Christentum mehr mit Bewußtsein ab, als die früheren. Haben sie auch den Widerstand aufgegeben und lassen sie es über sich ergehen, daß die Gemeinde unter ihnen wächst, so kann doch der Missionar mehr als einmal von ihnen zu hören bekommen: „Wir wissen alles, aber wir wollen nicht Christen werden." — Ich halte das für keine Fehlentwicklung, sondern für eine normale und für das Christentum im Lande dankenswerte Entwicklung. Der schnelle Übertritt würde eine kaum zu bewältigende Aufgabe für den Missionar bedeuten und würde die geistliche Tragkraft der Gemeinden über das Maß belasten (ich rede nicht aus der Theorie). Aber ich halte die Ablehnung auch nicht für endgültig. Sie werden kommen, soweit man ihnen trotz der Ablehnung nachgeht. Im Stationsgebiet von Makapanspoort trennte sich der Hauptstock des Stammes von seinem Häuptling und zog in die Einsamkeit nach Machwatateng, um den christlichen Einflüssen zu entgehen. Aber das Christentum ging ihnen nach. Ein treuer Helfer suchte die Leute unermüdlich mit der Predigt auf. Jetzt schreibt der Stationsmissionar: „Getauft ist noch niemand, aber in den Häusern der einst so ablehnenden, ausweichenden, oftmals spottenden und schimpfenden Leute ist Gottes Wort als die frohe Botschaft bekannt und, wie die Versammlungen, zu denen man sich einfindet, zeigen, willkommen."

Umgestaltung der Arbeit des Missionars.

Daß die Arbeit des Missionars mit dem Wachstum der Gemeinden und dem Wachstum der Außenarbeit große Veränderungen erfährt, versteht sich von selbst. Hatte der Missionar anfangs alle Hände voll mit Bauarbeit zu tun, war er in seiner kleinen Gemeinde alleiniger Prediger und Seelsorger, Lehrer der Taufbewerber und Kinderschullehrer, war er der Mann, der eigentlich alle Arbeit tat, so gilt es heute, die eigene Predigt- und Schularbeit auf das durchaus Notwendige zu beschränken, aber in einem großen Gebiet eine durch viele getane Arbeit zu organisieren, zu leiten



Missionar Hoffmann in seinem Studierrondabel.

und bis ins einzelne zu überwachen. Reisen müssen einen großen Teil der Zeit des Missionars in Anspruch nehmen, wenn er die Arbeit so tun will, wie sie getan werden muß. Die Außengemeinden müssen besucht, die Arbeit der Helfer muß kontrolliert werden. Daneben fällt es dem Missionar, so lange er keine ordinierten Farbigen zu Hilfe hat, zu, überall die Taufen zu vollziehen, Abendmahlsfeiern zu halten und die Ehepaare zu trauen. Die Schulen müssen besucht, die Lehrer überwacht werden. Berichte der Arbeiter über Inneres und Äußeres sind daheim und auf den Außenplätzen zu hören. Entscheidungen in vielen Fragen müssen getroffen, Anweisungen verschiedenster Art erteilt werden. Aus dem Schullehrer ist ein Ortsschulinspektor vieler Schulen, aus dem Gemeindegeistlichen ein Bischof, aus dem Pioniermissionar ein Missionsstratege geworden, der seine Truppen an der richtigen Stelle anzusetzen, den Angriff auf das Heidentum zu leiten, die gewonnenen Stellungen zu behaupten und auszubauen und neue einzunehmen hat. Kann er daneben, wie vielleicht in der Anfangszeit, literarische Arbeit für die Eingeborenen tun, so weiß er, daß er damit nicht mehr einem kleinen Kreis, sondern einem weiten Gebiete dient.

Nicht vergeblich gearbeitet.

Auf zwei Stationen Nordtransvaals, Makapanspoort und Medingen, war es mir leider nicht möglich, die gerade auf diesen beiden Stationen reich ausgebaute Außenarbeit mit Augen zu

sehen. Einmal hinderte mich eigene Krankheit, das andere Mal Krankheit des Missionars, der mich hätte führen sollen, daran. So sehr ich das bedauerte, in einer Beziehung wurde es ein Vorteil. Gerade so konnte ich zweimal die Größe der geleisteten Arbeit sozusagen mit einem Blick überschauen. Obwohl weit, zum Teil sehr weit entfernt wohnend, strömten die Christen von den Außenstationen in Makapanspoort zu den Visitationstagen zusammen. Trupp für Trupp, schon von weitem angekündigt durch Gesang, rückte an, stellte sich vor dem Missionarshaus auf, grüßte den Gast und zog in die Station ein, die sich in eine Herberge und in ein Feldlager großen Stils verwandelte. Erhebende Gottesdienste konnten mit der Gemeinde gefeiert werden, und ungesucht offenbarte sich, welch warmes und reiches inneres Leben in diesen „harten Matebeleherzen" erwacht ist.

Größer noch, wie auch die Christenzahl im Gebiet eine größere ist, war der Zustrom in Medingen.[1]

Kopf an Kopf gedrängt begrüßte mich eine Gemeinde von Hunderten von Christen, so daß ich es aufgeben mußte, mit allen Händedruck zu wechseln. Christen und Heiden füllten am Sonntag die große Kreuzkirche bis auf den letzten Platz. Von der Abendmahlsfeier sprach ich bereits. Am Nachmittag des Sonntages, den ich auf der Station verlebte, wurde ein Missionsfest gefeiert. Gegen 1500 Christen hatten sich auf dem Festplatz versammelt. Die Darbietungen eines Posaunenchors und eines Sängerchors wechselten mit den Gemeindegesängen. Rings im Gebüsch lagerten Hunderte von Heiden, und auf der Seite des Rednerpultes hatten die Weißen der Umgebung, Engländer, Holländer, Deutsche Platz genommen. In drei Sprachen, Sesutho, Englisch, Deutsch (ich sprach deutsch, und meine Worte wurden gedolmetscht) wurden Ansprachen gehalten. Sie galten der lebenden Gemeinde, sie galten den Heiden und sie hallten hinüber zu dem stillen Friedhof jenseit des Festplatzes, auf dem ein Denkstein davon Kunde gibt, daß eine Deutsche, Fräulein Charlotte von Meding, die Station gestiftet

[1] Missionar Reuter rechnet als von Medingen aus mit dem Evangelium zu versorgen ein Gebiet von 10000 qkm. Freilich ist es bei weitem noch nicht ganz mit Außenstationen überzogen.

hat, und auf dem Schwarze und Weiße, Buren und Engländer dem großen Tag der Auferstehung entgegenschlafen.

Ich mußte zurückdenken. Vor 30 Jahren wurde die Arbeit begonnen. Länger als ein Jahrzehnt wurde hier das Christentum bis aufs Blut bekämpft. Drüben in Modubeng mußten schwarze Christen ihr Leben für ihren Glauben lassen. Medingen selbst bedrohte man mit Zerstörung. Den Missionar wollte man vertreiben, und heute — dies Bild. War es nicht eine Vergegenwärtigung dessen, der gesagt hat: „Es wird eine Herde und ein Hirte werden?" Und war es nicht ein Angeld auf die volle Erfüllung seines Wortes?

Glockenstuhl in Wonenthin.

Arbeit an farbigen, die unter dem vorwiegenden Einfluß von Weißen leben.

Die Art und Stärke des Einflusses der Weißen auf die Eingeborenen ist an verschiedenen Stellen Südafrikas sehr verschieden. Man könnte, wenn man die einzelnen Teile der farbigen Bevölkerung nacheinander ins Auge faßt, eine ganze Stufenleiter feststellen und würde zu dem Schluß kommen, daß in dem Maß des Einflusses der Weißen nur Gradunterschiede vorhanden seien. Aber auch das Thermometer zeigt nur Gradunterschiede, und doch ist es für die Natur ein beträchtlicher Unterschied, ob die Temperatur über oder unter Null liegt. So macht es sich auch für das ganze koloniale Leben scharf bemerkbar und wirkt auf die Gestaltung der Missionsarbeit bestimmend ein, ob die Farbigen vorwiegend unter dem Einfluß ihrer Stämme oder vorwiegend unter dem Einfluß von Weißen leben.

Unter den nordtransvaaler Landstationen ist Waterberg die

einzige, deren Zugehörige fast ausnahmslos auf Farmen wohnen, die Weißen gehören. In Südtransvaal haben Wallmannstal und in ihrer Außenarbeit Botschabelo, Edendale, Heidelberg, Potschefstroom, Ermelo, Wonenthin zum größten Teil mit „Ansiedlern" d. h. mit Leuten, die auf Farmen sitzen, zu tun. Das wirkt zunächst auf die äußere Gestaltung der Missionsarbeit ein. Auf einem sehr großen Gebiet leben verhältnismäßig wenig Eingeborene. Sie sind wirtschaftlich und in der Verfügung über ihre Zeit abhängig von ihren weißen Herren. So gilt es für den Missionar, sich mit den Farmherren in Verbindung zu halten, manch einen Besuch zu machen, um die Erlaubnis zum Bau einer Kapelle, einer Schule, eines Helferhauses und zu gottesdienstlichen Versammlungen zu erlangen. Sorgfältig muß überlegt werden, wo man Mittelpunkte schaffen kann, auf denen sich die im weiteren Umkreis wohnenden Farbigen am leichtesten zu Gottesdiensten sammeln und auf die sie ihre Kinder leidlich bequem zur Schule schicken können. Ist alles nach Wunsch eingerichtet — manchmal ist die Bitte bei dem weißen Herrn vergeblich, hier und da ist die Zustimmung nur gegen Zusicherung erheblicher Mietezahlung zu erlangen — so kann es geschehen, daß die Farbigen aus der Gegend verziehen, weil andere Arten der Bodenausnutzung in Anwendung kommen. Oder es fällt ein großer Platz als Erbe an eine Mehrzahl von Personen. Jeder Teilbesitzer drahtet jetzt seinen Platz ein, und Kirche und Schule ist plötzlich nur von einer ganz geringen Zahl von Farbigen erreichbar; die anderen können nur auf großen Umwegen zu ihnen gelangen. Außerdem ist in der Gemeinde ein stetes Kommen und Gehen, Anziehen und Abziehen im Gange. So muß der Missionar im Kulturlande beinahe noch mehr unterwegs sein als der Missionar im weiten Stammesgebiet, und er darf es sich nicht verdrießen lassen, wenn er nach weiten Wegen nur eine Handvoll Leute um sich sieht. Vor allem aber muß der Stab der Helfer und Ältesten aufs schärfste organisiert und disziplinierst sein und muß nach genauem Arbeitsprogramm seine Tätigkeit ausüben, wenn all den Zerstreuten die nötige Pflege zuteil werden soll. Zum Teil sind geistliche und weltliche Helfer vorhanden. Im Heidelberger Bezirk fand ich eine von Missionar H. Müller voll durchgeführte

Äußere Gestaltung der ländlichen Arbeit.

Buschmann. Besuch auf der Außenstation (Bethal. Ermelo).

Organisation dieser Art. Jedes Gemeindlein wählt sich einen Vorsteher für äußere Angelegenheiten (Besorgung der Geldsachen, Schlichtung von Streitigkeiten usw.) und einen Ältesten, der Seelsorge zu treiben und die kirchlichen Dinge zu besorgen hat. Die einzelnen Vorsteher haben sich einen Obmann gewählt. Die Ältesten arbeiten unmittelbar mit dem Missionar oder — im östlichen Teil des Bezirks — mit dem farbigen Geistlichen zusammen.

Neue innere Aufgaben.

Bedeutungsvoller aber noch als auf die äußere Gestaltung der Arbeit, wirkt das Leben unter den Weißen auf den Charakter der Gemeinden und damit auf die innere Seite der Arbeit ein. Mit dem Wegfall der Stammeseinflüsse gerät zwar manche unerwünschte Übung des Heidentums in Verfall, aber es verfällt damit auch die Gewöhnung an Zucht und willige Unterordnung unter die Autorität. Die neuen, weißen Erzieher wirken mehr auf die Umgestaltung des äußeren Lebens als auf Willen und Charakter, wirken vielfach überhaupt nur durch ihr Vorbild, und diese Einwirkung ist nicht immer gut. Aber auch wenn sie untadelig ist, der Farbige kann gar nicht ohne weiteres die Empfindungen der Pietät und der inneren Gebundenheit, die er früher seinem Stammesoberhaupt gegenüber hatte, auf die weißen Herren übertragen. Leicht bildet

sich die Stellung heraus, in der die Untergebenen dem Herrn gegenüber zwar die äußeren Formen zu wahren suchen, innerlich aber als kriegführende Partei ihm gegenüberstehen. Der Farbige wird listiger, schlauer, gewandter im Verkehr mit Weißen, aber mit dem Wegfall innerlich anerkannter Autorität auch gewissenloser. Er arbeitet sich in die Technik der Weißen ein, lernt vieles, das man im Stammesland nicht kennt, und wird selbstbewußter, unhöflicher, dreister. Am schärfsten tritt das bei den eigentlichen Oorlams[1] hervor, die Stammessitte und -Sprache überhaupt völlig vergessen oder nie mehr kennen gelernt haben. Das Aufwachsen in der Lebens- und Arbeitsweise der Weißen hat sie zwar äußerlich zu ihren Abbildern gemacht, aber ihnen nur in seltenen Fällen auch einen inneren Ersatz für das Verlorene gegeben. Dabei sehen die Oorlams in lächerlicher Überhebung auf die Eingeborenen herab. — „Ik is toch geen Kaffer nie“ (ich bin doch kein Kaffer[2]) sagt unter Umständen der Oorlam zu seinem Missionar. Aber auch die Nicht-Oorlams, die wirklichen Eingeborenen, die neuerdings ihren Stamm verlassen haben, um dauernd unter Weißen zu leben, werden unvermerkt mehr und mehr, wenn man den Ausdruck gebrauchen darf, „oorlamisiert.“

Die Aufgabe, vor die sich der Missionar gestellt sieht, der an Farbigen im Lande der Weißen zu arbeiten hat, ist noch schwieriger, als die, Stammesheiden zu gewinnen und Stammeschristen zu leiten und zu erziehen, wie es schwerer ist, einen festen Weg durch Moorland zu legen als über felsbesäte Bergzüge. Sorgfältige Arbeit am Einzelnen, dabei Geduld, Liebe und freundliches Verständnis, angespannteste Wachsamkeit und schärfste Kritik sind nötig, um unter diesen Umständen eine christliche Gemeinde zu bauen, deren Christentum nicht nur in Worten besteht. Daß es nicht wenige gute Gemeinden aus Oorlams gibt, ist ein Ehrenzeugnis für die Missionsarbeit.

---

[1] Vergl. S. 132.

[2] Alle Eingeborenen, auch diejenigen, die nicht zu den heute ethnologisch so genannten Kaffernstämmen gehören, werden von den Weißen „Kaffern“ genannt. Die Bezeichnung ist, heute wie ursprünglich, Ausdruck der Geringschätzung. Alle Eingeborenen lehnen sie ab.

Fast überall teilt sich auf den südtransvaaler Stationen die Gemeinde in eine holländisch redende Oorlams und eine Seßutho oder Setschwana sprechende Gemeinde. Das hat zur Folge, daß besondere Gottesdienste für jede Gruppe gehalten werden müssen und daß auch der Taufunterricht gesondert erteilt werden muß.

Die Arbeit in den Städten.

In den großen Städten tritt noch eine andere Teilung ein. Es sind geradezu zwei Gemeinden vorhanden, eine ständige, ortsangesessene, deren Glieder in den Lokationen wohnen, und eine ihre Mitglieder fortwährend wechselnde Gemeinde, die sich aus den zahlreichen Christen zusammensetzt, die aus den verschiedensten, zum Teil weit entfernten, ländlichen Gemeinden zu vorübergehendem Aufenthalt in die Stadt kommen, um Geld zu verdienen.

Eine geregelte Seelsorge für diese zerstreut in den verschiedensten Dienststellungen in der Stadt wohnenden Arbeiter vom Lande ist nicht leicht herzustellen. Der öffentliche Gottesdienst und der gelegentliche Besuch beim Missionar genügt nicht. Darum bestimmt in Pretoria Missionar Sack aus der Zahl der Glieder jeder ländlichen Gemeinde, die in der Stadt vertreten ist, einen zuverlässigen älteren Christen als Vormann. Dieser hat über die aus seiner Heimatgemeinde kommenden Christen zu wachen, Ab- und Zugang zu melden, dem Missionar bei der Seelsorge zur Hand zu gehen und ihn durch seine Mitteilungen zu rechtzeitiger persönlicher Übung von Seelsorge in den Stand zu setzen.

Diese Leute öffnen auch den Weg zu den aus der Heimat zugezogenen Heiden und helfen so bei einer in ihren Wirkungen weitreichenden Missionsarbeit. Auch die Heiden strömen von überallher zusammen. Bei einer Taufe, die Missionar Sack im Oktober 1911 vollzog, ergab sich, daß von den 21 Täuflingen 9 aus den Zoutpansbergen, 2 aus Sekukuniland, 1 aus dem Middelburgdistrikt, 2 aus dem Rustenburger Distrikt, 1 aus dem Waterbergdistrikt, 1 aus Sebetieles Volk, 1 aus Delagoabay und nur 4 aus dem Pretoriadistrikt stammten.

So gewinnt die städtische Arbeit eine doppelte Bedeutung für das Land. Einmal bietet sie den vom Lande zu vorübergehendem Aufenthalt in den Städten anwesenden Christen geistliche Versorgung und sucht sie in den mancherlei Versuchungen zu bewahren.

Inneres der Missionskirche in Pretoria.

— Der Vorwurf, daß der „Missionsneger" ein schlechter Mensch und unbrauchbarer Arbeiter sei, gründet sich ja in der Regel auf Beobachtungen, die in den Städten gemacht werden. Freilich ist der eigentliche Grund, ihn zu erheben, in den allermeisten Fällen überhaupt nicht unbefangene Beobachtung, sondern Ausfluß des Widerwillens gegen die Mission, die die Schwarzen heben will und — die christlich ist. Immerhin liefert der städtische „Neger" das Beweismaterial für das, was man bewiesen zu sehen wünscht. In der Tat entbehren die mitgeteilten Beobachtungen in einer ganzen Reihe von Fällen nicht der Wahrheit. Es sind nicht immer die besten Elemente, die sich zur Arbeit in den Städten drängen. Wenn auch eine ganze Zahl unter ihnen ist, die um rechtschaffener Arbeit willen gekommen sind und die im Interesse ihrer Familie besseren Erwerb suchen, so wird doch eine Schar, namentlich jüngerer Altersklassen, wesentlich durch Genuß- und Vergnügungssucht und die Hoffnung auf ein ungebundenes Leben angelockt. Es ist derselbe

Zug zur Großstadt wie bei uns, und er zeitigt dieselben Erscheinungen, nur ins Afrikanische übersetzt. Umsomehr hat die Mission die Pflicht, wenn sie es nicht schon um ihrer Aufgabe an den Heiden willen getan hat, um der Christen willen, die ihren ländlichen Gemeinden zugehören, die Städte zu besetzen. Die städtische Arbeit bekommt damit zum Teil einen Charakter, der an die Arbeit der inneren Mission erinnert.

Sodann aber kommen in den Städten auch viele Heiden zusammen, die von ihren Landsleuten der Kirche zugeführt werden und hier, fern von den hindernden heimatlichen Stammeseinflüssen, sich entschließen, in den Taufunterricht einzutreten und Christen zu werden. Was in dieser Beziehung in der Anfangszeit der südafrikanischen Mission die Hafenstädte waren, sind heute alle Städte, namentlich aber die großen Industriezentren. In neuerer Zeit mehren sich die Fälle, daß Bawenda, die in der Heimat unter dem Druck der gegen das Christentum gerichteten Volksstimmung sich von der Mission fern hielten, in den Städten die Gottesdienste aufsuchen und entweder als Getaufte zurückkehren oder nach ihrer Rückkehr in den Taufunterricht eintreten.

Viel Arbeit drängt sich in den Städten auf die Sonntage zusammen. Haben wir am Sonntag vormittag in Pretoria dem holländischen Gottesdienst für die ansässige Vorlamgemeinde beigewohnt und kehren mit dem Missionar in sein Haus zurück, so geht schon eine Fülle von Leuten mit, die ihrem Lehrer die verschiedensten Anliegen vortragen wollen. — Der Sonntag ist ja für die meisten von ihnen der einzige Tag, an dem sie über freie Zeit verfügen. — Weit stärker aber wird der Andrang, wenn der Sesuthogottesdienst am Nachmittag geschlossen ist. Dann verwandelt sich das Dienstzimmer des Missionars auch noch in ein Post- und Sparkassenbureau. Leute kommen, die Briefe befördert, Briefe geschrieben, Geld an ihre Angehörigen in der Heimat geschickt haben wollen, die Sparkasseneinlagen machen wollen usw., und es tritt einem greifbar entgegen, daß der Missionar hier nicht nur der städtischen, sondern auch zahlreichen ländlichen Gemeinden dient.

Spielt schon auf den ländlichen Stationen im Stammesgebiet

Vor der Einweihung des neuen Schulgebäudes
(Wallmannsthal).

die Schule eine bedeutende Rolle, so erst recht in den Städten und ihrer Nachbarschaft. Ich habe in Pretoria und Heidelberg, aber auch an anderen Orten Südtransvaals, beobachten können, welch lebhaftes Interesse die ortsangesessene Gemeinde der Schule zuwendet. Ihre Kinder sollen etwas lernen. Die Eltern wohnen und arbeiten unter Weißen. Sie wissen aus Erfahrung, welche Bedeutung Schulbildung hat. So machen denn auch die Schule und die Haltung der Schüler einen schon mehr europäischen Eindruck; auch die festlichen Veranstaltungen der Schule. In Pretoria führten mir am letzten Abend etwa 60 von den 200 Schülern und Schülerinnen, Lampions in den Händen, mehr als eine Stunde lang kunstvoll und sehr exakt ausgeführte Reigen vor, während die ganze Gemeinde an den Rändern des Turnplatzes stand und gespannt den Vorführungen der Jugend folgte. In Heidelberg gab der aus Schülern und früheren Schülerinnen gebildete Sängerchor an einem Abend ein Konzert, dem die Verteilung von Prämien an die besten Schüler folgte. — Daß die Schule unter solchen Umständen für den Missionar ein starkes Mittel ist, die Gemeinde zusammenzuhalten und erziehlich auf sie einzuwirken, liegt auf der Hand.

Eigentümlich haben sich die Verhältnisse auf den Stationen der

Sängerchor in Heidelberg
(Transvaal).

Die Stationen der Oranjesynode.

Oranjesynode gestaltet. Kaum irgendwo hat die Entwicklung der kolonialen Verhältnisse ihren Einfluß auf die Missionsarbeit so stark bemerkbar gemacht, wie hier. Freilich erstreckt sich die Anlegung der wenigen (acht) Stationen über einen Zeitraum von sechs Jahrzehnten.

Als die Berliner Mission im Jahre 1834 ihre erste Station Bethanien im Gebiet des heutigen Oranjefreistaates anlegte, handelte es sich um Arbeit an dem Hottentottenstamm der Koranna. Der Griquakapitän[1] Adam Kok schenkte den großen Platz, auf dem sich die Station befindet. Elf Jahre später wurde bei Pniel (unweit Kimberley) ein weiterer Platz für die Arbeit an den Koranna erworben. Auch die dritte Station Adamshoop sollte eine Landstation werden. Sie war für Bastards bestimmt. Das Familienoberhaupt der Oppermanns gab den Grund und Boden und erklärte sich mit seiner Sippe zu namhaften Missionsbeiträgen bereit. — Es ist eine bunte Völkermischung, die sich in den Oppermanns darstellt. Der Stammvater war ein Bengale, der, als

[1] Die Griqua, gleichfalls ein Hottentottenstamm, hatten damals die Regierung des Landes in Händen.

Das Ehepaar Cornelissen
(aus der Sippe der Oppermanns).

Sklave in die Kolonie gekommen, in der Folge aber frei geworden war. Er verheiratete sich mit einer Französin. Später kam Hottentotten- und Bastard-Hottentotten-, dänisches und deutsches Blut in die Sippe hinein. Heute tragen zwei Zweige derselben dänische bezw. deutsche Namen. Den augenscheinlich tüchtigen Gründern des Geschlechtes gelang es, was heute in Oranje nicht mehr möglich wäre, sich einen riesigen Landbesitz als Familieneigentum zu sichern. Mit der Station Adamshoop schuf Adam Oppermann eine Erscheinung, die in der Missionsgeschichte kaum wieder vorkommen dürfte, nämlich eine Station, die unter dem Patronat eines Farbigen stand. Auch sie war ausschließlich für ländliche Arbeit gedacht.

Nicht eine dieser Stationen hat ihren ursprünglichen Charakter

Spielende Schulkinder
(Koffyfontein. Adamshoop).

bewahrt. Zwar ist Bethanien auch heute noch Landstation, aber nur eine ganz kleine Zahl von Koranna ist dort noch vorhanden. Die Mehrzahl der Gemeindemitglieder besteht aus Betschwanen und Bastards. Zu den Außenstationen gehört eine Stadt: Reddersburg. — Ebenso gibt es auf Pniel nur noch ganz wenige Koranna. Der Rest sind Betschwanen und Leute aus allerlei Volk, die die auf einigen Teilen dieses Platzes betriebene Diamantengräberei herangezogen hat. Landbau und Industrie werden nebeneinander getrieben. Unter den Außenstationen befindet sich eine Stadt: Warrenton. — In Adamshoop ist neben den Oppermanns eine starke Betschwanengemeinde herangewachsen, und die blühende Außenarbeit wird in einer Reihe von Städten getan.

In der Folge sind nur städtische Stationen gegründet worden: Kimberley, Bloemfontein, Beaconsfield, Springfontein, Douglas. Während in Bloemfontein an den als Dienstboten in der Stadt lebenden Farbigen, an den Lokationsbewohnern und im Aussätzigenhospital, in Springfontein an ländlichen und städtischen Dienstleuten gearbeitet wird, ist in Kimberley und Beaconsfield neben die Versorgung der Bastardgemeinde ausgedehnte Arbeit in den Compounds getreten.

Compoundmission. Die Compoundmission, wie sie in Kimberley-Beaconsfield, in Johannesburg, von Edendale aus auf der Premiermine, in Nigel (Außenstation von Heidelberg) und anfangsweise in Koffyfontein

(Außenstation von Adamshoop) getrieben wird, ist eine völlig moderne Arbeit, die ihren ganz eigenartigen Charakter hat. Hier handelt es sich nicht mehr, wie in Pretoria und Bloemfontein um große, aber übersehbare Zahlen von Arbeitern, sondern um gewaltige Arbeitermassen, die einer eigenen Behandlung bedürfen. Das ganze südliche Afrika sendet Vertreter seiner Völker auf die Gold- und Diamantenminen, und unter den Hunderttausenden von Schwarzen, die die Compounds von Johannesburg und seinen Vorstädten, und unter den Zehntausenden, die die Premiermine, Kimberley und Beaconsfield bevölkern, sind schier unzählige Dialekte und Sprachen vertreten. Es ist begreiflich, daß hier, wo die Schwarzen zwar äußerlich unter schärfster Aufsicht leben, in der freien Zeit aber den schwersten Versuchungen aller Art ausgesetzt sind, die Gelegenheit für sie geboten ist, völlig zu Grunde zu gehen. Unter diesen Massen die Arbeit aufzunehmen, trieb die Mission in stärkstem Maße der schon erwähnte doppelte Beweggrund. Es galt, die Christen aus den eigenen ländlichen Gemeinden kirchlich zu versorgen und sie im Kampf um die Bewährung ihres christlichen Charakters zu stärken, und es galt, den zahllosen Heiden, die auf diesem Völkermarkt sich einfinden, das Evangelium anzubieten. Darum sind in den Compounds fast alle Missionsgesellschaften vertreten.

Wer an einem Sonntag morgen den Compoundhof betritt, hält es kaum für möglich, daß hier gepredigt werden könne. Schwatzen, Schreien, Lachen tönen dem Eintretenden entgegen. Es wird gehämmert, getanzt, musiziert. Ein Trubel größten Stils und fortgesetztes Getöse nimmt unser Ohr in Anspruch. Trotz alledem gelingt es, die Leute zum Hören des Wortes Gottes zusammenzubringen. Der Missionar oder sein Begleiter hat irgend ein Instrument mitgebracht und fängt an zu spielen. Einige Leute laufen herzu, andere folgen ihnen, und es bildet sich ein Kreis um den Missionar. Der Missionar spricht die Worte eines Liedes vor und läßt singen. Das Instrument und einige der Sänger halten die Melodie. Es wird eine kurze Ansprache gehalten. Dann geht es weiter. An einer anderen Stelle des Hofes wird eine zweite Ansprache gehalten. Dann werden andere Compounds aufgesucht. — So sah ich es in Johannesburg und in Boksburg. Die Arbeit in diesem Vorort von

Missionar Gottschling unter Compoundarbeitern (Boksburg).

Johannesburg hat die Berliner Mission 1911 von der Johannesburger Arbeit abgezweigt. In anderen Compounds sind von der Verwaltung Räume für Gottesdienste zur Verfügung gestellt. Der Missionar oder sein Helfer geht mit einer großen Handglocke läutend über den Hof, und Christen und Heiden versammeln sich in dem Gottesdienstraum. So sah ich es in Kimberley und Beaconsfield. Auch auf der Premiermine wird in besonderen Räumen gepredigt.

Wieder und wieder melden sich nach den Ansprachen und Gottesdiensten Heiden, die unterrichtet werden wollen. Helfer und Missionare halten an den Wochentagen Taufunterricht und suchen, von den schwarzen Christen eifrig darin unterstützt, durch Einzelgespräche neue Anknüpfungen.

Ist die Predigttätigkeit auf der einen Seite schwierig, weil äußerlich viel Ablenkung vorhanden ist, man sich auch in der einen Sprache, die gebraucht wird, nicht allen voll verständlich machen

kann, so wird sie auf der anderen Seite dadurch erleichtert, daß den Compoundarbeitern der Genuß geistiger Getränke fast völlig verwehrt ist und daß man es infolgedessen mit nüchternen Leuten zu tun hat, was bei der Predigt auf ländlichen Kraalen nicht immer der Fall ist. So kommt es, daß aus den Compounds jährlich wohl Tausende (die Berliner Mission hatte im Jahre 1911 allein in Beaconsfield 102 Taufbewerber) als getaufte Christen in ihre Heimat zurückkehren und daß kaum einer zurückkehrt, dem nicht das Evangelium bekannt geworden wäre. — Freilich ist für die Missionare die Tätigkeit in den Compounds eine entsagungsvolle Arbeit. Wenn sie sich auch an dem Erfolg unter den Heiden und dem geradezu hervorragenden Eifer der jungen Christen freuen dürfen, so tritt doch nur ein ganz geringer Bruchteil, wenn überhaupt ein Bruchteil, der neu Gewonnenen später in die eigene Gemeinde des Missionars oder auch nur in eine Gemeinde der eigenen Mission ein. Die große Mehrzahl wird als eine Saat des Christentums in breitem Wurf auf gewaltige Länderstrecken zerstreut, und der Missionar sieht sie auf Erden niemals wieder. Aber eine Missionsarbeit größter Art und Wirkung ist es, an der er steht.

Mission an den Bergwerksarbeitern wird auch von Botschabelo und Middelburg aus auf den benachbarten Kohlenbergwerken, von Malokong aus auf den Zinnbergwerken, von Lydenburg aus auf den Goldminen von Sabie getan.

Mission an Eisenbahnarbeitern.

Ein durch das Eindringen der Kultur der Weißen geschaffenes Werk ist auch die von dem Berliner Missionar in Laingsburg getriebene Mission an den Eisenbahnarbeitern. Sie hat mit der Compoundmission das gemein, daß sie an allerlei Volk, Bastards und Angehörigen der verschiedensten Eingeborenenstämme getan wird. Während aber der Compoundmissionar Massen von Menschen auf einer Stelle zusammenfindet und auf sie wirken kann, muß hier der Missionar kleine Gruppen und Einzelne aufsuchen, die über ein ungeheueres Gebiet verstreut sind. Seine Tätigkeit ähnelt in dieser Beziehung der des Missionars auf den Farmgebieten des Hochfeldes, nur daß seine, freilich mit der Eisenbahn ausgeführten Reisen noch weit ausgedehnter sind.

Laingsburg selbst ist ein kleines Städtchen in der Karoo, be-

kannt und gesucht als Lungenkurort, an der Bahn gelegen, die von Kapstadt nach De Aar und von da weiter nach Kimberley führt. In Laingsburg, de Aar, Kruitfontein, Touwsriver[1] sind kleine Gemeinden gesammelt, die wie jede andere Missionsgemeinde bedient werden. Im übrigen aber bereist der Missionar fast unablässig die Strecke von Laingsburg bis De Aar nordostwärts und von Laingsburg bis Hexriver und darüber hinaus südwestwärts. Jedes Wärterhaus und jede kleine Ansiedelung und Arbeiterniederlassung ist ihm bekannt. Überall übt er als Geistlicher und Seelsorger sein Amt in den Christenhäusern. Für die Heiden, die an der über 600 km langen Strecke arbeiten, ist er der Bote des Evangeliums. Da die Arbeit an der Bahnstrecke immer neue Leute, auch aus entfernten Gegenden heranzieht, fehlt es nicht an Heiden und deshalb auch nicht an größeren Zahlen von Leuten, die den Taufunterricht besuchen und als Getaufte entweder bei der Gemeinde bleiben oder in ihre Heimat zurückkehren. Dadurch unterscheidet sich Laingsburg von den übrigen Stationen in der Kapsynode. Hier wird noch in beträchtlichem Maße eigentliche Missionsarbeit getrieben. In den übrigen Stationsgebieten finden sich auch noch Jahr für Jahr Einzelne, die unterrichtet und getauft werden, aber namhafte Zahlen von Heiden sind nicht mehr vorhanden, und das Missionswerk tritt völlig zurück hinter der Pastorierung und hinter der Arbeit innerer Mission.

Arbeit an den Bastards in der Kapprovinz.

Die Bastards in der Kapprovinz sind zwar in der Hauptsache christianisiert, aber sie christlich zu erziehen und tüchtige Gemeinden aus ihnen heranzubilden, macht viel Mühe, noch viel mehr Mühe als die gleiche Arbeit an den Oorlams. Grund dafür ist nicht nur die Abstammung, die sie etwa zu körperlicher und geistiger Degeneration verurteilt hätte. Gewiß, es ist viel Krankheit und Schwachheit unter ihnen, aber kaum mehr, als unter den Weißen des Landes auch. Lungentuberkulose ist unter Weißen und Farbigen stark verbreitet; doch gibt es auch unter den Bastards Leute von hohem Alter. Als ich den inzwischen verstorbenen Zacharias Fortuin in Riversdale photographierte,[2] hatte er ein nachweisbares Alter von 121 Jahren. Seine Frau war in den Neunzigern. Aber die wirkenden Faktoren,

[1] In Touwsriver arbeitet auch die Rheinische Mission. [2] Vergl. Bild auf S. 45.

die ein tüchtiges Geschlecht hätten erziehen können, haben gefehlt. Stammeszusammenhang gibt es nicht, und die Weißen bekümmerten sich nicht viel darum, was aus dem Volk der Mischlinge werden sollte. Man war liberal genug, sie es nicht sonderlich fühlen zu lassen, daß sie keine Weißen waren; man gab ihnen Schulen und Arbeitsgelegenheiten. Aber das reichte nicht aus. Sie wurden dadurch den Weißen nahegerückt und waren doch keine Weißen. Sie hätten planmäßiger und sorgfältiger Erziehung und fester Leitung bedurft. Den Mangel zu ersetzen, war das Vorbild der Weißen an der Küste und vielfach auch im Lande wenig geeignet. Wer will sich wundern, daß unter solchen Umständen sittliche Schwachheit, Unlust zu ordentlicher und ausdauernder Arbeit, Aufgeblasenheit und Eingebildetheit neben mangelhafter Leistung sie vielfach charakterisiert. Zu dem, was an ihnen versäumt ist, kommt die Schädigung, die man ihnen zufügte, indem man ihnen den Gebrauch der geistigen Getränke des Europäers erlaubte. Die Folge davon ist, daß Trunksucht in schrecklichem Maße an der körperlichen, geistigen und moralischen Zerrüttung der Bastards arbeitet. Wenn man das alles in Rechnung zieht, so ist es erstaunlich, daß ein verhältnismäßig nicht kleiner Bruchteil von Bastards sich hochgearbeitet, eine wirtschaftlich feste Existenz erlangt und Leute hervorgebracht hat, die in der Weise der Weißen leben und in geistiger und Charakterbildung sich getrost neben ihnen sehen lassen können. Und es ist rührend zu sehen, wie große Zahlen der übrigen ringen mit den Übeln, die ihre Abstammung, der Mangel an Erziehung und die zahllosen Versuchungen unter den Weißen über sie gebracht haben, und wie sie einen wahren Verzweiflungskampf darum führen, innerlich und äußerlich festen Grund unter den Füßen zu gewinnen.

Sie hierin zu stärken und zu führen ist die Hauptaufgabe der kapländischen Mission. Ohne Zweifel hat die Berliner Mission — vermutlich haben es auch die anderen Missionen getan — in der Anfangszeit Fehler in der Erziehung begangen. Man hat die ohnehin anspruchsvollen Bastards verwöhnt durch Darbietung von unentgeltlichem Schulunterricht, durch geringes Heranziehen zu den kirchlichen Lasten usw. Heute ist das Bild anders geworden. Es

Eine musikalische Familie
(Der Lehrer Timotheus Groenewald und die Seinen in Anhalt-Schmidt).

ist den Gemeinden klargemacht, daß, wer kirchliche, wirtschaftliche und Bildungsvorteile haben will, auch Lasten tragen muß, und manche der Berliner Gemeinden macht auch nach dieser Richtung hin heute einen recht guten Eindruck. Im übrigen wird das von der Regierung unterstützte Missions-Schulwesen gepflegt.

In ihren Unterrichtserfolgen stehen die Schulen der Kapsynode an der Spitze der Berliner Missionsschulen. Auch die Schülerzahl ist beträchtlich. In dem noch nicht lange (seit 1907) als Hauptstation bedienten Kapstadt bildet die Schultätigkeit geradezu das Rückgrat der ganzen Arbeit. Durch die Erziehung des heranwachsenden Geschlechts wird das ältere Geschlecht mit erzogen. — Das Vereinswesen blüht ebensowohl auf den ländlichen Stationen Anhalt-Schmidt, Amalienstein, Herbertsdale, wie in den städtischen Gemeinden von Riversdale, Mosselbay, Ladismith und Kapstadt. Eine große Arbeit wird auf Mäßigkeits- und Enthaltsamkeitsvereine gewandt. Auch in den kirchlichen Gesangvereinen und Posaunenchören, die zum Teil hervorragende musikalische Leistungen aufzuweisen haben,[1] werden nur Leute geduldet, die sich im Gebrauch

[1] Ich hörte in Riversdale das Große Halleluja in erstaunlicher Vollendung singen und hörte in Anhalt-Schmidt Gesangsdarbietungen, die sich mit den besten europäischen vergleichen ließen.

geistiger Getränke tadellos halten. Jünglings- und Jungfrauenvereine wollen der heranwachsenden Jugend Halt bieten. Sterbekassen sind eingerichtet, um wirtschaftlicher Not zu wehren. Das ganze ist ein Kampf, der gleichzeitig um die wirtschaftliche, die geistige und die geistliche Existenz geführt wird, und er spitzt sich zu in dem Kampf gegen den Alkohol, der jegliche Existenz mit Vernichtung bedroht.

Daß in dem ganzen Gemeindeleben die Formen und Gewohnheiten des Lebens der Weißen nachgebildet werden, ist begreiflich. Wo die geregelten Abgaben für ordentliche und außerordentliche Gemeindebedürfnisse nicht ausreichen, veranstalt man Teeabende, Konzerte, Basare und ist erfinderisch, durch allerlei Verkäufe und Kollekten das Nötige zusammenzubringen. — Neuerdings fluten auch stärker als vordem moderne Gedanken in die Gemeinden hinein. Die African Political Organisation sorgt dafür, daß politische und soziale Fragen nicht zum Schweigen kommen. Die Missionare haben teilweise, um das Urteil der jungen Leute zu klären, Debattenabende in den Vereinen eingeführt und nehmen auch sonst die Gelegenheit wahr, in den Gemeinden über die die Öffentlichkeit bewegenden Fragen sich auszusprechen.

Es legt sich die Frage nahe, ob in künftigen Jahrzehnten, wenn die Einflüsse der Kolonisation der Weißen noch gewachsen sind, wohl überall die Verhältnisse in den Missionsgemeinden die gleichen sein werden, wie heute in der Kapsynode. In gewissem Sinne sicherlich. Die Formen, in denen sich das wirtschaftliche, gesellschaftliche, geistige und kirchliche Leben der Weißen bewegt, werden sich auch bei den Eingeborenen je länger je mehr einbürgern. Aber die Eingeborenen bringen einen Besitz an ursprünglichem geistigen Leben und an ursprünglicher Disziplinierung mit, der den Bastards abgeht, und ich glaube, daß die aus Eingeborenen gebildeten Gemeinden und Kirchen ursprünglicher und selbständiger bleiben werden und der christianisierte Teil der Eingeborenenwelt stärkere eigene Wirkungen auf das gesamte Kolonialleben ausüben wird, als es die Bastards vermögen.

Die Gemeinden in Britisch Kafferland.

Wir müssen noch einen Blick werfen auf die gleichfalls unter vorwiegendem Einfluß der Weißen stehenden vier kleinen Ge-

meinden, die die Berliner Mission im Osten der Kapprovinz in Britisch Kafferland hat. Die Arbeit beschränkt sich hier auf den Stamm der Xosa-Kaffern. Die Xosa haben, wie die Sulu in Natal, dem Christentum und der Kultur der Weißen starken Widerstand entgegengesetzt. Zwar ist das Heidentum der Xosa nur noch eine Ruine des alten Stammesheidentums. In seinen Formen und Wegen sich auszuleben, erlaubt die Kulturwelt ringsum und die bescheidene Ausdehnung der Farbigenländereien nicht mehr. Ein deutliches Beispiel dafür sind die schwachen Überreste der Feiern, die mit der bei den Xosa noch üblichen Beschneidung verbunden sind. Aber trotzig verschließt sich ein großer Teil von ihnen noch immer vor der Kultur und der Religion der Europäer. Auch der Xosa verdient sein Brot vielfach durch Arbeit unter den Weißen. Trotzdem ahmt er sie nicht nach. Die Heiden tragen, sobald sie unter sich sind, ihre eigene Tracht, rot gefärbte Decken und leben nach ihrer Väter Weise, soweit sie nicht der Kampf um die wirtschaftliche Existenz zwingt, von ihr zu lassen. — Das gilt nicht von allen Kaffern der dortigen Gegend, namentlich nicht von den Fingu, die durchaus den Weißen nacheifern und beträchtlich vorwärts gekommen sind. Was „Paganismus" ist, kann man heute an den Xosa studieren. Die Pagani bleiben zurück, weil sie Heiden sind, und ihr Los ist bei weiterer Zersplitterung der Stämme, wenn sie nicht Christen werden, unweigerlich soziale Proletarisierung.

Die kleinen ländlichen Gemeinden in Petersberg, Etembeni, Wartburg und in dem vor der Stadt Stutterheim gelegenen Bethel haben nicht wenige tüchtige Männer gehabt. Leitung und Erziehung der Gemeinden ist bei dem starken Eigensinn und dem Stolz, den sie mit ihren Stammesgenossen teilen, keine immer leichte Aufgabe des Missionars. Blühend haben sich in letzter Zeit die Außengemeinden in den Städten East London und King Williamstown entwickelt. Hier, wo die Berührung mit den Stammesheiden stärker unterbrochen ist, haben sich rührige und tüchtige Gemeinden gebildet, die im Schul- und Kirchenwesen energisch aus eigener Kraft vorwärtsstreben. Die Gemeinde in East London hat sich von Anfang an selbst erhalten, hat eine Schule, die bisher zugleich Kirche war, und Helferhaus erbaut und schickt sich jetzt

an, eine eigene, größere Kirche zu errichten. Sie hat aber, bis auf die Gewährung eines Vorschusses, von der Missionsgesellschaft bisher keine andere Hilfe erfahren, als die geistliche Bedienung.

Typisch ist die Entwickelung der ländlichen Stationen in Kafferland für einen Fehler, der in der Anfangszeit der evangelischen Missionen wiederholt begangen worden ist. Hinter dem Bestreben, Einzelne zu gewinnen, die Gewonnenen zu pflegen, sie christlich zu fördern und zu erziehen, trat, zumal bei den deutschen Missionen, alles andere zurück. Gewiß war die Arbeit, die man damit tat, nicht nur höchst wertvoll, sondern sie ist und bleibt der Kern aller Missionsarbeit. Wo dieser Kern fehlt oder verloren geht, sind die äußeren Erfolge der Missionsarbeit taube Ähren. Aber die Gefahr lag nahe, sich an den kleinen Häuflein der nächsten Umgebung genügen zu lassen, in ihrer Pflege aufzugehen und die Ausbreitung des Evangeliums, den Befehl „Gehet hin", zu vergessen. Es ist kein Wunder, daß man dieser Gefahr wiederholt erlegen ist. — So liegen heute die vier kleinen Stationen wie Inseln da, voneinander abgeschlossen und ohne Halt aneinander. Die dazwischen liegenden Gebiete sind von anderen Missionen besetzt.

Erst die vor einigen Jahren begonnene städtische Arbeit hat neues Leben gebracht, das auch auf die ländlichen Gemeinden zurückwirken wird, und der seit 1912 vollzogene Anschluß der kafferländischen Gemeinden an die stammverwandte Sulukirche Natals wird hoffentlich auch dazu dienen, die missionarische Arbeit und das kirchliche Leben im Kafferland zu stärken.

Schule in Pniel.

Besondere Arbeitszweige.

Das Bild von der Berliner Mission in Südafrika würde nicht vollständig sein, wenn wir uns an der Darstellung derselben nach den zwei Gruppen genügen ließen, deren Unterscheidung durch das Vorwiegen des Stammeseinflusses oder das Vorwiegen des Einflusses der Weißen auf die Missionsobjekte bedingt ist. Es gibt einzelne Zweige, die für das Ganze der Arbeit von größter Bedeutung sind, die aber bei einer solchen Überschau nicht ausreichend zur Geltung kommen. Die hauptsächlichsten will ich noch vorführen. Es sind: die ärztliche Arbeit in der Mission, die Frauenarbeit, die Ausbildung der Hilfskräfte aus den Farbigen, die literarische und die landwirtschaftliche Arbeit.

Ärztliche Arbeit.

Die Berliner Mission unterhält in Südafrika nicht, wie es vereinzelt bei anderen dort arbeitenden Missionen vorkommt und wie es auf neueren Missionsgebieten nach dem Vorgang der Amerikaner und Engländer auch von den kontinentalen Missionen zum großen Nutzen des Werkes getan wird, eigene Missionsärzte. Aber ärztliche Arbeit ist von der Tätigkeit des Missionars so lange nicht zu trennen, als nicht eine volle ärztliche Bedienung auch der Farbigen durch die Kolonialverwaltung oder die Entwicklung des kolonialen Lebens gewährleistet ist. Der Farbige kommt auch in seinen Krankheitsnöten mit Vertrauen zu dem Missionar,

den er kennt. Er würde nicht ohne weiteres mit demselben Vertrauen zu einem weißen Arzt gehen. Und hätte er das Vertrauen, so ist der Weg zum Arzt oft Tagereisen weit, und in eiligen Fällen ist überhaupt keine Hilfe von ihm zu erlangen. Will der Schwarze die Hilfe des weißen Arztes haben, so ist noch lange nicht jeder weiße Arzt gewillt, auch farbige Kranke zu behandeln. Und ist der Arzt gewillt, nicht immer sind die Patienten in der Lage, das ärztliche Honorar zu bezahlen. So bleibt, auch wenn sich der Missionar bemüht, bei ernsteren und nicht sofortige Hilfe erheischenden Fällen den Beistand eines wirklichen Arztes zu vermitteln, noch eine Fülle kleinerer und größerer Krankheitsnot übrig, bei der dem Missionar die natürliche und unabweisliche Pflicht zufällt, zu helfen, so gut er kann. Er darf dafür kein Honorar nehmen, aber die Hilfe verweigern darf er auch nicht. Er greift damit nicht in fremde Arbeit ein, sondern er tut ein Barmherzigkeitswerk, das anderenfalls nicht getan würde.

Bei dieser Sachlage läßt die Berliner Mission allen in ihrem Seminar zur Ausbildung kommenden Missionaren einen elementaren ärztlichen Unterricht erteilen. Ein Arzt vermittelt dem ältesten Jahrgang der Seminaristen die nötigsten anatomischen Kenntnisse, lehrt, wie Verwundungen und Knochenbrüche zu behandeln sind, wie bei Krankheiten und anderen Leibesnöten die erste und unter Umständen alle Hilfe geleistet werden kann, wie der Missionar tropischen Krankheiten vorbeugen oder ihnen entgegentreten soll, und gibt hygienische Anweisungen allgemeiner Art. Nach bestandenem Examen machen die jungen Missionskatecheten dann meist noch einen praktischen Kursus auf einer Unfallstation und unter Umständen einen Kursus bei einem Zahnarzt durch.

Wie nötig und wertvoll diese Anleitung ist, erkennt man draußen auf den Stationen. Es vergeht kaum ein Tag, an dem nicht morgens eine ganze Anzahl Hilfesuchender vor dem Missionarshause sich sammelte und an dem nicht im weiteren Verlauf einer oder der andere käme, um Arzeneien zu holen, eine Wunde behandelt oder einen Zahn gezogen zu haben. Von Zeit zu Zeit kommen ernstere Fälle: Knochenbrüche, schwere Verletzungen usw. Die Missionarsfrauen und Töchter müssen manchmal mithelfen. Eine

Missionarsfrau in Nordtransvaal mußte sich in Abwesenheit ihres Mannes entschließen, bei einem Unglücksfall eine größere Wundnaht auszuführen. Wertvoll ist die Hilfe der Missionarsfrau bei Entbindungen und die von ihr erteilte Unterweisung in der Säuglingspflege. Viele Kinder sterben im Säuglingsalter. Infolge von Sorglosigkeit und barbarischen Entbindungsmethoden bei den Eingeborenen läuft fast jeder Schwarze in Südafrika mit einem Nabelbruch herum.

Was im gewöhnlichen Tageslauf an ärztlicher Hilfe im Missionarshause und von ihm aus geleistet wird, vollzieht sich so unauffällig und geräuschlos, daß der Besuchende kaum besonders darauf achtet. Und doch, wieviel Gutes kommt dadurch auf die Schwarzen, wieviel Förderung erfährt dadurch auch das Missionswerk! Hilfe in Krankheitsnöten ist eine Tatpredigt der Liebe, die ohne weiteres verstanden wird und die auch das Verständnis weckt und wachhält für das, was die Mission überhaupt will. Dem, der in Leibesnot Hilfe gewährt, hört man auch mit Aufmerksamkeit zu, wenn er als Bote und Bringer der göttlichen Liebe redet.

An einer Stelle der Berliner Missionsarbeit in Südafrika hat aber die ärztliche Tätigkeit eine besondere Blüte gezeitigt. Die Frau des Missionars Franz in Blauberg war Diakonisse gewesen und hatte in ihrer Krankenhaustätigkeit speziell die Behandlung von Luëskranken erlernt. Als sie auf das Arbeitsfeld ihres Mannes kam, fand sie, daß diese Seuche hier (im Nordwesten Transvaals) eine ungeheure Ausbreitung gewonnen hatte. Sie wandte ihre Kenntnis an, verabreichte Medikamente, und in kurzer Zeit strömten von nah und fern die Kranken zu ihr. Viele bedurften längerer Behandlung; so bauten sie sich Hütten. Ein einfaches Rondabel ist bald errichtet; und neben der eigentlichen Station wuchs ein ganzes Dörflein heran, in dem die Kranken Herberge fanden. — Hatte die Frau ihre ärztliche Arbeit getan, so wanderten der Mann und sein Helfer unter den Kranken umher und brachte ihnen das Wort Gottes. Manch Samenkorn wurde da ausgestreut, das aufging und Frucht brachte in weit entfernten Gegenden, in die die Geheilten zurückzogen. Die ärztliche Tätig-

Krankenbehandlung in Blauberg.

keit der Frau Franz wuchs in dem Maße, daß schließlich die Transvaalregierung erklärte, sie könne ein so ausgedehntes Werk nicht mehr ohne Aufsicht lassen. Verhandlungen mit der Berliner Missionsgesellschaft führten zu einem Übereinkommen, nach dem die ärztliche Arbeit auf einen anderen Platz verlegt wurde und Frau Franz in den Dienst der Regierung trat. Ihrem Mann aber wurde volle Freiheit zugesichert, missionarisch unter den Kranken weiterzuwirken. Die Regierung errichtete auf dem ihr gehörenden, einige Meilen südöstlich von Blauberg gelegenen Platz Bochum die ärztliche Station. Der Missionar siedelte dorthin über, so daß jetzt Bochum Hauptstation, Blauberg Außenstation ist.

Als ich im August 1910 Bochum besuchte, fand ich unweit des Missionarsgehöftes ein kleines Hospital (Operationszimmer, Apotheke und Krankenzimmer für die Behandlung besonderer Fälle) und eine große Anzahl massiver Rondabel als Wohnhäuser für die Luëskranken. Die Schwarzen haben eine Abneigung dagegen, sich ohne Rücksicht auf Familien-, Sippen- und

Stammeszugehörigkeit mit vielen anderen zusammen in großen Räumen unterbringen zu lassen. Dem ist durch den Bau vieler kleiner Häuser statt eines großen Hospitals Rechnung getragen. Durch die zahlreichen Einzelbauten ist es möglich geworden, auf die nähere oder entferntere verwandtschaftliche Zugehörigkeit Rücksicht zu nehmen. Es ist das mit ein Grund dafür, weshalb Bochum bei den Schwarzen so beliebt ist.

In der Kirche, die der Missionar gebaut hat, in der außer den sonntäglichen Gottesdiensten die täglichen Morgen- und Abendandachten gehalten werden, sah ich mich bei der Begrüßung vor einer großen Krankengemeinde, die ein zum Teil erschütterndes Bild des Elendes darbot. Aber auch die sieghafte Macht der zum Elend sich wendenden und Elend überwindenden christlichen Liebe trat hier zu Tage. Ich stand an einer der Stätten des großen Arztes, zu dem sich je und je menschliches Elend gedrängt hat.

An dem Tage darauf hatte ich Gelegenheit, die Tätigkeit der Frau Franz näher kennen zu lernen. Mit ihrer Schwester, Fräulein Schulz, die sich, um ihr zu Hilfe kommen zu können, für diesen Zweig der Krankenpflege in Deutschland hat ausbilden lassen, wandert sie zwischen den Kranken umher, Wunden reinigend und verbindend, Medikamente verabreichend und andere ärztliche Hilfe erweisend. Morgens treten die Kranken alle auf einem Platz an, und die beiden Frauen haben lange Zeit mit ihnen zu tun. Aber auch im weiteren Lauf des Tages hört die Arbeit nicht auf.

Frau Franz hat sich einen Helferstab, zum Teil aus früheren Kranken, zum Teil aus den Waisenkindern, die wiederholt bei ihr zurückgeblieben sind, herangezogen und auf diese Weise willige und geschickte schwarze Krankenpfleger und Krankenpflegerinnen gewonnen. Da an einem solchen Platz natürlich auch sonst Hilfe gesucht wird, hat sie begonnen, auch schwarze christliche Frauen als Hebammen auszubilden, die unter ihren Leuten wertvolle Dienste leisten.

Seit meinem Besuch in Blauberg hat sich die Krankenniederlassung noch vergrößert, und Missionar Franz schreibt, wenn die weitere Vermehrung der Krankenbaracken um 15 neue Rondabel

ausgeführt sein werde, werde die Krankenstadt manches südafrikanische Städtchen in den Schatten stellen. Behandelt wurden im Jahre 1911 778 chronisch Kranke in 22892 Pflegetagen. Von Kranken, die nicht auf der Station blieben, sondern sie nur besuchten, um Rat und Medikamente zu erhalten, wurden behandelt 3564. Außer diesen Luëskranken suchten eine große Anzahl von Patienten mit anderen Leiden Bochum auf. Malaria, Lungenentzündung und andere innere Krankheiten, Schlangenbisse und Verletzungen wurden in 3549 Fällen behandelt.

Von ganz besonderem Wert ist die ärztliche Tätigkeit für die Mission auch dadurch, daß bei ihr dem Missionar ein so gründlicher Einblick in das ganze Leben und Treiben der Schwarzen geöffnet wird, wie es bei keiner anderen Arbeit möglich ist. Das dient dazu, auch den geistigen und geistlichen Stand der Schwarzen mit Sicherheit zu erkennen und in der eigentlich missionarischen Tätigkeit Fehler und Mißgriffe zu vermeiden, die aus ungenügender Kenntnis hervorgehen.

Frauenarbeit.

Wird die ärztliche Tätigkeit auf Bochum von Frauen getrieben, so ist das sonst Sache des Mannes. Dagegen umfaßt die weibliche Mitarbeit mehr als bloße Hilfe in der Bekämpfung von Krankheitsnöten. Die Berliner Mission hat in Südafrika keine eigentlich berufsmäßige Frauenarbeit, aber der Anteil, den die Missionarsfrauen in stiller, unauffälliger Weise an der Arbeit ihrer Männer nehmen, ist bedeutend und wichtig. Daß sie die Kinder in Nähschulen sammeln und sie in den weiblichen Handfertigkeiten unterrichten, die sie bei der Veränderung der ganzen Lebensverhältnisse brauchen, daß sie hier und da, wo die musikalische Begabung auf ihrer und nicht auf Seiten des Mannes liegt, die kirchlichen Gesangchöre leiten, bleibt dem Auge des Besuchers nicht verborgen. Aber wichtiger und tiefer wirkend ist der nicht an die Oberfläche tretende Einfluß, den sie auf das ganze Leben der christlichen Frauen ausüben als Beraterinnen in häuslichen und Familienangelegenheiten, zum Teil als Geburtshelferinnen, als Mahnerinnen und Führerinnen im geistlichen und sittlichen Leben. — An einigen Stellen leiten sie Bibellese- und Gebetsvereinigungen der christlichen Frauen und gewinnen dort Einfluß auf ein Gebiet

Frau Missionar Jonas mit ihrer Nähschule
(Bischoffkreuz).

der Gemeindeangelegenheiten, das dem Missionar mehr oder weniger verschlossen bleibt und das doch für das Ganze von so hoher Bedeutung ist.

Wir wollen nicht vergessen, daß die Missionarsfrau auch schon in ihrem Beruf als Hausfrau und Mutter dem Reiche Gottes einen Dienst leistet. Welch eine große Sache ist es, daß diese Frauen auf einsamer Station, oft in ungesunder Gegend, tapfer ausharren, dem Mann die Sorgen und Lasten seines Berufes tragen helfen, ihm ein freundliches Heim schaffen, die Kinder erziehen und während der häufig langen Reisetätigkeit ihrer Männer auf dem Posten tätig sind, den die Gemeinde aufsucht, und von dem aus die Gemeinde geistlich versorgt wird!

Neben der Missionarsfrau ist auch zum Teil die schwarze christliche Frau mit tätig an der Arbeit. Ich erwähnte die Schullehrerinnen. Aber auf einigen Stationen fand ich auch so bezeichnete und als solche anerkannte Diakonissen, die, wie die Helfer dem Missionar, so als Helferinnen für den weiblichen Teil der Gemeinde der Missionarsfrau und durch sie ihrem Mann zur Seite stehen. Es wäre wünschenswert, daß diese Einrichtung überall getroffen würde. Nicht im Hauptberuf und nicht den Gemeinde-

Diakonissen in Middelburg
(Transvaal).

körperschaften eingegliedert, aber als freiwillige und unbesoldete Helferinnen sollten überall solche Diakonissen, soweit ihnen ihre häuslichen Pflichten dafür Zeit lassen, den Dienst an Frauen und Mädchen der Gemeinde tun. Sie müßten, um der Anerkennung dauernd sicher zu sein, überall, wie das an einigen Stellen bereits geschieht, eine kirchliche Einsegnung für die Ausrichtung ihres Amtes erhalten.

Lehrer- und Helferausbildung.

Zu einem besonderen Zweig der Arbeit hat sich im Laufe der Entwicklung des Eingeborenenschulwesens die Vorbereitung der farbigen Lehrer und zum Teil auch die der Helfer herausgebildet. Diejenigen Regierungen, welche die Schulen für Farbige unter eine geregelte Aufsicht genommen, Lehrpläne und Unterrichtsziele festgelegt hatten, dafür aber auch regelmäßige und beträchtliche Zuschüsse leisteten, verlangten natürlich auch die Anstellung staatlich geprüfter Lehrkräfte. Um solche zu beschaffen, waren eigene Bildungsanstalten nötig. Die Regierungen selbst errichteten solche nicht, sondern überließen auch diese Fürsorge für die Farbigen im wesentlichen den Missionen. Es trat hier dieselbe Erscheinung zu Tage, die sich bei den Schulen selbst gezeigt hatte. Die Regierung

Eine schwarze Pfarrfrau
(Frau des farbigen Geistlichen Jan Sekoto).

hatte die gesetzlichen Bestimmungen und die finanziellen Hilfsmittel, die Mission aber von altersher die Schulen, so daß der Bericht der Eingeborenenkommission (1903—1905) erklärt, das Schulwesen für Farbige in Südafrika charakterisiere sich in der Hauptsache als ein „staatlich unterstütztes Missionsschulwesen." Es gibt in Kapstadt und vielleicht auch noch an anderen Orten Gelegenheit für Farbige, ein staatliches Lehrerseminar zu besuchen, auf dem sie mit Weißen zusammen unterrichtet werden; aber es ist mir nicht bekannt geworden, daß irgendeine Regierung Seminare unterhielte, die nur Eingeborene für Eingeborenenschulen vorbildeten.

Die Forderungen der Regierung an den Betrieb des von ihr

unterstützten Schulwesens sind verschieden. Gar keine Forderungen erhebt bis jetzt die Regierung des Oranjefreistaates. Sie unterstützt zwar die Missionsschulen, indem sie jährlich 4 Mark für jeden Schüler zahlt, kümmert sich aber weder um den Unterricht noch um die Befähigung der Lehrer. Dagegen stellen die Regierungen der Kapprovinz und Natals beträchtliche Ansprüche bezüglich der Schuleinrichtung, der Schulleistungen und der Vorbildung der Lehrer und lassen eine gründliche Überwachung der Schulen durch ihre Inspektoren eintreten. Ihrem Beispiel folgte im Jahre 1904 Transvaal, das zwar die Anforderungen nicht ganz so hoch spannte, aber auch eine sorgfältige Überwachung eintreten ließ.

Für die Schulen ihrer Kapsynode, ihrer kafferländischen und Natalstationen eigene Seminare zu eröffnen, mußte die Berliner Mission unterlassen, da die Zahl der zu versorgenden Schulen nur klein war und man Lehrer von den Bildungsanstalten anderer Missionen bekommen konnte. Zudem war es nach dem System der Kapprovinz möglich, jeder vollklassigen Schule Lehrerbildungsklassen dauernd oder zeitweise anzugliedern. Gefordert wird für den Eintritt in diese Klassen der erfolgreiche Besuch von sechs Jahresklassen der Elementarschule. Der Lehrerbildungsgang erfordert dann weitere drei Jahre, in deren beiden ersten neben Vorbereitung auf die spätere Lehrtätigkeit im wesentlichen der etwas erweiterte Unterrichtsstoff der 5. und 6. Elementarklasse wiederholt wird. Von der Möglichkeit, auf diese Weise Lehrer auszubilden, ist einige Male Gebrauch gemacht worden in Riversdale. Dauernd und in größerem Maßstabe wird solche Ausbildung betrieben in Pniel. Der gut ausgebauten Pnieler Schule, einer sogenannten Koststschule, die auch Pensionäre von außerhalb aufnimmt, wurden Lehrerbildungsklassen mit der Absicht angefügt, aus ihnen ein Vollseminar sich entwickeln zu lassen. Die staatliche Anerkennung einer Anstalt als Seminar ist erst bei einer bestimmten Schülerzahl möglich. Von Schulen der Berliner Mission können aber von Pniel aus nur diejenigen der Oranjesynode und teilweise die der kafferländischen Stationen versorgt werden. Der Bedarf dieser elf Gemeinden ist nicht groß genug, um die Füllung eines Vollseminars zu ermöglichen. Es wird deshalb

nötig sein, daß die Anstalt Zuzug von Lehreraspiranten auch aus anderen Missionen gewinnt.

Anders lag es in Transvaal. Die Fülle von Missionsschulen, die zu versorgen waren, hatte schon vor Einführung der Regierungsschulaufsicht zur Errichtung eines Seminars gezwungen. Sie bot auch die Gewähr, daß man alle ausgebildeten Kräfte sofort werde anstellen können. Als Ort für das Seminar war Botschabelo gewählt, die Station, die einst von D. Merensky als Heimstätte für die um ihres Glaubens willen aus Sekukunisland vertriebenen Bapedichristen gegründet worden war. Jetzt wurde das Seminar den Regierungsforderungen gemäß ausgestaltet. Im Jahre 1909 wurde ein neues, stattliches Unterrichtsgebäude errichtet und Anlagen für die Aufnahme einer größeren Zahl von Seminaristen geschaffen. Heute arbeiten an der Anstalt sechs europäische Lehrkräfte (drei Missionare, ein Hauptlehrer und zwei Hilfslehrer) und ein farbiger Geistlicher. Leiter ist der Missionar P. Schwellnus. Die Leitung des Unterrichts in dem eigentlichen Lehrerseminar liegt in den Händen des Hauptlehrers, Herrn Searle. Drei Jahre lang werden die jungen Leute, die nach den Transvaaler Bestimmungen die dritte Jahresklasse einer Elementarschule mit Erfolg besucht und für die Versetzung in die vierte[1] Klasse reif befunden sein müssen, unterrichtet. In jedem Jahre findet unter dem Vorsitz des Regierungsschulinspektors eine Prüfung statt, nach deren Ausfall die Versetzungen aus der ersten in die zweite und aus der zweiten in die dritte Klasse festgestellt werden. Gleichzeitig hat sich der dritte Jahrgang der Reifeprüfung zu unterziehen. Der Unterricht in den Seminarklassen wird in englischer Sprache erteilt. Die Zöglinge müssen die Fertigkeit erwerben, selbst englisch zu unterrichten, da in den von der Regierung beaufsichtigten Elementarschulen zwar für die unteren Jahrgänge der Gebrauch der Eingeborenensprache als Unterrichtssprache geduldet, für die höheren Jahrgänge aber Englisch oder Holländisch als Unterrichtssprache gefordert wird. Neben der Darbietung des erforderlichen Wissensstoffes werden die Zöglinge theoretisch und praktisch für ihre Lehrtätigkeit vorgebildet. Als Übungsschule dient die auf der

[1] Dabei sind die beiden Vorschulklassen (Sub-Standards) nicht mit eingerechnet.

Die Seminaranlage in Botschabelo.

Das Unterrichtsgebäude in Botschabelo.

Station vorhandene Elementarschule. Viel Gewicht wird darauf gelegt, daß die Zöglinge in Handfertigkeiten, namentlich in der Tischlerei, ausgebildet werden, da Handfertigkeitsunterricht für jede von der Regierung überwachte Elementarschule gefordert wird. Außerdem werden landwirtschaftliche Arbeiten ausgeführt, und es wird fleißig geturnt.

Neben dem eigentlichen Seminar besteht eine Evangelistenklasse und die sogenannte Bibelklasse.

Jüngere und ältere Leute aus den Transvaaler Gemeinden besuchen die Evangelistenklasse, um sich für den Helferdienst, auch für den Unterricht an einfachen, noch nicht der Regierung unterstellten Missionsschulen ausbilden zu lassen.

Die Bibelklasse haben sämtliche Seminaristen, die ihr Lehrerexamen bestanden haben, ein Jahr lang zu besuchen, um sich für die Erteilung des Religionsunterrichtes, der von der Regierung nicht gefordert und der in dem eigentlichen Seminar nicht berücksichtigt wird, befähigen zu lassen. Damit die jungen Leute ihrer Verpflichtung der Regierung gegenüber nachkommen, werden sie während dieses Jahres gleichzeitig als Lehrer an den Stations-Elementarschulen beschäftigt. Die Mission legt Wert darauf, daß

Wohnhäuser der Seminaristen
(Botschabelo).

das Band zwischen ihr und den von ihr ausgebildeten Lehrern durch diesen Unterricht in der Bibelklasse fester geknüpft werde, so daß die jungen Leute später nicht nur gern und mit Geschick Religionsunterricht erteilen, sondern auch dem Missionar in seiner Gemeinde- und Predigttätigkeit helfen können. Sie will nicht Leute haben, die, aufgeblasen durch den aufgenommenen Wissensstoff, der, wenn auch an sich nicht von übermäßigem Umfange, doch für den kaum aus dem Buschleben herausgekommenen Schwarzen von ungeheurer Größe und Bedeutung ist, jede Arbeit, mit Ausnahme des Unterrichtens, für unter ihrer Würde halten. Darum wird während der ganzen Seminarzeit und ganz besonders während des Bibelklassenjahres, in dem nicht unerhebliche Forderungen auch an das religiöse Wissen der Leute gestellt werden, auf christliche Charakterbildung und innere Vertiefung hingearbeitet. Daß die unterrichtlichen Darbietungen der Bibelklasse ebensowohl wie in der Evangelistenklasse in der Eingeborenensprache erfolgen, ist für den erziehlichen Zweck des Unterrichts von beträchtlichem Wert. Leicht lernt der junge Mann beim Gebrauch einer fremden europäischen Sprache, sich an dem eingedrillten Wissensstoff und einem gewissen Phrasenschatz genügen zu

Im Unterrichtszimmer
(Botschabelo).

lassen. Wird er aber genötigt, sich in seiner Muttersprache Bibelkenntnis und christliche Glaubenslehre systematisch anzueignen und über das Verständnis sich und anderen Rechenschaft zu geben, so wird er zu sehr viel gründlicherer geistiger Arbeit gezwungen, und zwar zu einer solchen, die ihm fortgesetzt im Bewußtsein erhält, wie viel an ihm und seinem Volk noch gearbeitet werden muß, damit die innere Neugeburt zu Tat und Wesen werde, ohne die der ganze europäische Kulturfirnis wertlos bleibt.

Die Berliner Mission kann den Besuch der Bibelklasse zur Forderung erheben, weil sie die ganze Ausbildung kostenlos gewährt. Ihre Praxis unterscheidet sich in diesem Punkt von der anderer Missionen, die für die Ausbildung Bezahlung nehmen, deshalb aber auch nicht in der Lage sind, die Zöglinge für ihren Dienst zu verpflichten.

Wohnung und Beköstigung der Zöglinge sind einfach. Die wenigen verheirateten Schüler der Evangelistenklasse haben kleine eigene Wohnungen. Alle übrigen schlafen in großen Räumen

In der Tischlerei
(Botschabelo).

gemeinsam und essen gemeinsam. Die Zubereitung des Essens haben sie selbst zu besorgen, ebenso die Reinigung der Schlaf- und Eßsäle. Um die nicht unerheblichen Kosten des Betriebes herabzumindern, müssen die Zöglinge auf den dem Seminar zugewiesenen Ländereien nicht nur ihrer Ausbildung wegen, sondern auch um Vorräte zu ernten, fleißig arbeiten. Auch sonst wird ihre Arbeitskraft ausgenutzt, namentlich um die Kosten der Jahr für Jahr nötigen Bauarbeiten herabzumindern. Als sich 1910 herausstellte, daß die Kräfte des Seminarleiters P. Schwellnus und des Stationsmissionars von Botschabelo G. Eiselen, der trotz seiner sehr großen Gemeinde- und Missionsarbeit reichlich an dem Seminar mit unterrichtet, über das Maß belastet waren, mußte sich das Komitee der Berliner Missionsgesellschaft entschließen, einen dritten Missionar nach Botschabelo zu senden. Um den für den Unterricht schädlichen fortwährenden Wechsel der jungen weißen Hilfskräfte zu beseitigen, wurde die Anstellung eines zweiten geprüften Lehrers neben dem Hauptlehrer beschlossen. Das bedeutete den Bau von zwei neuen

Schlafsaal
(Botschabelo).

Häusern. Die Zöglinge haben für beide die erforderlichen Tausende von Ziegeln gestrichen und gebrannt und sich auch bei der Bauarbeit mitbetätigt. Das ist harte, aber gute und erziehliche Arbeit und eine Vorbereitung für die später wünschenswerte allseitige Tüchtigkeit und Arbeitswilligkeit der Lehrer des Volkes.

Wenn man, wie ich bei meinem Aufenthalt in Botschabelo, diese frische, fröhliche Schar junger Männer von 117 Köpfen tüchtig bei geistiger und körperlicher Arbeit sieht, wird man von hoher Freude erfüllt. Es ist noch manche Unvollkommenheit auch hier vorhanden, aber daß solch eine Schar von Männern als Lehrer für ihre Stämme ausgebildet werden können, daß die vorhandenen Kräfte noch nie das Bedürfnis haben befriedigen können, daß vielmehr die Anstalt immer mehr erweitert werden muß, ist doch ein Zeugnis für den großen Erfolg, den Gott der Mission bereits beschert hat und die Ankündigung eines neuen Tages, der über den Stämmen Südafrikas aufgeht. Wie eine christliche Rache empfindet man es, daß von einer Gemeinde aus, die einst vom Tisch ihrer heidnischen Volksgenossen verstoßen

Seminariſten beim Ziegelformen
(Botſchabelo).

Seminaristen bei der Bauarbeit
(Botschabelo).

wurde, das Brot des Lebens und die Kräfte christlicher Kultur hinausgetragen werden in das ganze Land.

Das Seminar in Pniel wird sich, wie schon angedeutet, um der Verhältnisse willen im äußeren anders und den Instituten der übrigen Missionen ähnlicher entwickeln müssen, aber auch hier wird das Bestreben der Berliner Mission, nicht nur Fachlehrer, sondern Missionsarbeiter zu erziehen, dauernd geltend gemacht werden.

Mit dem Institut in Botschabelo soll in Zukunft auch ein Predigerseminar verbunden werden. Bisher ist man so verfahren, daß ältere bewährte Leute, die ein Seminar besucht hatten, nach einem dreimonatigen theologischen Kursus bei einem Missionar und nach bestandener Prüfung vor einer aus Missionaren zusammengesetzten Kommission ordiniert wurden. Das genügt für die gegenwärtigen Verhältnisse vollkommen. Sollen aber in Zukunft die ordinierten Farbigen je länger je mehr selbständige Stationsleiter werden, so bedürfen sie einer umfangreicheren Vorbildung, die sie befähigt, auch mit den Behörden schriftlich und mündlich zu verkehren. Deshalb sollen später für die Ordination nur Leute in Betracht kommen,

die nach bestandener Lehrerprüfung und Absolvierung der Bibelklasse sich fünf Jahre im Lehramt bewährt, darnach drei Jahre lang das dem Botschabeloer Seminar angegliederte Predigerseminar besucht und nach bestandener theologischer Prüfung ein Vikariatsjahr durchgemacht haben. Das Predigerseminar, das naturgemäß immer nur eine kleinere Zahl von Besuchern haben wird, kann erst in einigen Jahren eröffnet werden.

Literarische Arbeit.

Ein Nachbarzweig des Schulwesens ist am Baum der Missionsarbeit die literarische Tätigkeit. Daß die Missionsarbeit überhaupt und erst recht Schularbeit in ihr nicht getan werden kann ohne gleichzeitige literarische Tätigkeit, liegt auf der Hand. Die Berliner Mission ist in dieser Beziehung nicht so fruchtbar gewesen, wie manche andere Missionen. Was wir über den Charakter der verschiedenen in Südafrika arbeitenden Missionen ausführten, wird das verständlich machen. Dennoch ist das Verzeichnis der literarischen Arbeit der Berliner Mission kein ganz kleines. Die Anfänge einer Tschiwendaliteratur wurden von ihr geschaffen (Fibel, Gesangbuch, Übersetzung des lutherschen Katechismus, Übersetzungen des Evangeliums und der drei Briefe des Johannes, Übersetzungen der Sonntagsperikopen und einer Auswahl von Psalmen). In Sepedi, dem klassischen Dialekt der Nord-Baßutho, ist eine volle Bibelübersetzung geschaffen. Die Hauptarbeit daran haben die Missionare C. Knothe und G. Trümpelmann getan. Außerdem sind Fibeln und ein Lesebuch, Gesangbuch, ein Liederbuch mit Noten, Katechismusübersetzung, Spruchbüchlein für den Katechismusunterricht, Biblisches Geschichtenbuch und Glaubenslehre vorhanden. Im Druck befindet sich ein Andachtsbuch. Jährlich wird ein Kalender herausgegeben. Von dem früheren Missionar der Berliner Missionsgesellschaft, Professor K. Endemann ist kürzlich als Band VI der Abhandlungen des Hamburgischen Kolonialinstituts ein Sotho-Wörterbuch herausgegeben. In Setschwana ist vorhanden: Fibel, Katechismus, Gesangbuch und eine Predigtsammlung. Seit einigen Jahren wird regelmäßig eine Übersetzung der Losungen und Lehrtexte der Brüdergemeine herausgegeben. — Die Berliner Missionare in Natal und Britisch Kafferland haben mehrfach mit den Missionaren anderer Gesellschaften

zusammen gearbeitet und ihre literarischen Erzeugnisse sind von anderen veröffentlicht. Bei der von den Amerikanern herausgegebenen Sulubibel sind für den größten Teil des Neuen Testaments und einen Teil des Alten Testaments Arbeiten der Missionare Döhne und Posselt benutzt worden. Die Bibelübersetzung in Xosa ist gleichfalls von Angehörigen verschiedener Missionen, aber unter anerkannter Führung des Berliner Missionars A. Kropf hergestellt. Von demselben ist auch ein Kaffer-Englisches Wörterbuch verfaßt worden. Ein Sulu-Xosa-Englisches Lexikon ist außerdem von Döhne verfaßt. Katechismus, Gesangbuch sind in Sulu und Xosa, eine Katechismuserklärung, ein Spruchbuch zum Katechismus, eine Übersetzung der Calwer biblischen Geschichten sind in Sulu, ein Liederbuch und Biblische Geschichten sind in Xosa vorhanden. In Xosa wird außerdem der Werder'sche Bibellesezettel herausgegeben. — In Kapholländisch sind verschiedene Lesebücher, Gesangbuch, Katechismus, Handbuch zum Katechismus, Kinderbibel, ein Predigtbuch u. a. vorhanden. — An periodisch erscheinenden Blättern wird für die Baßutho der „Mochwera wa Babaßo", für die holländisch sprechenden Gemeinden ein Blatt „De Pelgrim" herausgegeben. In Natal arbeiten Berliner Missionare mit an einer mehreren evangelischen Missionen dienenden Eingeborenenzeitung „Izwe la Kiti".

Seit 1911 ist in Transvaal eine Literaturkommission tätig, die sich die planmäßige Vervollständigung der Seßutholiteratur zur Aufgabe gemacht hat. Über ähnliche Bestrebungen in Natal werde ich noch im nächsten Kapitel zu berichten haben.

Landwirtschaftliche Arbeit.

Zu einem besonderen Zweig der Missionsarbeit hat sich bei der Berliner Mission auch die Bewirtschaftung der Missions-„Plätze" (Missionsfarmen) entwickelt.

Wie einige der anderen kontinentalen, namentlich der deutschen Missionen, hat auch die Berliner Mission bei Anlegung ihrer Stationen in vielen Fällen Grund und Boden erworben. Man ging dabei von dem Gedanken aus, daß es wertvoll sei, den Heiden, die sich unter den Einfluß der Mission stellen wollten, eine Stätte zu bieten, auf der sie, ungehindert durch Stammeseinflüsse, das Wort Gottes hören und den Taufunterricht besuchen könnten.

Außerdem gestatteten auch die Regierungen Transvaals, des Oranjefreistaates und Natals größere Ansammlungen von Farbigen auf einem Platz nur, wenn derselbe als „Missionsplatz" anerkannt war. Teilweise gab die Regierung selbst Plätze her, über die die Mission Grundherrenrechte ausüben darf, so lange sie Arbeit auf ihnen treibt. Unter den Transvaalstationen hat Gertrudsburg einen solchen „Grant-"platz. In Natal und Kafferland ist nach dem dortigen System für Emmaus und für Emangweni ein „Glebe" gegeben, um den herum eine größere „Reserve" für solche Farbige abgegrenzt ist, die sich unter den Einfluß der Mission stellen wollen. Nur auf dem Glebe (Pfarrland) selbst hat die Mission, so lange sie ihre Arbeit treibt, Herrenrechte. Die Reserven unterstehen der direkten Aufsicht der Regierung. Der Grundgedanke für das Vorgehen war überall derselbe: man hielt es für nützlich, Gelegenheit für ungehinderte Missionsarbeit zu schaffen und auch schon die Heiden, die auf Missionsplätze zogen, unter feste Ordnungen zu stellen, wie sie ein für allemal mit dem Leben auf einer Farm verbunden sind, die in Händen von Weißen ist.

Von den 56 Berliner Stationen in Südafrika sind 28 mit eigenen, der Gesellschaft gehörenden, Plätzen ausgerüstet.

Selbstverständlich wächst dem Missionar damit, daß er nicht nur seiner eigentlichen Missionstätigkeit nachzugehen, sondern auch einer großen Anzahl von Schwarzen ihre Äcker zu überweisen, Grenzstreitigkeiten zwischen ihnen zu schlichten, Landabgaben von ihnen einzuziehen, neu Anziehende anzusiedeln, Unbotmäßige und Aufsässige auszuweisen hat, eine beträchtliche Menge neuer Arbeit zu. Sie hat sich auf den verschiedenen Stationen verschieden entwickelt.

In Bethanien (Oranjefreistaat) hat sie am meisten den Charakter einer von der Mission betriebenen Landwirtschaft angenommen. Die Mission hält nicht nur eigene große Herden auf dem Platz (das geschieht, wenn auch in geringerem Umfange, auch auf anderen Landstationen), sondern läßt sich auch von den Farbigen als Entgelt für die Benutzung der Ländereien einen Bruchteil der Ernte abliefern und leitet und überwacht den Ackerbau und die

Viehhaltung der Eingeborenen bis ins Einzelne. Auf den Missionsplätzen Transvaals und Natals beschränkte sich bisher die Mission mehr oder weniger darauf, den Platzbewohnern Ackerland anzuweisen und sie im Besitz derselben zu schützen. Die Abgabe der Farbigen wird in Geld entrichtet. Überall aber wurden die Platzbewohner zu gemeinnützigen Arbeiten, Wegebauten, Bewässerungsanlagen usw. herangezogen.

Je nach ihren landwirtschaftlichen Fähigkeiten und ihrem landwirtschaftlichen Interesse haben die Missionare auf die Erziehung der Platzbewohner zu rationeller Bodenausnutzung erfolgreicher oder weniger erfolgreich eingewirkt und durch die Bodenausnutzung auch Werte für die Mission geschaffen. Kulturell in hoher Blüte steht die Station Medingen. Gut bestellte Felder und Gärten, reiche Anpflanzungen, eine mächtige Stationswaldung, größere Arbeiten für Wasserzuleitung zeugen davon, daß hier das Auge eines früheren Landwirtes liebevoll über der Entwickelung der Station gewacht hat. — In Tschakoma hat der Missionar Sonntag etwa 8 ha Landes mit Versuchskulturen bedeckt. Nutzhölzer fast aus allen tropischen Gegenden des Erdballs, für die er den Samen vom Ackerbauministerium bekommen hat, finden sich darauf. Indisches Mahagoniholz, japanische Tannen, mexikanische Zedern, wertvolle Gummibäume, Gerberakazien und Kautschukbäume sind vorhanden. An Fruchtbäumen werden außer den üblichen, Ananas, Apfelsinen, Bananen usw. auch Popeia-, Mango-, Olivenbäume und Kaffee angepflanzt. Hat sich eine Kultur bewährt, so ermutigt der Missionar die Eingeborenen, auch ihrerseits mit dem Anbau vorzugehen. — Gute Bewässerungsanlagen und die Anfänge von Aufforstungen finden sich auf einer ganzen Anzahl von Stationen. Sehr reiche und wertvolle Baumbestände verdankt die Station Königsberg ihrem Begründer, Missionar A. Prozesky.

Der Landerwerb der Mission ist häufig angegriffen worden. Man hat erklärt, durch die Darbietung von Sicherheit und Existenzmöglichkeit auf dem der Mission gehörenden Grund und Boden würde es dem Schwarzen nahegelegt, aus äußerlichen und nicht aus Überzeugungsgründen das Christentum anzunehmen. Andererseits bedeute der Erwerb von Ländereien durch

Bethanien.

Die Werftmeister in Bethanien.

die Mission eine Schmälerung des ohnehin nicht großen Landbesitzes der Farbigen. Nun läßt sich freilich auch ohne Landbesitz Mission an den Stämmen treiben. Das beweist das Beispiel der Pariser Mission. Auch von den Berliner Stationen haben nicht alle Grundbesitz. Auch ist zuzugeben, daß die Schwarzen im allgemeinen den Landerwerb durch die Mission nicht gern sehen. Dagegen hat schwerlich das Vorhandensein der Missionsplätze dahin gewirkt, daß falsche Motive für das Christwerden sich in irgend erheblichem Maße geltend gemacht hätten. Auf den Plätzen der Berliner Mission sitzen heute noch Heiden. Niemand behelligt sie, wenn sie sich nur in die Platzordnung schicken. Andererseits haben fast überall die Plätze nur als Operationsbasis für die missionarische Arbeit gedient. Auf ihnen wurden die Hauptstationen angelegt, aber auf Tausenden von Quadratkilometern, die außerhalb der Missionsfarmen lagen, wurden Außenstationen eingerichtet und Gemeinden gegründet, so daß tatsächlich auch die Berliner Mission sehr viel mehr auf fremdem Grund, als auf eigenem arbeitet. Die in fester Zucht und Ordnung erzogenen Gemeinden auf den Plätzen aber stellten für die Außengemeinden ohne weiteres ein Musterbeispiel dar, das sie als maßgebend für ihre eigenen

Eichen beim Missionarshause in Königsberg.

Einrichtungen anerkannten. Somit haben im ganzen die „Plätze" bei der Berliner Mission keinen schädlichen, sondern einen günstigen Einfluß auf die Gestaltung der Arbeit gehabt.

Immerhin ist anzuerkennen, daß, zumal da, wo ein Missionar keine besonderen Fähigkeiten und keine natürliche Neigung für landwirtschaftliche Dinge mitbringt, die Gefahr besteht, daß die Schwarzen bei geringen Landabgaben und der Möglichkeit, sich ohne große Mühe zu ernähren, verwöhnt und zu anspruchsvoller Trägheit erzogen werden können. Andererseits kann auch die Mission sich nicht dauernd mit eigenem Grund und Boden behängen. In dem Maße, wie die Gemeinden kirchlich selbständig werden, muß auch die wirtschaftliche Selbständigkeit der Gemeindeglieder zur Entwicklung kommen, und es muß als Ziel ins Auge gefaßt werden, daß die Flächen parzelliert und an die Christen der Gemeinden verkauft werden. Einstweilen aber müssen die farbigen Christen nachdrücklich und sachkundig zu zweckmäßiger Bodenausnutzung angeleitet werden.

Um das schneller und allgemeiner, als bisher, zu erreichen, hat die Berliner Mission in den Jahren 1911 und 1912 für die Bezirke Nord- und Südtransvaal, Oranje und Natal Landkommissionen aus besonders dafür geeigneten Missionaren bestellt. In Süd-

transvaal und Natal sind für alle Plätze durch sehr sorgfältige und wertvolle Untersuchungen des Missionars H. Müller (Heidelberg, Transvaal) die besonderen Produktions- und Absatzmöglichkeiten festgestellt. Danach sind Bewirtschaftungspläne entworfen, Bewässerungsanlagen projektiert und Anforstungen begonnen worden. Auf regelmäßigen, jährlichen Inspektionsreisen sollen die Landkommissionen die Fortschritte prüfen und Rat und Anweisung geben für die Förderung der Bodenkultur. In Botschabelo ist ein Landwirt mit der Aufgabe angestellt, hier und auf den in erreichbarer Nähe liegenden Missionsplätzen durch Rat und Beispiel die Schwarzen zu intensiver Wirtschaft erziehen zu helfen. — Auf diesem Wege hofft die Mission, nicht nur in absehbarer Zeit zu größeren Erträgen aus ihren Ländereien zu gelangen, sondern auch ihre farbigen Christen fähig zu machen, auf eigener Scholle selbständig zu wirtschaften und zu leben.

Geht mit der landwirtschaftlichen Arbeit die Mission schon über ihre eigentliche und nächste Aufgabe hinaus, indem sie unmittelbar auf die Entwicklung des wirtschaftlichen Lebens der Farbigen einwirkt, so reicht ihre Wirksamkeit auch über den Kreis von Menschen hinaus, dem sie berufsmäßig zu dienen hat. Nicht nur mittelbar, sondern auch unmittelbar hat zu aller Zeit die Mission auch den weißen Bewohnern der Kolonien gedient.

Das Missionarshaus.

Ich denke zunächst an das Missionarshaus. Es wäre nicht schwer, ein Loblied auf seine Bedeutung innerhalb des kolonialen Lebens Südafrikas zu singen, wie es von der vaterländischen Bedeutung des deutschen evangelischen Pfarrhauses gesungen worden ist. Ich unterlasse das. Nur einige wenige Züge will ich hervorheben. Rat, Trost und Anhalt, geistige und körperliche Pflege haben in den Missionarshäusern, zumal in ländlicher Einsamkeit, nicht nur die Schwarzen, sondern wieder und wieder auch die weißen Kolonisten der Umgegend gefunden. Was der Missionar an ärztlicher Behandlung bieten konnte, war für den Weißen ebenso wie für den Schwarzen da, und manch Kolonist hat auf der Missionsstation tage- und wochenlang hingebende Pflege gefunden.

Wie dem Nachbar, der innere und äußere Hilfe suchte, stand auch dem Wanderer das Missionarshaus gastlich offen. Manche

Missionar Giesekke mit Frau und Töchterchen.

etwas unsichere Existenz hat lange Zeiten und wiederholt Herberge gefunden, ohne daß die Wirte ein unfreundliches Gesicht machten. Manch gesinnungstüchtiger Geselle ist dann hinterher hingegangen und hat in Kolonialländen, in England oder in Deutschland, in Vereinen und in der Presse wacker auf die Unsinnigkeit der Mission geschimpft. Andere haben Missionare und Mission liebgewonnen für ihr Leben. Die Freundschaftsbeziehungen der Missionsfamilien zu anderen Familen reichen manchmal weit in fremde Länder und Erdteile hinein, und fragt man, wie sie entstanden sind, so ist in der Regel gastliche Aufnahme, Pflege und Hilfe in Kriegs- und Friedenszeiten der Anlaß gewesen.

Wertvoll für das Kolonialleben Südafrikas ist vielfach die

Rolle gewesen, die die Missionare als die besten Kenner der Eingeborenen in den Verhandlungen zwischen Weiß und Schwarz gespielt haben, und der Rat, den sie bei der Behandlung der Farbigen geben konnten.

Eine wertvolle Stärkung hat das Kolonialleben auch durch die junge Generation erfahren, die in den Missionarshäusern heranwuchs. Eine Reihe der tüchtigsten Männer Südafrikas in einflußreicher Stellung sind Kinder von Missionaren, und die Berliner Mission hat auch hier ihren rechtschaffenen Anteil.

Das möge genügen, um die guten Wirkungen anzudeuten, die von der Mission auf das gesamte koloniale Leben ausgegangen sind und ausgehen. Auf eine besondere Arbeit möchte ich aber noch aufmerksam machen.

Kirchliche Versorgung deutscher Gemeinden.

Die Berliner Mission hat überall, wo sich ihr die Gelegenheit dazu bot, auch die Deutschen in Südafrika kirchlich versorgt. Die deutschen Gemeinden des Kafferlandes, die deutschen Gemeinden in Johannesburg, Pretoria, Bloemfontein sind von Berliner Missionaren organisiert, gepflegt und kirchlich bedient worden, bis sie so weit erstarkt waren, daß sie eigene Pastoren anstellen konnten. Seitdem haben sich die kafferländischen Gemeinden der Hannover'schen Landeskirche, die Gemeinden in Johannesburg, Pretoria und Bloemfontein der Preußischen Landeskirche angeschlossen. Heute noch werden von Berliner Missionaren bedient: die deutschen Gemeinden in Pietersburg, Nylstroom und Middelburg (Transvaal), in Kimberley (Kapprovinz), in Weenen, in Emmaus und in Neu-Deutschland (Natal).

Über die Gründung der letztgenannten deutschen Gemeinde sprach ich schon (vergl. S. 27). Die Missionsstation ist angelegt worden, um die deutsche Gemeinde mit bedienen zu können. Es ist ein liebliches Bild, die beiden Ansiedlungen, die deutsche in New Germany, die Farbigenansiedelung in Christianenburg, nur durch ein Tal getrennt, auf zwei fruchtbaren Hügeln nebeneinander zu sehen, so daß ein Kirchlein das andere grüßt; und ich werde den letzten Tag in Christianenburg nicht vergessen, an dem auf einem Missionsfest die schwarze Gemeinde die eine Hälfte, die weiße Gemeinde die andere Hälfte des Festplatzes füllte, beide

Kirche der deutschen Gemeinde in New Germany (Natal).

abwechselnd und gemeinsam ihre Lieder sangen und in Sulu und Deutsch das Evangelium hörten. Die alten Ansiedler erzählen, daß, als sie nach dem Scheitern der Pläne, mit denen sie ins Land gekommen waren, enttäuscht, ratlos und beinahe verzweifelt waren, der Berliner Missionar Posselt sie auffand, ihnen Mut zusprach und sie zu einem Gottesdienst sammelte. Die ganze Gemeinde sei in lautes Weinen ausgebrochen, als sie zum ersten Mal wieder nach langer Zeit eine deutsche Predigt hörte, und sie hätte den Mann, der sie ihnen hielt, als Seelsorger erbeten und erhalten. Heute befindet sich die Gemeinde in blühendem Wohlstand, aber ihr Verhältnis zur Mission ist bisher aufrecht erhalten geblieben.

So haben auch unsere deutschen Landsleute in Südafrika unmittelbar an dem Segen der von ihrer Heimat aus getriebenen Mission Teil gehabt.

Aufgen. von Miss. G. Windisch.

Erste Tagung der Oranjesynode in Beaconsfield.

Auf dem Wege zur selbständigen Missionskirche.

Daß sie, um ihr inneres, religiöses Ziel zu erreichen, mancherlei äußere Arbeit tun müsse, hat die Mission schon am Anfang reichlich erfahren. Aber daß sie außer den Zielen, die in der inneren Welt des religiösen Lebens und jenseit des Horizonts der Geschichte, in der Zukunft des Reiches Gottes liegen, auch noch ein geschichtliches Ziel, einen Abschluß ihrer Arbeit in der Zeit, anstreben müsse, ist ihr lange nicht zum Bewußtsein gekommen. Heute steht die Aufgabe, nachdem der Sekretär einer großen englischen Missionsgesellschaft das lösende Wort gefunden hat, deutlich vor ihren Augen. Es gilt, die aus den Heiden gesammelten Gemeinden zu kirchlicher Selbständigkeit zu erziehen, so daß sie sich selbst erhalten, sich selbst verwalten und selbst das Evangelium weiter ausbreiten. Die Mission darf um ihrer Aufgabe willen nicht dabei stehen bleiben, unselbständige Gemeinden zu pflegen,

und sie kann den missionierenden Kirchen nicht die Pflicht auflegen, immer wachsende kirchliche Gebilde in fremden Erdteilen zu unterhalten.

Wann sind die Missionsgemeinden reif für Selbständigkeit? Die Antwort ist nicht schwer. Es muß der Nachweis erbracht sein, daß das Glaubens- und Geistesleben des Christentums bodenständig in ihnen geworden ist. Sie müssen die nötigen Mittel besitzen und gewillt sein, sie herzugeben, um ihr Kirchenwesen zu erhalten. Sie müssen die genügende Anzahl intellektuell vorgebildeter Kräfte besitzen, die die kirchliche Verwaltung führen und die missionarische Arbeit leiten können.

Bisherige Entwicklung des kirchlichen Lebens und die bisherige Organisation der Verwaltung.

Die erste Bedingung fand in den Gemeinden der Berliner Mission bald ihre Erfüllung. Sie kann und darf nicht in dem Sinne übertrieben werden, als müßten alle Glieder der Gemeinden bereits völlig reife und gefestigte Christen sein. Das ist ja auch in den alten Kirchen nicht der Fall und niemals der Fall gewesen. Wenn sich überall Männer und Frauen finden, die nicht nur in ruhigen Zeiten ernstlich bemüht sind, christlich zu wandeln, sondern die auch Drangsal und Verfolgung aushalten und Opfer bringen, um ihren christlichen Charakter zu bewahren, so ist das ein sicherer Beweis dafür, daß das Christentum in den Gemeinden bodenständig geworden und in dem Herzensacker des fremden Volkes eingewurzelt ist. Die Lebens- und Leidensgeschichte vieler Einzelner, der Zeugentod des Khaschane und seiner Genossen, das Preisgeben der Heimat um des Glaubens willen durch die Gemeinden in Sekukunisland sind einwandfreie Zeugnisse dafür, daß die südafrikanischen farbigen Christen in ihrem Kern nicht mehr um des Wortes weißer Leute willen glauben, sondern daß sie selbst erfahren haben und so gewiß geworden sind, daß Gott auch ihr Gott und Christus auch ihr Heiland sei. Selbständiges Christenleben war und ist vorhanden.

Das erwies sich auch dadurch, daß die geistliche Organisation der Gemeinden durch die erst freiwillige, dann pflichtmäßige Arbeit in allerlei Ämtern, im Ältesten-, Helfer- und Lehreramt, von selbst in Erscheinung trat, wie ein gesunder Stamm Äste und Zweige aus sich entwickelt.

Auch in der Aufbringung von Mitteln für ihr Kirchenwesen ließen es junge Gemeinden nicht an sich fehlen. Mochten manche Missionare in der Anfangszeit etwas weich gegen die jungen Christen gewesen sein in der Forderung von Beiträgen für das Werk, die Regel wurde aufgestellt und je länger desto ernster angewandt, daß die Gemeinden für ihre kirchliche Versorgung durch feste Beiträge, Entrichtung von Gebühren, Sammlung von Kollekten und Bauarbeit miteinzutreten hätten. Schon lange ist der Grundsatz festgehalten worden, daß Bau und Instandhaltung von Kirchgebäuden, Schulen und Helferhäusern Sache der Gemeinden und nicht der Missionsgesellschaft sei. Sehr viele solcher Gebäude sind errichtet worden, ohne daß die Gesellschaft auch nur mit einem Pfennig eingetreten wäre. Und wo sie einmal Geldleistungen für solche Zwecke übernahm, geschah es nicht ohne den jedesmaligen ausdrücklichen Hinweis darauf, daß das um besonderer Umstände willen ausnahmsweise geschähe.

Die Aufbringungen für Kirchen- und Schulwesen wuchsen. Um nur die letzten Jahre zu erwähnen, sie betrugen 1907 Mk. 208000, 1908 Mk. 227000, 1909 Mk. 238000, 1910 Mk. 260000, 1911 Mk. 286900. Es kam damit auf den Kopf der Christen (Greise, Witwen, Säuglinge mit eingerechnet) ein jährlicher Beitrag, 1907 von Mk. 4,29, 1908 von Mk. 4,69, 1909 von Mk. 4,83, 1910 von Mk. 5,08, 1911 von Mk. 5,23. Mit diesen Beiträgen waren die Kosten des Kirchen- und Schulwesens noch nicht voll gedeckt, sondern die Missionsgesellschaft mußte noch Zuschüsse leisten (die Deckung der Missionarsgehälter und die Instandhaltung der Stationen kamen für die Gemeinden überhaupt nicht in Frage), aber doch bewegten sich die Gemeinden mit kräftigen Schritten der Selbsterhaltung zu.

Woran es aber noch nahezu völlig fehlte, waren Leute, die in Verwaltungssachen und in selbständiger Leitung von Gemeindeangelegenheiten geschult gewesen wären. Den Stab ihrer Helfer planmäßig auch in dieser Richtung auszubilden, hatten nur wenige Missionare versucht. Der Missionar konnte sehr viel schneller die rechnerischen Aufgaben seines Berufes selbst erledigen, als wenn er noch eine Anzahl von Schwarzen zuzog und dann nicht einfach,

sondern vielfach die Arbeit tun und zugleich Verwaltungsbeamter und Lehrer sein mußte. Auch schienen die Gemeinden mit dem bisherigen Verfahren ganz zufrieden, und wenn auch manchmal dieser und jener erklärte, er wisse nicht, wozu alle die aufgebrachten Gelder verwandt würden, so drängte sich doch niemand an die Verwaltungsarbeit heran. Beiträge annehmen und anschreiben mußte ja hier und da der Helfer, der Lehrer und erst recht der farbige Geistliche, aber eine geordnete Mitbetätigung der kirchlichen Organe an der Verwaltung der von den Christen aufgebrachten Gelder existierte nicht.

Die kirchliche Organisation war über die Anfänge nicht hinausgewachsen. Die Verbindung zwischen den einzelnen Gemeinden wurde durch die Missionare hergestellt, die in ihren Kreisen in jährlichen Konventen zusammenkamen, um die kirchlichen und missionarischen Angelegenheiten zu besprechen. Zu diesen Zusammenkünften wurden später auch die farbigen Geistlichen hinzugezogen, aber ihre Beteiligung war, zumal meist Deutsch gesprochen wurde, gering, und die Gemeinden bekamen überhaupt keinen Einblick.

Die gesamte Geldverwaltung war zentralisiert. Bei der Hauptkasse der Missionsgesellschaft in Berlin flossen alle Gelder und Abrechnungen zusammen, und von hier aus wurden die Arbeitsgegebiete gespeist. Kirchenbeiträge, Gebühren, Kollekten flossen ebenso wie die Einnahmen aus den Plätzen in die Stationskassen und wurden von diesen mit den Kreiskassen und von ihnen mit der Hauptkasse verrechnet. Umgekehrt wurden aus der Hauptkasse Kreis- und Stationskassen gespeist und nicht nur die Missionarsgehälter, die Kosten der Instandhaltung der Stationen, der Gespannhaltung, der Bewirtschaftung der Plätze, sondern auch die Gehälter aller farbigen Hilfskräfte, die Kosten der Gottesdienste und des Schulbetriebes wurden von ihr bestritten. Die Voranschläge wurden vom Komitee festgestellt. Für jede außerordentliche Ausgabe bedurfte es der durch besonderen Antrag einzuholenden Genehmigung des Komitees. So lagen die Dinge bis zum Jahre 1912.

Die Neuordnung.

Aber schon längere Zeit hatte man empfunden, daß die Verhältnisse so nicht bleiben konnten, daß die Entwicklung des

Kirchenwesens auf den Missionsgebieten rückständig sei und daß namentlich die Richtlinien, die in dieser Beziehung von dem früheren Direktor D. Wangemann gegeben waren, zum Schaden des Ganzen unberücksichtigt geblieben seien.

Der erste Anstoß zu einer Änderung kam vom Missionsfelde selbst. Die Missionare G. Eiselen (Botschabelo) und C. Sandrock (Springfontein) wiesen in Konventsverhandlungen darauf hin, daß die Verselbständigung der Missionskirchen angestrebt werden müsse. In der Heimat nahm man die Anregung auf und bereitete unter besonderer Mitwirkung von D. J. Richter und Missionsdirektor D. Gensichen eine Kirchenverfassung vor, die nach verschiedenen Verhandlungen draußen und daheim ihre endgültige Form erhielt. Seit dem 1. Januar 1912 ist die „Kirchen- und Gemeindeordnung für die fünf südafrikanischen Synodalkirchen" in Kraft, und auch die Geldverwaltung hat durch einen „Haushaltungsplan" eine neue Ordnung erfahren.

Die Kirchen- und Gemeindeordnung ließ die bisherige Einteilung des Missionsgebietes bestehen. Nur die Synoden Natal und Kafferland wurden, da jede für sich zu klein gewesen wäre, um einen lebensfähigen Kirchenkörper darzustellen und es sich zudem um verwandte Völkerschaften handelte, zu einer Sulu-Xosa-Synode vereinigt. Jede Synodalkirche sollte verwaltet werden von der Synode, zu der die weißen Missionare, die farbigen Geistlichen des Kirchenkreises und (zunächst) je ein gewählter Synodalabgeordneter jeder Gemeinde gehörten. Jede Gemeinde sollte einen Gemeindekirchenrat haben, in dem außer dem Missionar, dem etwa vorhandenen farbigen Geistlichen und den Helfern der Außenstationen eine Anzahl von gewählten Kirchenältesten Sitz und Stimme hätten. — Für die ganze Synodalkirche wurde außerdem noch in jedem Synodalkreise mit besonderen Befugnissen ein Konvent, bestehend aus den Missionaren und den farbigen Geistlichen, gebildet.

Grundgedanke der Neuordnung war, daß die Verwaltung des Kirchen- und Schulwesens (in beträchtlichem Umfange auch die Leitung der missionarischen Arbeit) und die Verwaltung der von den Gemeinden aufgebrachten Gelder in den Händen der Organe der Synodalkirche liegen sollten.

Demgemäß mußte eine Teilung des Verwaltungswesens zwischen Missionsgesellschaft und Synodalkirche eintreten, und es mußte auch eine Reihe neuer Kassen geschaffen werden. Der Missionsgesellschaft verblieb die Besoldung der Missionare, die Instandhaltung der Missionarsgehöfte, die Gespannhaltung (soweit es sich nicht, wie in der Kapprovinz, um Stationen handelte, auf denen wesentlich nur noch Pastorierung und nicht mehr eigentliche Missionsarbeit in Frage kam), die Verwaltung der Seminare und die Verwaltung des Landbesitzes. Hierfür blieben die bisherigen Stations- und Kreiskassen und ihr Verhältnis zur Hauptkasse bestehen. Die Verwaltung draußen liegt in den Händen der Missionare. Für die Behandlung dieser Angelegenheiten wurden die Missionarskonferenzen (Gesamtheit der weißen Missionare jedes Kirchenkreises) als Organ der Gesellschaft zuständig.

Die Beiträge der Gemeinden aller Art fließen fortan in die neugebildeten Kirchengemeinde- und Synodalkirchenkassen. Alle in der Gemeinde aufkommenden Kirchenbeiträge, Stolgebühren, Kollekten sind zunächst an die Gemeindekirchenkasse abzuführen, aber nur die Gebühren für Trauungen, die Kirchenkollekten und besondere Sammlungen und Geschenke bleiben in ihnen. Die Gemeinden haben dafür die Kosten der Gottesdienste zu decken und alle kirchlichen Bauarbeiten auszuführen. Der Gemeindekirchenrat verwaltet die Kirchenkasse, hat Voranschläge und Rechnung zur Genehmigung bezw. Prüfung an die Synode abzureichen und setzt aus sich einen Rechnungsausschuß heraus, der zwei farbige Mitglieder enthalten muß. Die Einziehung der Kirchenbeiträge wird durch die Ältesten besorgt. Neben diesen Verwaltungsarbeiten verbleiben den Gemeindekirchenräten alle geistlichen Obliegenheiten (Hilfe in der Seelsorge und in dem Missionsdienst), die die alten Ältestenkollegien hatten.

Von den Gemeindeabgaben werden durch die Gemeindekirchenkasse in die Synodalkasse abgeführt die Kirchenbeiträge, die meisten Gebühren, die Abendmahlskollekten und die Einkünfte nicht registrierter Missionsschulen. Die Synoden haben dafür die Gehälter sämtlicher Helfer und farbigen Geistlichen zu zahlen, die

nicht registrierten Missionsschulen zu erhalten[1] und bedürftigen Gemeinden Zuschüsse zu gewähren. (Eine von den Synoden an die Gesellschaft zu leistende Abgabe erwähne ich noch.) Es liegt somit in der Hand der Synode die Anstellung sämtlicher farbigen kirchlichen und Missionsarbeiter, die Verwaltung der Einkünfte und des Vermögens der Synodalkirche und die Aufsichtsführung über das Rechnungswesen und die Vermögensverwaltung der Gemeinden. Über das kirchliche Leben in den Gemeinden und über die Missionsarbeit innerhalb der Stationsbezirke wird ihr Bericht erstattet. In schweren Kirchenzuchtsfällen fällt ihr die letzte Entscheidung zu. Die Protokolle der Synodalverhandlungen, die Synodalrechnung und der Synodalvoranschlag werden dem Komitee der Gesellschaft eingereicht, dem die oberste Leitung und Überwachung der kirchlichen und geistlichen Entwicklung der Synodalkirchen verbleibt. Die Synode hat einen Synodalausschuß, der in der Zeit zwischen den einzelnen Tagungen die Geschäfte weiterführt. Auch der Synodalausschuß bestellt aus seiner Mitte einen Rechnungsausschuß, dem mindestens ein farbiges Laienmitglied angehören muß.

Eine gründliche Durchberatung aller kirchlichen und missionarischen Einzelfragen vorzunehmen, ehe sie an die Synode kommen, und alle Personalfragen zu behandeln, ist Sache der Konvente. Sie haben zu bestimmen, ob und wo jemand als Helfer angestellt wird, ob jemand zur Ordination vorgeschlagen wird und wo der neu Ordinierte anzustellen ist. Die Synode kann durch Verweigerung der Mittel in die Personalfragen eingreifen, aber sie kann nicht selbst ohne Vorschlag des Konvents Neuanstellungen und Versetzungen vornehmen. Es soll mit dieser Einrichtung die Personalkenntnis der Missionare und farbigen Geistlichen nutzbar gemacht werden, und die schwarzen Pastoren sollen lernen, verantwortlich in Personalfragen zu urteilen.

Da die Aufbringungen der Gemeinden noch nicht hinreichten, um alle kirchlichen und Schulbedürfnisse zu decken, hat die Missionsgesellschaft die Gewährung jährlich sich vermindernder Zu-

[1] Alle registrierten Schulen müssen sich selbst erhalten und werden nur bei zwingend nachgewiesenem Bedürfnis von der Synode unterstützt.

schüsse zugesagt. Sie zahlte für 1912 noch einmal den für 1911 geleisteten Beitrag, wird dann aber eine jährliche Kürzung um ein Zwanzigstel vornehmen, so daß nach zwanzig Jahren regelmäßige Zuschüsse nicht mehr geleistet werden. Außerordentliche Beiträge für rein missionarische Arbeiten können durch besonderen Antrag erbeten werden.

Für den Fall, daß später einmal die ihr gesicherten Einkünfte nicht ausreichen, um die Ausgaben zu decken, hat die Synode das Mittel, sich selbst zu helfen. Es steht ihr das Recht der Erhöhung der Kirchenbeiträge zu.

Wer die neue kirchliche Verfassung überblickt, wird leicht erkennen, daß sie sich an die preußische Gemeinde- und Synodalordnung anlehnt. Freilich sind die Befugnisse der Synoden in den Missionskirchen größere, als daheim. Missionsfachleute werden auch erkennen, daß und wo die Verfassungen der brüdergemeinlichen Missionskirche und der Pariser Baßuthokirche als Vorbild gedient haben.

Deutlich ist, daß es sich noch nicht um eine volle kirchliche Verselbständigung, sondern um einen Schritt auf dieselbe hin handelt. Volle Selbständigkeit würde die Einwirkung der Weißen überhaupt ausschließen oder sie jedenfalls auf ein ganz bescheidenes Maß beschränken. Bei der Lage der Dinge wird die neue Verfassung zunächst sehr wesentlich der Schulung der farbigen Mitarbeiter dienen, während die Gewähr dafür, daß alles in ordentlichen Bahnen läuft, bei den Weißen liegt; nur daß diese ihren Einfluß in verfassungsmäßiger Form geltend machen müssen und ihn nicht mehr in patriarchalischer Weise durch einfache Anordnungen ausüben können. Ändern kann sich das Bild erst, wenn die überwiegende Mehrzahl der Hauptstationen in die Hände farbiger Geistlicher übergegangen ist. Dafür ist die geplante umfassendere Vorbildung (vergl. S. 238) Vorbedingung. Doch faßt schon die gegenwärtige Neuordnung diese zukünftige Umgestaltung ins Auge. Die Synoden haben für jede Station, die noch von einem weißen Missionar verwaltet wird, 1200 Mark Beitrag zur Missionskasse zu leisten. Das ist das Gehalt für einen farbigen Geistlichen. Wird ein solcher auf einer Station angestellt, so fällt die

Abgabe an die Gesellschaft fort, und die 1200 Mark werden ihm als Gehalt aus der Synodalkasse gezahlt. Der Voranschlag soll so hoch gehalten werden, daß die Synode den Anforderungen voller Selbständigkeit gewachsen ist. Einstweilen muß, wie gesagt, tatsächlich die Gesellschaft noch Zuschüsse zu der Kirchen- und Schulverwaltung leisten, in zwanzig Jahren aber müssen ihr diese Beiträge werden, soweit nicht weitere Stationen unter die selbständige Verwaltung eingeborener Geistlicher gestellt werden. Diesen Einnahmen gegenüber bleiben die beträchtlichen Aufwendungen für Missionarsgehälter, Stationserhaltung und Seminare so lange bestehen, als die Stationen noch mit weißen Missionaren besetzt sind. Wann der Zeitpunkt eintreten könnte, daß die Missionsgesellschaft keine Hilfe mehr zu gewähren brauchte, weil volle Kräfte aus den Farbigen in ausreichender Zahl vorhanden wären, läßt sich jetzt noch nicht voraussehen.

Eine einheitliche evangelische Farbigenkirche?

Wer solcher Arbeit an der Anbahnung kirchlicher Selbständigkeit zuschaut, wirft unwillkürlich die Frage auf: wird und darf die Selbständigkeit dieser einzelnen Missionskirchen wirklich das Ziel sein? Sollen in Zukunft in Südafrika eine Reihe verschiedener Missionskirchen nebeneinander bestehen? Kirchen verschiedener Bekenntnisse und verschiedener Verfassungen? Sollte man nicht sogleich auf größere kirchliche Zusammenschlüsse hinarbeiten?

Wer Südafrika durchreist hat und die mancherlei unausgeglichenen Stammesgegensätze, die Gegensätze zwischen den Stämmen einerseits und den Bastards und Orlams andererseits kennt, die in den christlichen Gemeinden wohl gemildert, aber noch nicht aufgehoben sind, wer den streng konservativen Charakter der Stammeseingeborenen kennen gelernt hat, der weiß, daß es Phantasterei wäre, jetzt schon eine einheitliche Farbigenkirche Südafrikas gründen zu wollen. Nur Unkenntnis der wirklichen Verhältnisse oder nicht einwandfreie Nebenabsichten könnten dazu führen, daß im Ernst die Parole: eine einheitliche Farbigenkirche jetzt schon ausgegeben würde. Die Kirchengeschichte lehrt, daß die Versuche künstlicher Vereinigungen allemal mit schwer überbrückbaren Spaltungen enden. Freilich darf der Gedanke an größere kirchliche Vereinigungen nicht aus dem Auge verloren

werden. Aber die Schritte, die man diesem Ziel entgegen tut, müssen sorgfältig nach den schon vorhandenen Möglichkeiten abgemessen sein.

Daß die Missionare der verschiedenen Gesellschaften freundschaftlich in provinziellen und allgemeinen Konferenzen tagen, daß man sich in diesen Konferenzen über möglichst einheitliche Handhabung der Kirchenzucht verständigt (vergl. S. 156), sind gesunde Vorbereitungen einer größeren Einheitlichkeit in der Zukunft. Aber der Versuch, in Bekenntnisfragen und Fragen der Kirchenverfassung einzugreifen, muß ausgeschlossen bleiben, wenn das zur Zeit Erreichbare wirklich erreicht werden soll. Es sind ja Kräfte wirksam, welche ein Einheitsbewußtsein unter allen Farbigen Südafrikas wachzurufen suchen, aber ob und wann sie die Geneigtheit zu größeren kirchlichen Zusammenschlüssen erzeugen und in welcher Form solche Zusammenschlüsse erfolgen werden, bleibt abzuwarten. Zusammenschlüsse verwandter Gruppen zu loseren Verbänden oder zur Arbeitsgemeinschaft sind jetzt schon möglich und sind zum Teil schon Wirklichkeit geworden.

Arbeitsgemeinschaft in Natal und Kafferland.

Zu einer Arbeitsgemeinschaft hat sich seit 1912 die Sulu-Xosa-Synode der Berliner Missionsgesellschaft mit den lutherischen Eingeborenenkirchen der Norwegischen und der Schwedischen Kirchenmission in Natal zusammengeschlossen. Dabei handelt es sich zunächst um die Beschaffung gemeinsamer Bildungsanstalten für farbige Hilfskräfte. Die Lehrerbildungsanstalt der Norwegischen Mission in Umpumulo, das Predigerseminar der Schwedischen Mission in Oskarsberg und das Helfer- und Evangelistenseminar der Berliner Mission in Emmaus wurden zu gemeinsamen Instituten der drei Kirchen erklärt und der Leitung eines aus Missionaren der drei Gesellschaften zusammengesetzten geschäftsführenden Ausschusses unterstellt. Die Kosten des Betriebes tragen die Gesellschaften zu gleichen Teilen.

Die Arbeitsgemeinschaft erstreckt sich auch auf Schaffung einer christlichen Sululiteratur und auf die Herstellung gleicher Schulbücher und Bücher für den kirchlichen Gebrauch der drei zusammengeschlossenen Kirchen. Auch die Gemeindeorganisation soll zu möglichster Einheitlichkeit ausgeglichen werden. — In dem ur-

Berliner, norwegische und schwedische Missionare bei der Vorberatung der Arbeitsgemeinschaft (Christianenburg).

sprünglichen Plan, den ein vorbereitender Ausschuß aus den drei Missionen entworfen hatte, war die Arbeit an der Schaffung einer einheitlichen evangelisch-lutherischen Sulukirche als beherrschender Gesichtspunkt vorangestellt. Die heimatlichen Leitungen haben auf diese Abzielung einstweilen noch kein Gewicht gelegt, dagegen die Arbeitsgemeinschaft bestätigt. Die Anfänge derselben berechtigen zu guten Hoffnungen. Die Bildungsanstalten haben schon in dem ersten Jahr einen beträchtlichen Zuwachs gewonnen. Auch die Literaturarbeit ist nicht ungefördert geblieben.

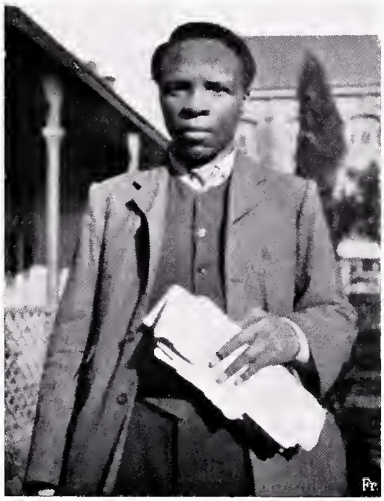
Kirchlicher Zusammenschluß im Kapland.

In der Kapkolonie wird ein loser kirchlicher Zusammenschluß zwischen den Gemeinden der Rheinischen, der Berliner und der brüdergemeinlichen Mission geplant. Hier kann die Grundlage nicht wie in Natal Bekenntniseinheit sein, sondern sie muß in der nahen Verwandtschaft der kirchlichen Praxis der drei deutschen Missionen gesucht werden. Die Kirchenzucht soll einheitlich gestaltet werden. Das Lehrerbildungsinstitut der Brüdergemeine in Genadendal soll möglichst von allen drei Missionen beschickt werden. Außerdem sollen von Zeit zu Zeit gemeinsame Konferenzen, an denen auch Laienmitglieder teilnehmen, abgehalten werden.

Etwaige Ausgleichungen der gottesdienstlichen Ordnungen, die Herstellung eines einheitlichen Gesangbuches müssen, wenn Bedürfnis und Wunsch danach im Laufe der Entwickelung der kirchlichen Gemeinschaft hervortritt, vorgenommen werden, werden aber nicht von vornherein als Programmpunkte festgelegt.

Ob sich in kommenden Jahrzehnten die Bewegung auf kirchliche Gemeinschaft verstärken und beschleunigen wird, läßt sich jetzt noch nicht ausmachen. Jedenfalls ist es eine große und bemerkenswerte Sache, daß die Verselbständigung der südafrikanischen Missionskirchen und damit der Abschluß der eigentlichen Missionsarbeit schon heute in absehbare Zukunft gerückt ist.

Südafrika an der Schwelle einer neuen Zeit.



S. Plaatje,
Redakteur der Eingeborenenzeitung „Tsala ea Batho" in Kimberley,
Verfasser eines Artikels über die Segregation im „Evening Chronicle".

Alte Fragen in neuem Gewande.

Das Jahr 1910 bedeutet für Südafrika einen Abschluß in seiner ganzen bisherigen kolonialen Geschichte und den Beginn einer neuen Epoche. Nach einer langen Entwicklung, die durch den Gegensatz zwischen ihnen bestimmt wurde und nach wiederholten Kriegen haben sich Bur und Brite in der Union die Hand gereicht und ein koloniales Staatswesen ins Leben gerufen, das von ihnen in Zukunft anders als durch Verfassungsbruch nicht aufgelöst werden kann. Ein Jahrhundert der Feindschaft zwischen Weiß und Weiß scheint damit abgeschlossen, und die ehemaligen Gegner sind zu gemeinsamer Arbeit zusammengetreten.

Der Anstoß zur erneuten Behandlung alter Fragen.

Aber nicht nur Bur und Brite leben miteinander auf dem gleichen Boden Südafrikas. Als im November 1910 in Gegenwart des Herzogs von Connaught die erste Parlamentssitzung des vereinigten Südafrika eröffnet werden sollte, traten in den Festaufzügen, die dem offiziellen Akt vorangingen, auch Schwarze auf, zum Zeichen, daß auch sie ihren Platz in dem neuen Südafrika haben. Während aber das Verhältnis zwischen den weißen Be-

wohnern des Landes durch die Verfassung geordnet ist, sind, wie wir sahen, für die Regelung des Verhältnisses zwischen Weiß und Schwarz nur sehr bescheidene Ansätze in ihr vorhanden. Die gemeinsame und einheitliche Regelung der Eingeborenenfrage, deren verschiedene Behandlung bisher eine der Hauptursachen der Gegnerschaft zwischen Weiß und Weiß war, wird die stärkste Probe für die Einigkeit der ausgesöhnten Weißen bilden. Aber ihre richtige und sachgemäße Lösung ist das grundlegende Erfordernis für die Zukunft des ganzen Kolonialreiches. Da ist es kein Wunder, daß die Eingeborenenfrage in außerordentlichem Maße die Gemüter beschäftigt, und daß sie nicht nur von den verschiedenen Gruppen der Weißen überall mit größter Lebhaftigkeit, ja mit Leidenschaftlichkeit erörtert wird, sondern daß auch die Schwarzen beginnen, über sie nachzudenken, über sie zu reden und diejenigen Schritte zu tun, die sie für förderlich halten.

Die Schaffung der Union bringt auch in das Geistesleben der Farbigen einen neuen Anstoß. Die African Political Organisation verfolgt mit großer Aufmerksamkeit die politischen, wirtschaftlichen und sozialen Maßnahmen der Regierung, bringt sie durch die Presse ihrem Leserkreis zur Kenntnis, bespricht und kritisiert sie und läßt sie durch ihre Redner in großen Versammlungen besprechen und kritisieren. 1912 hat sich ein Eingeborenenkongreß gebildet, der zum erstenmal in Bloemfontein getagt und die Wünsche der Farbigen der Regierung unterbreitet hat. Wenn auch die Gegensätze zwischen den einzelnen Stämmen und der Gegensatz zwischen Bastards und Eingeborenen einstweilen noch ein kräftiges Hindernis für die Bildung eines Gemeinschaftsbewußtseins aller Farbigen ist, so ist doch zweifellos das Zustandekommen der Union und die Tatsache, daß eine Neuregelung der Verhältnisse bevorsteht, ein Moment, das nachdrücklich in dieser Richtung wirksam ist.

Und es handelt sich für die Farbigen dabei nicht um Ideen, sondern um sehr reale Einzelinteressen. Bastards und Eingeborene der Kapprovinz haben allen Grund, anzunehmen, daß die liberale Behandlung, deren sie sich bisher erfreuten, durch eine andere Praxis ersetzt werden wird, wenn Transvaal und Oranje an der

Feststellung einer einheitlichen Eingeborenenpolitik teilnehmen. Sie haben ja gleich am Anfang erfahren, daß die Verfassung der Union ihnen das Wahlrecht nicht gewährte, welches die Verfassung der Kapkolonie ihnen zugestanden hatte. Die Eingeborenen Transvaals und Natals können befürchten, daß das Recht des Landerwerbs ihnen geschmälert wird, wie es in Oranje überhaupt nicht vorhanden ist, und können befürchten, daß die Regelung des Ansiedlerwesens auf Plätzen der Weißen für sie unvorteilhaft sein wird. Gleichviel, ob diese Befürchtungen sachliche Berechtigung haben oder nicht, daß sie bei denkenden Farbigen wachgerufen werden, Unruhe erzeugen und das Bedürfnis nach gemeinsamer Vertretung gleicher Interessen hervorzurufen geeignet sind, liegt auf der Hand.

Auf der anderen Seite sieht sich die herrschende weiße Rasse, wenn sie an die Ausgleichung in der Eingeborenenpolitik der vier Provinzen herantreten will, erheblichen Schwierigkeiten gegenüber. Die Unterschiede in der politischen, wirtschaftlichen und sozialen Lage der Eingeborenen in den verschiedenen Landesteilen sind in der Tat beträchtlich. Hier ist Wahlrecht gewährt, dort nicht. Hier ist Landerwerb gestattet, dort verboten. Hier unterstehen die Farbigen dem gemeinen Recht, dort gilt Eingeborenenrecht. Hier ist die Bewegungsfreiheit der Farbigen im engeren Umkreise und auf Reisen durch drückende Bestimmungen eingeengt, dort ist freiere Bewegung gestattet. Hier ist Mischehe erlaubt, dort verboten usw. Das sind Verschiedenheiten, die nicht ohne weiteres auszugleichen sind. Vor allem aber haben sich die Verhältnisse der Eingeborenen selbst überall beträchtlich verändert. Jetzt, wo man sich genötigt sieht, die alten Fragen, die vor Jahrzehnten in verschiedenem Sinne beantwortet sind, einheitlich von neuem zu lösen, wird man gewahr, daß diese Fragen selbst ein neues Gesicht gewonnen haben. Die Eingeborenen von heute sind nicht mehr dieselben wie vor 50 oder 100 Jahren, und die Art und der Umfang ihres Zusammenlebens und Zusammenarbeitens mit den Weißen haben ganz außerordentliche Umgestaltungen erfahren.

Einige von den Fragen, denen man als „Rassen"-fragen bei der Kolonisation zu begegnen pflegt, können für Südafrika als end- Erledigte Rassenfragen.

giltig beantwortet gelten. Hat man am Anfang vielleicht geglaubt, wie die Hottentotten und Buschmänner würden auch die Bantuvölker vor dem weißen Kolonisten verschwinden und nur einen Stamm von Mischlingen hinterlassen, so kann heute davon keine Rede mehr sein. Die Bantustämme haben vor den Weißen weder das Land geräumt, noch hat das Zusammenleben mit ihnen ihr Aussterben veranlaßt. Im Gegenteil, die Herrschaft der Weißen, die der mannigfachen Selbstzerfleischung unter ihnen ein Ziel setzte, hat für sie die Erhaltung und Ausdehnung ihrer Lebenskraft bedeutet. Die Farbigen nehmen an Zahl zu. Von 1904—1911 stellt die amtliche Zählung eine Zunahme der Bantu um 15,12 %, (von 3491056 auf 4019006) fest.[1] Aber auch die Bastards zeigen sich durchaus als ein beständiger und wahrscheinlich wachsender Bestandteil der Bevölkerung. Es ist dies leider aus der amtlichen Statistik nicht mit Sicherheit zu ermitteln, weil in ihr Bastards und andere Farbige (die letzteren, wesentlich Asiaten, nehmen auch durch Einwanderung zu) zusammengeworfen und bei den Bastards Vermehrung durch legitime und illegitime Geburten nicht unterschieden sind. Ich habe in der Heimat mit Erstaunen gehört, daß man an der Lebenskraft, wenn nicht gar an der Fortpflanzungsfähigkeit der Bastards zweifelt. Die Bastards der Kapprovinz pflanzen sich seit Generationen fort und erreichen zum Teil ein sehr respektables Alter.[2] Die Zahl der nicht zu den Bantuvölkern gehörigen Farbigen ist von 1904—1911 um 19,40 % (von 567962 auf 678146) gestiegen. Diese Zunahme verteilt sich, wie gesagt, auf Hottentotten, Asiaten, Kinder von Bastards und neu erzeugte Mischlinge. Ich zweifle aber nicht, daß auch die Zahl der reinen Bastards durch legitime Geburten eine Steigerung erfahren hat. Daß mancherlei Krankheit, namentlich Lungentuberkulose, unter den Bastards vorhanden ist, ist richtig, aber auch unter den Kapburen ist Lungentuberkulose weit verbreitet. Ich kann darüber keine Zahlen geben,

[1] Der Zensus von 1911 erstreckt sich nur auf die vier Provinzen der Union. Baßutholand Protektorat, Rhodesien usw. sind nicht mit berücksichtigt.

[2] Vergl. das Bild der Bastardfamilie auf S. 216 — bei der Aufnahme waren nach meiner Erinnerung die Kinder noch nicht einmal vollzählig zugegen — und das Bild auf S. 45.

aber ich habe auf meinen Reisen nicht den Eindruck gehabt, daß die Bastards mehr von Krankheiten mitgenommen würden als die Weißen.

Wenn man früher gemeint hat, die Schwarzen seien bildungsunfähig, so hat sich diese Annahme, jedenfalls nach der intellektuellen Seite hin, als unhaltbar erwiesen. Den 986 587 Weißen, die lesen können, stehen 480 959 (darunter 320 395 Bantu) des Lesens kundige Farbige gegenüber, und den 969 089 Weißen, die lesen und schreiben können, stehen 414 510 Farbige (darunter 273 082 Bantu) gegenüber, die lesen und schreiben gelernt, also eine Elementarbildung empfangen haben. Im Jahre 1910 befanden sich 168 213 farbige Schüler in Elementarschulen, 6397 in höheren Lehranstalten.

Als durch die Geschichte bisher nicht widerlegte Behauptung muß zunächst noch die gelten, daß der Schwarze keine Initiative und keine Ausdauer für die Durchführung planmäßig angelegter, größerer Unternehmungen besitze. Ob die künftige Entwicklung die Richtigkeit dieser Behauptung bestätigen wird, bleibt abzuwarten. Warum bei den Heiden eine Entwicklung in dieser Richtung nahezu ausgeschlossen ist, habe ich ausgeführt (vergl. S. 119). Andererseits läßt die Tatsache, daß eine große Anzahl gelernter schwarzer Arbeiter in der Industrie tätig sind, und daß die Weißen mit Besorgnis auf das steigende Eindringen der Schwarzen in die Handwerke und in den Handel blicken, eine andere Entwicklung erwarten.

Veränderte Verhältnisse.

Ein im Vergleich zu den Anfängen beträchtlich verändertes Bild zeigt dem, der heute an die Regelung der Eingeborenenfrage herantreten will, auch der Umfang des Zusammenarbeitens der Schwarzen mit den Weißen. Waren in früheren Jahrzehnten verhältnismäßig bescheidene Zahlen von Farbigen als Landarbeiter und städtisches Dienstpersonal tätig, so ist nicht nur diese Kategorie durch das gesteigerte Bedürfnis gewachsen, sondern daneben sind Hunderttausende von Schwarzen als Bergwerksarbeiter und bei anderen industriellen Unternehmungen beschäftigt. Außerdem mehrt sich, wie gesagt, die Zahl der schwarzen Handwerker, Handelsleute usw.

Eine völlig neue Erscheinung sind die Massen von schwarzen

Arbeitern, die aus afrikanischen Gebieten außerhalb der Union in das Land hereinfluten. Bei weitem nicht alle Bergwerksarbeiter rekrutieren sich aus Südafrika selbst. Ein großer Bruchteil von ihnen kommt aus Rhodesien, dem portugiesischen Ostafrika und aus Zentralafrika.

Nicht überall erzeugt das Zusammenleben und Zusammenarbeiten von Weiß und Schwarz erfreuliche Erscheinungen. Ich habe ausgeführt (vergl. S. 136 ff.), welchen Einfluß das Zusammenleben mit den Weißen und die Trennung von den Stammeseinflüssen auf die Schwarzen haben muß. Das Diebes- und Räubergesindel, das sich in Johannesburg herumtreibt, die Amaleita, ist eine der Folgeerscheinungen und die Angriffe Schwarzer auf weiße Frauen eine andere. Dazu steigt die Flut der Mischlinge durch den Verkehr der Weißen mit den Schwarzen, Dinge, die die Aufmerksamkeit des Gesetzgebers mit Recht in hohem Maße in Anspruch nehmen.

Aber nicht nur in das gesamte wirtschaftliche Leben sind die Farbigen als ein wichtiger Bestandteil eingetreten, und nicht nur soziale Fragen sind bei der Neuorientierung der Eingeborenenpolitik zu berücksichtigen, auch im politischen Leben stellen die Farbigen heute einen anderen Faktor dar, als vor Jahrzehnten, insofern sehr erhebliche Summen in die Staats- und städtischen Kassen fließen, die durch Besteuerung der schwarzen Bewohner des Landes aufgebracht worden sind.

Daß angesichts dieser Lage die Eingeborenenfrage als die zentrale Frage für die Zukunft des neuen Südafrika überall aufs lebhafteste erörtert wird, ist begreiflich. In der Art der Erörterung scheiden sich die Geister, und die praktischen Vorschläge, die gemacht werden, sehen sehr verschieden aus.

Die Eingeborenenfrage als Ruf nach Gewaltmaßregeln gegen die Farbigen.

Große Gruppen der Bevölkerung und einzelne Interessenkreise behandeln die Frage gefühlsmäßig und leidenschaftlich oder von den Augenblicksinteressen des geschäftlichen Egoismus aus. Beide machen reichlich Gebrauch von dem Appell an das Rasseempfinden des weißen Mannes und von dem Schreckmittel, daß die herrschende Stellung der Weißen bedroht sei. Dem Eindringen des Schwarzen in die Reihe der gelernten Arbeiter, in den Handwerks- und Handelsstand, dem ganzen Emporsteigen der Farbigen soll

man nach ihrer Meinung mit Nachdruck entgegentreten. In einer Konferenz, zu der Abgeordnete verschiedener Handwerke, Techniker und Handelskreise zusammengetreten waren, wurde, wie die Presse berichtete, der Antrag gestellt, daß alle in der Versammlung vertretenen Körperschaften um finanzielle Unterstützung angegangen werden sollten, damit ein Feldzug gegen die farbigen Arbeiter geführt werden könne. Ein Herr erklärte, die Aufgabe ihrer Kreise sei, das Gebiet der weißen Arbeit in Südafrika, speziell in Transvaal, zu erweitern und soweit als möglich die technische Ausbildung farbiger Arbeiter zu entmutigen. Der farbige und der schwarze Mann besetzten rapide die verschiedenen Gebiete der Industrie, welche dem weißen Mann gehören sollten. Die Versammlung nahm schließlich folgende Resolution an:

„Angesichts der Einführung billiger Farbigenarbeit durch skrupellose Arbeitgeber, die dadurch helfen, die weißen Angestellten zu degradieren und ihre Lebenshaltung zu der des Schwarzen herunterzusetzen, ist die Versammlung der Meinung, daß die Zeit für die Einführung eines Minimallohngesetzes durch die Regierung gekommen ist."

Während meines Aufenthaltes in Südafrika wurde mir erzählt, daß bei einer Wagenbauausstellung in der Kapprovinz die Beteiligung farbiger Wagenbauer ausgeschlossen gewesen sei, weil man als Ergebnis die Erkenntnis befürchtete, daß die schwarzen Handwerker preiswerter arbeiteten, als die Weißen.— Der weitgehendste Vorschlag, der gemacht wird, ist der einer völligen Trennung (Segregation) von Weiß und Schwarz.

In sozialer Beziehung wird mit besonderer Leidenschaftlichkeit die Frage der „schwarzen Gefahr" (Angriffe von Schwarzen auf weiße Frauen), behandelt. In öffentlichen Versammlungen und in der Presse wird in den dunkelsten Farben gemalt, und man überbietet sich gegenseitig in Rufen nach Verstärkung des polizeilichen Schutzes und nach Strafbestimmungen in ungeheuerlichem Maß.

In politischer Beziehung hat man sich ja einstweilen eingerichtet. Aber der Ausschluß jeder nennenswerten Beteiligung der Farbigen an der Politik des Landes ist in diesen Kreisen natürlich Programmpunkt, sofern man bei Meinungsäußerungen der Öffentlichkeit von Programmen reden kann.

Daß diese Art der Behandlung der Eingeborenenfrage eine brauchbare Lösung nicht herbeizuführen geeignet ist, während sie auf der Seite der Farbigen Erbitterung erzeugt, liegt auf der Hand.

Beseitigung der Konkurrenz der Farbigen.

Wenn man in wirtschaftlichen Fragen das Heil von Gewaltmaßregeln erwartet, übersieht man, daß man sich an einem Gesetz versündigt, das ungestraft nicht übertreten wird. Auf die Dauer wird kein Kaufmann und kein Gewerbetreibender nach der Hautfarbe fragen, sondern er wird immer darauf zurückkommen, bei gleicher Güte die billigste Arbeit zu bevorzugen. Rassebewußtsein ist eine Sache, die im geschichtlichen Leben der Völker, ganz besonders bei der Kolonisation, sicherlich von Wert ist. Aber man sollte das Rassempfinden nicht anrufen, um kleinliche und kurzsichtige Maßregeln in egoistischem Interesse durchzudrücken. Ja, es ist eigentlich eine Beleidigung der weißen Rasse, wenn man erklärt, sie könne mit der schwarzen nur bei Anwendung von Gewaltmaßregeln konkurrieren. — Der Vorschlag der völligen Trennung zwischen Schwarz und Weiß ist phantastisch, aber interessant. Die Farbigen würden ihm, wenn er durchführbar wäre, sicher sympathisch gegenüberstehen. Aber man würde damit nicht nur Umwälzungen von größter Tragweite im wirtschaftlichen Leben Südafrikas herbeiführen, bei denen es keineswegs sicher wäre, ob sie die wirtschaftliche Stellung der Weißen nicht viel mehr schwächten als stärkten, sondern auch politisch könnte man kein besseres Mittel anwenden, um sämtliche Farbige zu einigen und die Gefahr einer der Zahl nach überlegenen, an Bildung zunehmenden, ihrer Kraft sich bewußt werdenden, feindlichen Eingeborenenbevölkerung zu steigern. Eine ausgezeichnete Kritik der „Segregation" hat ein gebildeter Farbiger, S. Plaatje, der Herausgeber einer in Kimberley erscheinenden, in Setschwana geschriebenen Eingeborenenzeitung veröffentlicht. Er schrieb in dem Johannesburger Blatt „Evening Chronicle":

Völlige Trennung von Schwarz und Weiß.

> „Der Gedanke an geographische Trennung ist nicht ohne Reize. Was für ein glorreiches Jahrtausend! Eine Stadt von Schwarzen, in der die Europäer ausgeschlossen sind, in der die Verwüstung, die über die Eingeborenenterritorien

durch die Sporteln der Advokaten gebracht wurde, zu den Dingen der Vergangenheit gehört. Schwarze Postmeister, schwarze Zimmerleute, schwarze Steuereinzieher und schwarze Kaufleute, die Geld machen! Wirklich alles schwarz, mit einem britischen Residenten, der (mit den Worten eines kürzlich erschienenen Blaubuchs über die Gilbertinseln im südlichen Stillen Ozean) an den Generalgouverneur berichtet: „Kriege haben aufgehört, die Distrikte sind in völliger Ordnung, drückende Armut ist fast unbekannt, jedermann ist sicher in dem Besitz seines Stückes Land, die Steuern sind leicht und rufen keine Beschwerden hervor. Die Eingeborenenpolizei ist wirksam, und die Eingeborenenbeamten sind bewunderungswürdig pflichttreu, die Häuser sind gut, die Landstraßen sauber. Es sind Hospitäler errichtet worden".

Aber das alles ist Vision. Ist es den Tausenden von weißen Beamten zum Bewußtsein gekommen, daß, wenn die Trennungsidee verwirklicht würde, sie 3 gegen 1 wetten könnten, daß ihre Zahl vermindert werden würde? Ich denke doch und ich bin überzeugt, wenn die Farbigen auszuziehen beginnen, werden die Weißen sie daran hindern, selbst wenn sie Martinigewehre für die Erreichung ihres Zweckes gebrauchen müßten.

Man gehe nach Kingwilliamstown und betrachte die Flut schwarzen Landvolkes, das durch die Straßen strömt, auf- und abspaziert, mit Freunden schwatzt, vor den Schaufenstern steht, Materialwaren, Ackerbaugeräte und Kleidungsstücke kauft; und dann denke man alle diese Eingeborenen nach Katanga und frage sich: Was wird aus den Kaufleuten in Kingwilliamstown ohne den Kaffer, den Kaffer als Arbeiter, den Kaffer als Frachtfuhrmann, den Kaffer als Kunden? Es gibt nur eine Antwot: sie werden Bankerott machen. Und was auf der Hand liegt für Kingwilliamstown, bleibt das Gleiche für Port Elizabeth, Kimberley, Bloemfontein und Johannesburg, trotz allem, was in den beiden letzteren Städten für „das Land des schwarzen Mannes" gesagt ist . . .

Sie (die Eingeborenen) werden keine Steuern mehr be-

zahlen, die nicht — wie in Baßutholand — ausschließlich für den eigenen Nutzen bestimmt sind. Das bedeutet einen baren Verlust von 2 Millionen Pfund jährlich für den Staatssäckel der Union und beträchtliche Verluste für die verschiedenen Stadtsäckel. Die Europäer werden die rohe Wirklichkeit entdecken, daß der Kaffer nicht nur als Wasserträger bequem war, sondern auch als Goldmine, aus der örtliche und allgemeine Kassen kräftig entnahmen, um phantastische Gehälter zu bezahlen, die dazu dienten, weißen Kindern Bildung zu verschaffen und weißen Familien das Behagen des Lebens zu gewähren. Millionen, die jetzt in weißen Händen umlaufen, werden zurückgezogen werden, um schwarze Beamte zu bezahlen und schwarze Kaufleute fett zu machen. Die Folge werden Massenentlassungen von Weißen sein, und dann wird die Unruhe beginnen. Nein, schon früher. Sagt den Händlern in Transkei, daß sie ihre Plätze verlassen und sich neue Weiden im Gebiet der Weißen suchen sollen. Sie sind nicht die Engländer, für die ich sie hielt, wenn sie sich nicht dem Befehl bis zur Anwendung der Bajonette widersetzen. — Das Ideal ist gut — aber wie wollt ihr es verwirklichen? . . .

Wie sollen wir die Trennung durchführen und den Übergang von den gegenwärtigen Verhältnissen zu ihr finden. Das ist meine Frage. Die Schwierigkeiten sind unüberwindlich. Der Handel muß dislociert werden. Um nur die Zinsen einer Anleihe für Durchführung der Segregation zu beschaffen, muß jede nur denkbare Steuer verdoppelt werden. Der Arbeitsmarkt wird zerrüttet. Viele Handelshäuser werden ruiniert, und wir werden recht wenig durch die Opfer gewinnen.

Man kann nicht behaupten, daß der Weiße mit seinem Erbe einer tausendjährigen Zivilisation und einer Kulturheimat, mit seinen höheren Schulen, Anstellungserleichterungen und höheren Gehältern den Wettbewerb in derselben Weise zu fürchten hat, wie der belastete (handicapped) schwarze Sohn eines schwarzen Vaters mit einer Erziehung von kaum einer Generation, der gefesselt ist durch Farbe,

Sprache, Umgebung und niedrige Löhne. Schenkt dem Eingeborenen zwei Dinge und nehmt ihm zwei. Nehmt ihm geistige Getränke und die Advokaten; schenkt ihm Wahlrecht und euer Vertrauen; dann wird sich das Problem zu beiderseitigem Vorteil von selbst lösen."

Der Herausgeber des Evening Chronicle bemerkt dazu: „Männer der Arbeit, die glauben, den Wettbewerb des Farbigen durch die Festsetzung eines Minimallohnes verhindern zu können, werden gut tun, die kommerzielle Seite der Sache, die uns hier ein schwarzer Mann zeigt, zu studieren."

Die schwarze Gefahr.

Den Übertreibungen der „schwarzen Gefahr" ist in diesem Jahr die Regierung im Parlament entgegengetreten.

Bei Besprechung einer Petition, die für 1910 für Johannesburg und Umgegend 208 Fälle unsittlicher Angriffe mit der stillschweigenden Unterschiebung feststellte, daß es sich um Angriffe von Schwarzen auf Weiße handele, erklärte der Justizminister, daß von den tatsächlich 212 Fällen nur 33 Schwarz gegen Weiß zeigten, während die übrigen 179 Fälle sich auf Schwarz gegen Schwarz (145), Weiß gegen Schwarz (14), Weiß gegen Weiß (20) verteilten. Das erste Viertel des Jahres 1912 zeige gegen den gleichen Zeitraum des Vorjahres eine Abnahme der Fälle um 50%. Er sei für Bildung einer Kommission zur Untersuchung der Verhältnisse. Aber zur Beunruhigung liege kein Grund vor. Die Polizei tue ihre Schuldigkeit und sei in beträchtlicher Zahl vorhanden. „Die Europäer handelten den Eingeborenen gegenüber nicht ehrlich. Niemand in seinem Ressort habe so viel mit den Eingeborenen zu tun, wie er, und er müsse offen sagen, er empfinde Tag für Tag, daß man bei der Behandlung von Eingeborenenangelegenheiten Heuchelei treibe, Ansprüche im Übermaß erhebe und unaufrichtig sei." ... Wenn man, wie wünschenswert, künftig radikal vorgehe, so läge das ebensosehr im Interesse der Schwarzen, wie der Weißen in Südafrika. Es dürfe mit den Weißen keine Ausnahme gemacht werden.[1]

Die Eingeborenenfrage als Forderung an den weißen Mann.

Wesentlich in den Kreisen der verantwortlichen Männer im Volk findet sich eine Behandlung der vorliegenden Fragen von

[1] Rand Daily Mail, 10. Mai 1912.

weitblickenden volkswirtschaftlichen und staatsmännischen Gesichtspunkten aus. Hier wird der Appell an das Rassebewußtsein in einem ganz anderen Sinne erhoben. Es ist selbstverständlich, daß bei dem Zusammentreffen von Völkern, die etwa auf gleicher Kulturhöhe stehen, jedes seine Stellung zu wahren und, wo möglich, die führende Stellung zu gewinnen trachtet. Es ist aber eine Geschmacklosigkeit, bei dem gewaltigen Abstand in der Erziehung, der immer noch zwischen Weißen und Schwarzen besteht, die führende Stellung der Weißen als gefährdet darzustellen, die Öffentlichkeit mit Furcht vor der schwarzen Rasse zu erfüllen und zur Beseitigung der drohenden Gefahr die Anwendung von gesetzgeberischen Gewaltmaßregeln zu empfehlen. Wenn man sich ohne solche nicht mehr schützen könnte, sollte man den Versuch des Schutzes ruhig aufgeben. Die Ausführungen, die von den verantwortlichen Stellen und von solchen Leuten, die sich für das Ganze der kolonialen Entwicklung mit verantwortlich fühlen, ausgehen, bekunden diese Auffassung, zeugen von nüchterner Beurteilung der Wirklichkeit und von ruhigem Kraftbewußtsein. Sie kommen zu dem Ergebnis, daß von einer Bedrohung der Vorherrschaft der Weißen durch die Farbigen zur Zeit noch keine Rede sein könne, daß der Weiße nicht nur keinen Anlaß habe, sich dem Farbigen gegenüber zu fürchten, sondern daß er moralisch verpflichtet sei, das Vorwärtsstreben der Farbigen im Interesse der kolonialen Entwicklung zu begünstigen. Eine für die Zukunft daher etwa drohende Gefahr sei dadurch abzuwenden, daß der Weiße seine eigene Hebung nicht vernachlässige. Werde sie nicht vernachlässigt, so sei auch für die Zukunft absolut kein Grund zur Beunruhigung vorhanden.

Eine treffende Zusammenfassung dieser Gedanken hat der jetzige Senatspräsident, frühere Präsident des Oranjefreistaats, F. W. Reitz, in einer Ansprache gegeben, die er in Kapstadt hielt. Er führte aus:

> „Ich denke, diejenigen von den Eingeborenen, die selbst und deren Vorfahren in diesem Lande geboren sind, haben ebensoviel Recht, hier zu sein, wie ich; und wenn sie Steuern zahlen, so stehe ich grundsätzlich auf dem Standpunkt, daß es keine Besteuerung geben darf, ohne das Recht der Ver-

tretung. Darum bin ich bereit, zuzugeben und dafür einzutreten, daß diese Leute in politischer und rechtlicher Beziehung als meinesgleichen angesehen werden. Ich spreche vom Rassengesichtspunkt aus. Vom sozialen Gesichtspunkt aus sind sie nicht meinesgleichen. Sie können es werden, wenn wir unsere Kinder vernachlässigen und die Vorteile unserer Lage nicht benutzen. Ich werde mich niemals willig finden lassen, der Bedrückung oder der Niederhaltung des farbigen Mannes und seiner Erziehung zuzustimmen. Gebt ihm freie Bahn für seine Hebung. Aber in dem Maße, wie er sich hebt, wollen wir uns auch heben. Ich möchte nicht sagen: wir sind die herrschende Rasse, aber wir sind die überlegene Rasse, und wenn wir jemals, während der farbige Mann sich hebt, durch unser Zurücksinken auf demselben Niveau angelangen, auf dem er sich befindet, so wird das unsere eigene Schuld sein und seinen Grund darin haben, daß wir unsere Gelegenheiten versäumten."

Sieht man die tatsächlich von der Regierung verfolgte Politik an, so zeigt sich, daß zwar in der Behandlung der Farbigen vielleicht nicht überall diese furchtlose, hochherzige und weitsichtige Praxis befolgt wird, daß aber tatsächlich die Hebung der Weißen mit Ernst angestrebt wird. Man gründet Schulen in großer Anzahl, um den Bildungsstand der weißen Bevölkerung in ihrer Gesamtheit zu heben. Man pflegt freigebig höhere Bildungsanstalten, und schickt sich an, eine Universität für Südafrika ins Leben zu rufen. Man entsendet gut vorgebildete junge Weiße mit reichen Stipendien auf europäische Hochschulen, um sie nachher im Kolonialdienst zu verwenden. Um die Landwirtschaft zu heben, werden Versuchs- und Musterfarmen eingerichtet und landwirtschaftliche Ausstellungen veranstaltet. Für junge Leute, die sich technischen Berufen widmen wollen, werden Lehranstalten gegründet usw. Man befindet sich also auf einem Wege, dessen ruhige Weiterverfolgung jede Nervosität ausschließen könnte.

Rassenmischung und Mischehe.

Ein besonderes und ernsthaftes Problem in der Erörterung der Eingeborenenfrage bildet das Wachstum der Mischbevölkerung. Hier ist ein Punkt, in dem alle Weißen und alle noch rassestolzen

Eingeborenen eines Sinnes sind. Allen ist die Rassenmischung unerwünscht, und wenn man ein Mittel finden könnte, um sie zu verhindern, so würden Weiß und Schwarz gleichmäßig zufrieden sein. Unheilvoll für eine ruhige und sachliche Erörterung der Frage ist die Tatsache, daß in Südafrika, wie in anderen Kolonialländern, die Frage der Rassenmischung zusammengeworfen und verwirrt wird mit der Frage nach der Zulässigkeit oder Unzulässigkeit der Mischehe. Das geschieht nicht aus bösem Willen, sondern Leute, die es ernst meinen und die ernst zu nehmen sind, glauben an die Möglichkeit der Verhinderung der Rassenmischung durch das Verbot der Mischehe. Wie schon erwähnt, ist bisher in der Kapprovinz und in Oranje die Mischehe erlaubt, in Transvaal verboten. In der Cape Times führte ein Herr aus: „Wir können durch Gesetzgebung Schwarze und Weiße verhindern, die Reihen der Mischlinge durch weitere Verbindungen zu vermehren .... Wenn Gesetzgebung irgendwo nötig ist, so ist sie es hier, und sie kann nicht zu scharf sein. Dehnen Sie das ausgezeichnete Transvaalgesetz, welches das Zusammenleben von Schwarz und Weiß bestraft, aus und verbieten Sie solche Heirat!" Daß hier bei aller ehrlichen Meinung und ernsthaften Motiven ein ganz ungeheuerlicher Sehfehler vorliegt, den man bei Männern mit einiger Lebenserfahrung kaum für möglich halten sollte, liegt auf der Hand. Rassenmischung ist von dem Verbot oder Nichtverbot der Mischehe absolut unabhängig. Es wird immer ein minimaler Bruchteil der Mischlinge sein, der legitimen Ehen zwischen Weiß und Schwarz entspringt. Das wird von anderen Seiten auch nachdrücklich in der südafrikanischen Presse und im Parlament hervorgehoben. Ich zitiere noch einige Pressestimmen:

„Diejenigen, welche sich zu Gunsten des Amendements, Mischheirat betreffend, aussprechen, scheinen samt und sonders über die Wirkungen im unklaren zu sein, wenn sie das Zusammenleben und die Vermischung der weißen und schwarzen Rasse dadurch verhindern wollen. Gerade dies wird das Gesetz nicht bewirken. Zusammenleben existiert ohne Ehe".

Ein Zweiter urteilt pessimistisch:

„Der Prozeß geht vorwärts, und gesetzliche Eingriffe, wie der

vorgeschlagene, haben nicht die geringste Wirkung, die Flut aufzuhalten."

Ein Dritter erklärt:

„In Transvaal (wo die Mischehe verboten ist), steigert sich die Zahl der illegitimen Geburten mindestens drei mal so schnell, als die der legitimen und illegitimen Geburten in der Kapprovinz .. Will man geringstmögliche Mischung haben, so muß die Mischehe erlaubt sein."

Der Autor ist auf diese statistische Behauptung hin angegriffen worden, hat sie aber, soweit ich feststellen konnte, ohne Widerlegung zu finden, verteidigt und aufrecht erhalten. Leider gibt auch die neueste Zählung nicht die Möglichkeit genauer Nachprüfung, da legitime und illegitime Mischlingsgeburten in ihr nicht gesondert behandelt sind. Das eine ist jedenfalls sicher, daß das Verbot der Mischehe die Rassenmischung nicht aufhält. Die beiden Probleme müssen gesondert behandelt werden.

Ob in zukünftigen Jahrhunderten, wenn etwa die Bildungs- und Erziehungsunterschiede zwischen Schwarz und Weiß bis zur Unerheblichkeit geschwunden sind, Mischehen sympathischer erscheinen werden, ist heute eine überflüssige und nicht zu entscheidende Frage. Jedenfalls ist zur Zeit die Mischehe unerwünscht, wie auch bei uns Verbindungen zwischen Personen von großen Bildungs- und Erziehungsunterschieden unerwünscht sind. Aber eine ganz andere Frage ist es, ob man das Recht hat, gesetzgeberisch in diese Verhältnisse einzugreifen. Der Grund, daß dadurch Rassenmischung zum Nutzen der Gesamtheit verhindert werde, scheidet aus. Es wird geltend gemacht, daß der Abstand in der intellektuellen und moralischen Bildung zwischen Schwarz und Weiß so groß sei, daß eine Verbindung, die den Namen der Ehe verdiene, nicht zustandekommen könne und daß darum die Form rechtlicher Eheschließung unmoralisch sei. Es wird weiter angeführt, daß die rechtliche Stellung der Sprößlinge aus Mischehen schwierig sei. Man könne ihnen nicht ohne weiteres die Rechte der Weißen zubilligen. — Zu dem ersten Einwand ist zu fragen: Wenn nun aber ein Mann seit Jahren und Jahrzehnten mit einer Schwarzen zusammengelebt, mit ihr Kinder erzeugt hat

und mit diesem Verhältnis zufrieden gewesen ist, und er entschließt sich dann, der Frau auch die rechtliche Stellung einer Ehefrau zuzubilligen, und ist bereit, den gesellschaftlichen Boykott, der darauf folgt, auf sich zu nehmen, hat irgend eine Gesetzgebung, die diesen Namen verdient, das Recht, ihm das zu verbieten und ihn zu verhindern, die Konsequenzen seines bisherigen Lebens zu ziehen, für die er in seiner gesellschaftlichen Stellung die Kosten bezahlen muß? — Zu dem zweiten Punkt ist zu sagen, daß es durchaus nicht unmöglich ist, besondere Standesrechte für Mischlinge aufzurichten. Die weit schwierigere Aufgabe ist ihre Erziehung.

Mit diesen Gründen ist das Verbot der Mischehe nicht zu stützen. Will man die Mischehe verbieten, so kann das Verbot meines Erachtens nur dadurch begründet werden, daß das Gesetz die Forderung des im öffentlichen Interesse Seinsollenden aufrecht erhält und damit in jedermanns Bewußtsein die Vorstellung von der Unzulässigkeit der Rassenmischung wachhält. Mehr als ein intensives Bewußtsein von der fortgesetzten, allgemeinen Verfehlung gegen das Gesetz wird man damit nicht erreichen. Aber daß eine berechtigte Forderung durch Gesetz aufrecht zu erhalten sei um ihrer selbst willen, ist ein Standpunkt, der sich vertreten läßt.

Wohin sich das Zünglein der Wage in der südafrikanischen Gesetzgebung neigen wird, muß abgewartet werden. Jedenfalls würde aber ein allgemeines Verbot der Mischehe viel böses Blut unter den Farbigen erzeugen. So sehr sie auch Gegner der Rassenmischung sein mögen, das Eheverbot bei vorhandener Mischung empfinden sie als eine Beleidigung, und das ist begreiflich.

Aber die eigentliche Frage ist die: Wie ist die Rassenmischung zu verhindern? — Hier ist guter Rat teuer. Weder die Kraft des Gesetzes, noch intellektuelle Bildung vermögen in diesem Stück etwas auszurichten. Nur moralische und religiöse Momente und gesellschaftliche Erziehung können eine Gegenwirkung ausüben. Darum taucht auch der Ruf im Parlament und in der Presse Südafrikas immer wieder auf: „Erziehung zum Rassenstolz." — Der bloße Stolz wird es nicht tun. Aber Erziehung, wenn planmäßig und andauernd geübt, kann mit der Zeit wirken und eine Abminderung in dem beklagten Übel herbeiführen.

Vor allem sollte man sich im öffentlichen Interesse der Erziehung der vorhandenen Bastards mit ganz besonderer Sorgfalt annehmen. Diese Leute, denen der Stammeszusammenhang der Eingeborenen fehlt und die weder von Schwarz noch Weiß für voll angesehen werden, sind das Element, aus dem sich am leichtesten katilinarische Existenzen entwickeln und aus dem die Führer erwachsen können für eine Bewegung der Schwarzen gegen die Weißen.

Die Eingeborenenfrage eine religiöse Frage.

Es ist lehrreich, an Südafrika zu sehen, wie die wichtigsten und grundlegenden kolonialen Fragen schließlich in moralischen und religiösen Fragen, wie Selbsterziehung, Selbstzucht, erziehliche Tätigkeit an der niedriger stehenden Rasse, ihre Zuspitzung finden. Mr. Rose-Innes äußerte in der Cape-Times: „Das Problem des zwanzigsten Jahrhunderts wird die „Frage der Farbe" in Afrika, in Amerika, vielleicht auf dem ganzen Erdball sein. Rühre sie an, wo und wann du willst, du wirst finden, daß sie eine lange Pfahlwurzel hat und daß sie eine sehr empfindliche Pflanze ist. Sobald wir versuchen, mit ihr ins Klare zu kommen, finden wir uns unmittelbar in der Region vitaler Prinzipien. Die Frage der „Gerechtigkeit", die Fragen von „recht und unrecht", von der „Verantwortlichkeit", die wir gegeneinander haben, erheben ihre Häupter und schlagen uns in ihren Bann."

Die Mission im Mittelpunkt der Kolonisation.

Von diesen Erfahrungen aus gewinnt auch die Bedeutung der Mission für das Ganze des kolonialen Lebens ein neues Gesicht. Der Vorgänger des jetzigen Generalgouverneurs von Südafrika, Lord Selborne, führte im Jahre 1909 in einer in Kapstadt gehaltenen Rede aus, der Weiße sei als Angehöriger einer höheren Rasse für die Zukunft der weniger begabten Rasse verantwortlich, wie ein Vater für die Zukunft seiner Kinder. Der Weiße sei der Erwachsene, der Schwarze das Kind. Man könne der Aufwärtsentwicklung der Schwarzen keine künstliche Schranke setzen. Man dürfe sie auch nicht setzen wollen, wenn man nicht eine moderne Sklaverei einzuführen beabsichtige. Vielmehr müsse der Weiße dem Schwarzen Führer und Helfer bei seiner Entwicklung sein. Am Schluß seiner Rede erklärte er: „Anstatt sie zu verurteilen, sollten die Weißen Südafrikas in den Missionaren diejenigen Leute erkennen, die die Situation gerettet haben. Sie haben weit-

aus die größte Mühe aufgewandt, sie allein haben mit Selbstaufopferung daran gearbeitet, daß die geistige Einwirkung der Weißen auf die Farbigen, die von dem Augenblick an, wo beide mit einander in Berührung kamen, unvermeidlich eintreten mußte, etwas Gutes enthielte."

Der gegenwärtige Generalgouverneur, Lord Gladstone, sprach im Juli 1911 gelegentlich des 75jährigen Jubiläums der Natalmission über die Bedeutung der Mission für das koloniale Leben Südafrikas und richtete an die kolonialen Kreise die Mahnung zur Zusammenarbeit mit der Mission. Er führte nach einigen freundlichen Worten über die Missionare und einer Erörterung über die Missionserfolge aus:

„Der Einfluß und die Wirkung des Christentums machen sich fühlbar. Die Eingeborenen werden gelehrt, daß sie für etwas in dieser und für etwas in der zukünftigen Welt zu leben haben. Die Charaktererziehung schreitet fort. Alte Laster werden Schritt für Schritt beseitigt. Und kann man die Glaubenslehren der einzelnen Denomination nicht immer voll zum Verständnis und zur Annahme bringen, so doch in weitem Umfang das Wesen und den Geist des Christentums, die das Volk von seinem gegenwärtigen Niveau auf ein höheres heben. Aber dieser Prozeß ist nicht allein durch den Eifer und die Geschicklichkeit der Missionare und ihrer Helfer bedingt. Er erfordert mehr. Er ist bedingt durch die Haltung und das Christentum der gesamten weißen Bevölkerung Südafrikas. Der Stolz und die Würde einer herrschenden Rasse sowohl, wie die Prinzipien der Moralität und der Religion sollten jeden weißen Mann und jede weiße Frau in Südafrika dazu treiben, den Eingeborenen, mit denen sie zusammenleben, und die zu leiten ihre heilige Pflicht ist, ein Beispiel zu geben. Das ist die Lektion, die wir Weißen zu lernen haben. Wir haben Jahrhunderte der Zivilisation gehabt. Wir wollen uns daran erinnern, daß die Eingeborenen diese Vorzüge nicht hatten, daß sie bis in die neueste Zeit nicht die Möglichkeit hatten, eine höhere Lebenshaltung zu gewinnen.

Wir wollen uns aber die Frage vorlegen, ob wir selbst auf die Höhe gekommen sind, die wir hätten erreichen können, und wollen uns daran erinnern, daß es unsere unabweisbare Pflicht ist, durch unser Leben und unser Christentum zu zeigen, daß die Lehrtätigkeit unserer trefflichen Missionare an dem Charakter und der Lebensführung der weißen Leute seine Rechtfertigung findet . . . Lassen Sie uns alle von hier scheiden mit dem Entschluß, nicht allein die Lage der Eingeborenen zu bessern, sondern auch unser eigenes Tun und unsere eigene Lebensanschauung zu heben, so daß unser Wort, unser Tun und unser Leben die bestmöglichen Beziehungen zwischen der weißen und der schwarzen Bevölkerung Südafrikas hervorzurufen geeignet sind. Unsere Interessen liegen in Südafrika. Wir wissen, wie ihnen am besten gedient ist, daß es nichts in der Welt gibt, das dem Christentum gleichkäme in der Kraft, Menschen zu heben und sie vor dem Fall zu bewahren. Das ist eine Wahrheit, die für die Weißen und die Schwarzen in gleicher Weise gilt . . ."

Es gibt für den Kolonialfreund Stoff zum Nachdenken, für den Missionsfreund und für jeden, der an die Weltbedeutung des Christentums glaubt, Grund zur Freude, solche Äußerungen aus dem Munde des ersten Kolonialbeamten Südafrikas zu hören.

200 Jahre lang sind Weiß und Schwarz in Südafrika genötigt gewesen, auf gleichem Grunde miteinander zu leben. Auf den verschiedensten Wegen hat man versucht, die Eingeborenenfrage zu lösen. Man hat Gewalt in allen möglichen Formen angewandt, zeitweilig bis zu Ausrottungskämpfen; Verwaltungsmaßnahmen, gesetzliche Anordnungen verschiedenster Art und verschiedensten Umfangs sind getroffen. Die Anschauungen über die Schwarzen haben gewechselt. Er war ein Affe, ein Halbaffe, ein Geschöpf des Teufels, der verfluchte Ham, der von Gott zu ewiger Knechtschaft bestimmt ist. Seine Gehirnbildung und seine Seele schloß jede Art der Gemeinschaft zwischen ihm und dem Weißen aus. Die Erfahrung einer langen Kolonialperiode hat dahin geführt, den Boden eines, gleichviel ob religiös oder wissenschaftlich bemäntelten, Dogmatismus zu verlassen und die Bedeutung des Schwar-

zen nach den physischen und geistigen Lebensäußerungen einzuschätzen, die man an ihm im Laufe der Entwicklung wahrgenommen hat. Von gedankenloser Geringschätzung und Nichtachtung ist man zu aufmerksamer Beobachtung und Beachtung des schwarzen Mitbewohners des Landes fortgeschritten. Anstelle des gleichgiltigen Nebeneinanders ist ein Füreinander getreten, und der Gedanke, daß der Weiße nicht nur im Interesse des Schwarzen, sondern im eigensten Interesse Erzieherpflicht und Fürsorge üben müsse, ist aufgetaucht und erstarkt. Und nach allen Verwaltungs- und gesetzgeberischen Maßnahmen erklärt an der Schwelle der neuen Zeit der erste Mann des kolonialen Staatswesens, daß die eigentliche Lösung der Eingeborenenfrage auf religiösem Gebiet liege, daß der Weiße sich mit dem Schwarzen auf den gemeinsamen Grund des Christentums stellen und dem Schwarzen ein Zeuge des Christentums werden müsse, wenn die wahren Interessen Südafrikas gefördert werden sollen. Die geschichtliche Entwicklung des kolonialen Lebens führt zu der Forderung, daß der Weiße sich auf sein Christentum besinne und dasselbe dem Schwarzen gegenüber mit der Tat beweise, damit eine dauernd gesunde Weiterentwicklung stattfinde.

Hier liegt die Bedeutung der Mission für die Kolonisation in hellem Licht. Von ganz anderen Gesichtspunkten aus und mit ganz anderen Zielen tritt sie von Haus aus an den Schwarzen heran, als der Kolonist. Was bei dem Kolonisten ein Endergebnis der Erfahrungen ist, die er bei der Verfolgung wirtschaftlicher und politischer Ziele macht, ist bei ihr der Anfang und die bleibende prinzipielle Grundlage. In ihrem Bestreben, dem Befehl Jesu gemäß den Völkern die frohe Botschaft Gottes zu bringen und ihnen den Eingang in das Reich Gottes zu öffnen, kennt sie grundsätzlich keine Unterschiede, die aus Rassenverschiedenheit hervorgehen. Das Wort des Apostels: „Hier ist nicht Jude noch Grieche, hier ist nicht Mann noch Weib", ist für sie maßgebend. Im Blick auf die Ewigkeit gibt es keine Unterschiede zwischen Mensch und Mensch. Es ist ein Grund vorhanden, auf den alle treten und auf dem alle Gemeinschaft haben können: Jesus Christus.

Aber ist auch die Mission in ihrem Ausgangspunkt, in ihren letzten Zielen und in ihrer grundsätzlichen Stellung von der Rassenfrage unberührt, so wird sie doch in ihrer praktischen Arbeit unablässig in dieselbe hineingezogen. Sie wird es in besonderem Maße, wenn sie im Kolonialgebiet arbeitet, wo die Interessengegensätze zwischen schwarzen und weißen Einwohnern sich bemerkbar machen. Im Interesse ihrer eigenen Arbeit hat sie auf den geistigen und kulturellen Stand der Farbigen fortgesetzt Rücksicht zu nehmen und die Unterschiede zu beachten, die zwischen Weiß und Schwarz tatsächlich vorhanden sind. Sie greift also auch von sich aus die Rassenfrage an, kann es aber mit der allergrößten Objektivität und Unbefangenheit tun, weil es sich für sie dabei um Fragen christlicher Erziehung handelt, die im Interesse der Schwarzen selbst liegt. Alle ihre praktischen Maßnahmen werden von diesem Gesichtspunkt aus getroffen. Um seines Glaubens willen muß der Schwarze der vorhandenen Obrigkeit gehorsam sein, um seines christlichen Charakters willen soll er mit Bescheidenheit die Grenzen innehalten, die ihm die vorhandenen Unterschiede von Bildung und Erziehung auflegen. Um seines Christentums willen soll er so arbeiten, daß er auch unter den veränderten Verhältnissen mit Ehren sein eigenes Brot essen und als ein nützliches Glied in der Gesamtheit der Bevölkerung sich erweisen könne. Die Mission arbeitet daran, den Schwarzen zu einer christlichen Persönlichkeit zu erziehen und — eben damit dient sie der Kolonisation. Je sorgfältiger sie ihren rein religiösen Charakter festhält und sich weder Ziel noch Weg verrücken läßt, um so wirksamer dient sie dem Seelenheil des Schwarzen und dem innersten Interesse des Koloniallandes.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Schluß.

Ich nehme an und ich hoffe, daß der Leser aus den vorangegangenen Darstellungen einen Eindruck von der Größe und von der Bedeutung des Missionswerkes gewonnen hat. Aber vielleicht hat sich ihm eine Frage nahegelegt; vielleicht hat er mehr als einmal gedacht: Warum wird eine solche Fülle deutscher Arbeit auf ein fremdes Kolonialgebiet gewandt? Warum setzen deutsche Männer und Frauen die Kraft ihres Lebens daran? Warum hat

die deutsche evangelische Christenheit erhebliche Summen geopfert, um ein Werk zu tun, zu dem das kolonisierende Volk in erster Linie berufen gewesen wäre?

Ich gebe darauf zwei Antworten. Erstens: Deutschland besaß, als die Berliner Missionsgesellschaft ihre südafrikanische Arbeit begann und bis sie dieselbe nahezu zu ihrem gegenwärtigen Umfange entwickelt hatte, überhaupt keine Kolonien. Die deutschen Christen mußten, wenn sie ihren Anteil an der Weltmission haben wollten, auf fremdem Gebiet tätig sein. Zudem ist man auch am Anfang in das freie Heidenland hineingegangen, das überhaupt noch unter keiner Kolonialregierung stand. Als das Deutsche Reich Kolonien erwarb, hat die Berliner Mission, ebenso wie die anderen alten Missionen, nicht gesäumt, auch auf unserem Kolonialgebiet mit der Arbeit einzusetzen. Aber niemand konnte von ihr verlangen, daß sie ihre bisherige Arbeit unvollendet liegen lasse. Es ist weder christlich noch deutsch, von einer Arbeit wegzulaufen, ehe sie zu Ende gebracht ist.

Zweitens: wir sollten dankbar dafür sein, daß wir Missionsarbeit an solchen Stellen haben, an denen auch der Schein, als würden politische Nebenzwecke verfolgt, wegfällt. Solche Arbeit ist der Beweis dafür, daß es die deutsche Christenheit mit ihrer Missionspflicht ernst gemeint hat und ernst meint. So völlig uninteressiert aber die Missionsarbeit in fremdem Gebiet ist, so gewiß bin ich, daß der Gott, der die Geschichte lenkt, sie auch den Völkern lohnen wird, die sie getan haben. Es wird ein nicht wägbarer, ein idealer Lohn sein. Aber der Deutsche ist bisher für ideale Werte nicht unempfindlich gewesen. Es wird das Zeugnis der Geschichte für das deutsche Volk sein, daß es auf dem Erdball nicht nur hat nehmen und gewinnen wollen, sondern daß es im Ernst mitgearbeitet hat an der großen gemeinsamen Aufgabe der Christenheit, den Boden schaffen zu helfen, auf dem bei allen Verschiedenheiten die Völker sich freundlich die Hand reichen und einander verstehen können. Die Zeit wird kommen, wo wir diesen Ruhm nicht werden missen wollen.

Wer an dem Bau des Reiches Gottes arbeitet, arbeitet mit an dem Wohl und an der Festigung des geschichtlichen Wertes des eigenen Volkes.

Gott gebe der Berliner Mission, daß ihr ein reiches Maß von Hilfe aus der deutschen Christenheit erwachse, so daß sie, befreit von den finanziellen Hemmungen, unter denen sie in der Gegenwart leidet, ihr Werk, wie in Kiautschu, Südchina und Deutsch-Ostafrika, so auch in Südafrika weiterführen und vollenden könne!

Und Gott gebe Afrika, daß Schwarz und Weiß in ihm die Stellung zu einander finden und innehalten, die die Entwicklung eines gedeihlichen Miteinanderlebens und Miteinanderarbeitens dauernd gewährleistet!

Das Christentum ist der Boden, auf dem eine gesunde, geschichtliche Lösung der Rassenfrage möglich ist.

Übersichtskarte
von
Süd-Afrika.
Massstab.
25 50 75 100 150 200 250 Kl.
Geo. nach der Karte von Ed. Kittlaus - Buchholz.
Rhodesia.
Kalahari Wüste
Betschwana-Land
Deutsch-
Süd-West-Afrika.
Britisch-
Betschwana Land
Transvaal.
Ost-Afrika.
Port. Ost-Afrika.
Delagoa Bay
Zulu-Land
Natal.
Griqua-Land West.
Oranje
Freistaat
Basutho Land
Griqua-Land Ost.
Klein-Nama-Land.
Buschmann-Land.
Kap Provinz
Kaffraria
Atlantischer Ocean
Indischer Ocean
Limpopo
Matibi
Zoutpans Bge.
Georgenholtz
Louis Trichardt
Blauberge
Palla
Lichtenburg
Rustenburg
Pretoria
Middelburg
Johannesburg
Potschefstroom
Standerton
Vaal
Harts Fl.
Kroonstadt
Heilbronn
Newcastle
Harrismith
Bethlehem
Winburg
Kimberley
Bloemfontein
Douglas
Prieska
Fauresmith
Springfontein
Lady Brand
Ladysmith
Pieter-Maritzburg
Durban
Port Shepstone
Warmbad
Steinkopf
Port Nolloth
Oranje Fl.
Oranje Fluss
Hartebeest R.
Modder R.
Orange R.
Kurumann R.
Molopo R.
Aasvogel R.
Kamiesberge
Karree Bge.
Bratstown
De Aar
Carnarvon
Victoria West
Hutchinson
Richmond
Hanover
Middelburg
Stormberg
Hinds
Sterkstroom
Tarkastad
Queenstown
Graaff Reinet
Stutterheim
Somerset East
King Williamstown
East London
Port Alfred
Port Elizabeth
Algoa Bay
Plettenberg Bay
Mossel bay
George
Riversdale
Uniondale
Prince Albert
Klipplaat
Sundays R.
Zwarte Berge
Laingsburg
Tulbagh
Worcester
Cape Town
Table Bay
Kapstadt
Caledon
Port Beaufort
Kap d. gut. Hoffnung.
Nadelkap
Cradock
Colesberg
Beaufort West
Nieuweveld Bge.
Koudeveld Bge.
Groote Karroo
Lange Berge
Swartberge
Cogmans Kloof
Clanwilliam
Doorn R.
Zout R.
Olifants R.
Breede R.
Gamtoos R.
Fish R.
Great Fish R.
Kei R.
Umtata R.
Port St. Johns
Umzimkulu R.
Umkomaas Fluss
Tugela R.
Drakensberge
Lebombo Berge
Lourenco Marques
Delagoa Bay
Komati Fl.
Crocodile R.
Limpopo Fl.
Palala
Marikadabeng
Nylstroom
Waterberge
Olifant Fl.
Letlaba Fl.
Vaal Fluss
Vaal Harys
Wilge R.
Vaal R.
Sand R.
Ermelo
Vryheid
Utrecht
Pongola Fluss
Umvolosi Fluss
Som Kali
Umhlatuzana Fluss
Umtamvuna R.
Umzimvubu R.
Kaffraria
Basutho Land
Drakensberge
Zulu-Land
Swasy Land
Port. Ost-Afrika
Ost-Afrika
Transvaal
Oranje
Freistaat
Griqua-Land West
Griqua-Land Ost
Betschwana Land
Deutsch-Süd-West-Afrika
Britisch-Betschwana Land
Kap Provinz
Natal
Zulu-Land
Klein-Nama-Land
Buschmann-Land
Kalahari Wüste
Rhodesia
Atlantischer Ocean
Indischer Ocean
Lat. 24 26 28 30 32 22 34
Long. 16 18 20 22 24 26 28 30 32 34
Lith. v. Papke

Princeton Theological Seminary Libraries
1 1012 01217 7764